Polizei-Geheimnisse.

Deutsch

von

E. Homburg.

Erster Theil.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Emil Ebner.
1865.

Druck von Emil Ebner in Stuttgart.

I.

Die Polizei in Frankreich

seit Ludwig XIV.

bis zur Revolution von 1789.

Erstes Kapitel.

Die General-Polizei-Lieutenants.

Ein Edikt vom Monat December 1666 führte die Polizei-Lieutenants ein, deren Amtsverrichtungen bis dahin durch den Pariser Stadtvogt, den Civil- und Criminal-Lieutenant des Châtelet gemeinschaftlich versehen worden waren.

Gedachtes Edikt bestimmte die Rechte, Privilegien und Amtsbefugnisse der neuen Gerichtspersonen.

Sie sollten die Ordnung, Reinlichkeit und Sicherheit der Stadt aufrecht erhalten und in letzter Instanz, jedoch unter Mitwirkung von sieben Oberbeamten des Châtelet, über die Bettler, Vagabunden und Landstreicher aburtheilen.

Durch Edikt vom Monat März 1667 bestimmte Ludwig XIV. folgendermaßen die Amtsbefugnisse des Polizei-Lieutenants: er erkennt in Betreff der Sicherheit der Stadt, der Propstei und der Grafschaft Paris über das durch die Verordnungen verbotene Tragen von Waffen, über das Reinigen der Straßen und öffentlichen Plätze und über Alles, was hiezu gehört; er ertheilt die nöthigen Befehle bei Feuersbrünsten und Ueberschwemmungen; er erkennt gleichfalls bezüglich aller für den Lebensunterhalt der Stadt nöthigen Vorräthe, deren Aufspeicherung und der hiezu dienenden Magazine, ebenso über deren Taxirung und Preis, er sorgt ferner für die Absendung von Commissarien und anderen

auf den Flüssen nöthigen Personen, um die Heuladungen, deren Verschiffung und Ankunft zu Paris zu überwachen. Er bestimmt über die Fleischbänke und deren gerichtliche Ueberlassung, überwacht die Krambuden, die Messen und Märkte, die Gasthöfe, Wirthschaften, Logierhäuser, Spielspelunken, Tabakskneipen und Bordelle. Ferner erkennt er über ungesetzliche Versammlungen, über Tumulte, Verführungen und alle bei solchen Gelegenheiten vorkommenden Unordnungen, über die Manufakturen und was dazu gehört, über die Vorsteher- und die Geschworenen-Wahlen der sechs Handelsinnungen; über die Lehrbriefe, die Meisteraufnahmen; über die regelmäßigen Berichterstattungen, über die von den Geschworenen der Handels- und Handwerksleute vorgenommenen Umgänge, über den Vollzug der Statuten und Verordnungen, über die Verweisung der Urtheile oder Mittheilungen des königlichen Prokurators des Châtelet in Bezug auf Künste und Handwerke; ferner steht ihm das Recht zu, alle Gewichte, Maße und Wagschalen sämmtlicher Innungen der Stadt und der Vorstädte von Paris, mit Ausschluß jedes andern Richters, zu eichen. Ebenso erkennt er über alle Uebertretungen der die Buchdruckereien betreffenden Verordnungen, Statuten und Bestimmungen, sey es gegen die Buchdrucker selbst, wegen des Drucks verbotener Bücher oder Flugschriften, oder auch gegen die dieselben verbreitenden Colporteure. Die Wundärzte sind verpflichtet, ihm Namen und Stand der Verwundeten zur Kenntniß zu bringen; er kann ebenfalls auch über alle Delinquenten, welche wegen Polizeivergehen auf der That ertappt wurden, den summarischen Prozeß einleiten und allein aburtheilen, vorausgesetzt, daß keine entehrende Strafe verhängt werden müßte, in welchem Fall er der Präsidentschaft hierüber Bericht abstattet; endlich steht ihm auch noch die Vollziehung aller Verordnungen, Beschlüsse und Verfügungen, welche die Polizei selbst betreffen, zu." Im Monat März 1674 errichtete der König ein neues Châtelet und eine zweite Polizeilieutenants-Stelle,

aber die aus diesem doppelten Amte entsprungenen Mißstände veranlaßten eine Ordonnanz vom 18. April desselben Jahres, wodurch beide Aemter unter dem Titel: General-Polizeilieutenant wieder mit einander vereinigt wurden. Ein viertes Edikt vom Jahre 1700 und ein fünftes vom Jahre 1707, endlich die amtlichen Erläuterungen vom 23. März 1728, vom 18. Juli 1729, vom 25. August 1737 und vom 16. März 1755 unterstellten auch noch seiner Amtsbefugniß die hinsichtlich des Getreide- und überhaupt des Fruchthandels innerhalb des Umfanges der Propstei und der Grafschaft von Paris und sogar auch noch auf 8 Stunden in dem Umkreis der Stadt zu treffenden Maßregeln; über den Verkauf und Handel der zu Land herbeigeführten Weine, den Verkauf und Debit der Austern, die Anwendung des Böttcher- und Wagnerholzes, die Beaufsichtigung der Wagner, Färber und Fleckenreiniger, der Wasserträger; die öffentlichen Aufzüge, die Mägdeverdingerinnen und die Säugammen in der Stadt und den Vorstädten; die Fabrikanten von Bajonneten zum Umlegen, die Inspektion und Entscheidung über die den Einsturz drohenden Häuser, die Einsichtnahme der Waffenscheine, die Erkennung wegen des Werbewesens und Pressung zum Kriegsdienste, endlich noch über die aus dem Viehhandel auf den Märkten zu Sceaux und Poissy entstehenden Streitigkeiten, ebenso über die öffentlichen Zwiste zwischen Privatpersonen, welche eine Gefängnißstrafe von nur kurzer Dauer zur Folge haben; schließlich auch noch Alles, was die Besitzerinnen von Bordellen und die Freudenmädchen betrifft.

Die Berufungen gegen seine Urtheile wurden beim Parlament angebracht, jedoch wurden sie, ungeachtet eingelegter Verwahrung oder Berufung, immerhin provisorisch vollzogen.

Der königliche Prokurator des Châtelet hat ein besonderes Bureau, in welchem er über Alles aburtheilt, was die Corporationen der Handelsleute, der Künstler und Handw rker das Meister-

recht, die Meisteraufnahmen und Zunftgeschwornen betrifft, er gibt seine Urtheile in Form eines Gutachtens ab, weil dieselben erst vollzugsreif werden, wenn der General-Polizeilieutenant sie bestätigt, wenn aber gegen ein solches Gutachten Berufung eingelegt wird, so muß diese Berufung dem Parlament unterbreitet werden.

„Der General-Polizeilieutenant ist Commissarius des Königs hinsichtlich der Kopfsteuer und anderer Auflagen, welche die Künstler- und Handwerker-Zünfte betreffen, und versieht bei dieser Partei, wie bei so vielen andern, die Verrichtungen eines Intendanten der Stadt Paris.

„Der König beauftragt nebenbei auch den General-Polizeilieutenant sehr häufig mit andern Geschäften, welche nicht zu seiner gewöhnlichen Zuständigkeit gehören, unter denselben ist ihm ein Theil zugewiesen, welchen er selbstständig in letzter Instanz und in der Bastille mit andern beauftragten Richtern abzuurtheilen hat, andere dagegen sind im Châtelets mit dem Präsidium abzuurtheilen. Einige darunter, aber nur in sehr kleiner Anzahl, werden von ihm ganz allein und in letzter Instanz abgeurtheilt, der größte Theil aber geht auf dem Berufungsweg an den Rath.

„Die Dienstverrichtungen der General-Polizeilieutenants, welche in den verschiedenen Städten des Königreichs angestellt sind, sind fast die nemlichen, jedoch minder umfangreich als jene des General-Polizeilieutenants von Paris. Diese Dienstverrichtungen und die daraus entspringenden Rechte wurden durch ein Edikt von 1699 näher bestimmt.

Eine Entschließung vom 22sten December 1699 setzt das Alter von 25 Jahren fest, um die Stelle eines General-Polizeilieutenants bekleiden zu können.

Abgesehen von Allem dem, was ich bezüglich der Dienst-

verrichtungen des Generallieutenants der Pariser Polizei bereits gesagt habe, war dieser Beamte ferner noch beauftragt:

1. In Paris alle Befehle des Königs zur Ausführung zu bringen.

2. Die Militärs, welche durch Paris kamen oder sich in der Hauptstadt aufhielten, zu inspiziren.

3. Die in den königlichen Schlössern verwahrten Staatsgefangenen zu verhören.

4. Alle gefährliche oder verdächtige Personen verhaften zu lassen; zu diesem Behufe verschaffte er sich Zutritt in die Privathäuser, um die ihm nöthig scheinenden Nachforschungen und Haussuchungen vorzunehmen.

5. Schlechte Subjekte, welche ihre Familien entehren konnten, einsperren zu lassen.

6. Die Buchhändler zu überwachen.

7. Endlich auch noch die Censur der Theaterstücke zu besorgen.

Die Polizeilieutenants waren unterrichtet von den Namen, der Personalien, der Gesinnung und Sprache der Uebelprädizirten und Vagabunden aller Art. Sie waren Gerichts-Räthe im Châtelet mit Sitz und Stimme und hielten dort öffentliche Polizei-Audienzen ab.

Sie hatten blos 42 Angestellte in ihren Bureaux, das Säugammen-Bureau mit inbegriffen; 48 Polizei-Inspektoren, welche den Titel als Räthe führten, waren in 48 Stadtvierteln von Paris vertheilt.

Die vorladenden und vorläufig untersuchenden Polizeicommissäre, welche gleichzeitig auch Siegelanleger waren, wurden im Châtelet eidlich verpflichtet, und trugen zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung bei.

In Paris standen sechszig Wächter im Solde der Polizei: allerdings wachten aber auch die Leute von des Königs

Parquet und die Polizeiwache zu Pferd (Maréchaussée) ebenfalls über die allgemeine Sicherheit.

Viermalhunderttausend Franken waren für die laufenden und außerordentlichen Ausgaben im Umfang des ganzen Königreichs genügend.

Außerdem hatten die Polizeilieutenants zu Paris auch noch eine unmittelbar zu ihrer Verfügung stehende bewaffnete Macht, deren Commandanten und Offiziere sie aber nicht ernannten; diese Macht bestand: 1. In der von dem König besoldeten, aus einer Compagnie Reiterei von 111 Mann und einer Compagnie Infanterie von 876 Mann unter den Befehlen eines Brigadiers der königlichen Armeen bestehenden Pariser Stadtgarde. 2. Aus einer Compagnie Pariser Scharwache von 76 Bogenschützen zu Fuß, unter dem Befehl des nemlichen Brigadier's. *)

Die Ausgaben für die Polizei nahmen ganz besonders unter der Amtsverwaltung der Herren von Sartines und Lenoir zu.

Nachstehend folgt eine authentische Zusammenstellung der Polizei-Ausgaben vor der Revolution. Dieser Nachweis ist dem von Herrn Necker auf Befehl des Königs dem Finanzcomité der Nationalversammlung vorgelegten „Allgemeinen Rechnungsnachweis der festen Einnahmen und Ausgaben des Königreichs vom 1ten Mai 1789" entnommen.

Polizei.

Jährliche Ausgaben.

	Frcs.
Gehalt des Polizei-Lieutenants	36,800
„ des ersten Polizei-Gehülfen	12,500
„ der übrigen Gehülfen zusammen ungefähr . .	85,000

*) Biographie der General-Polizeilieutenants, Polizeiminister, General-Direktoren, Polizei-Präfekte in Frankreich, sowie deren hauptsächlichster Agenten, von B. de Saint Edme.

	Fr.
Gehalt der Bureaudiener und Aufwärter	3,000
Beleuchtung und Heizung des Polizei-Hôtels . . .	16,000
Zins für den restirenden Ankaufspreis des Hôtels*)	10,000

Besoldungen und Gagen der verschiedenen im Polizeidienst verwendeten Personen:

Bureau der gefundenen Gegenstände	1,800
Gehalt der bei der Polizei angestellten zwei Censoren à 1200 Frcs.	2,400
Gehalt eines besondern Censors	600
„ eines Arztes für die Gefängnisse	1,200
„ eines Arztes für die Säugammen	400
„ eines Wundarztes für die Gefängnisse . . .	1,200
„ eines Controlleurs nebst zwei Gehülfen für den Marktdienst	3,300
Besoldungen der Inspektoren der Pariser Straßenreinigung	10,950
Besoldung eines Unter-Inspektors für den nemlichen Dienst	4,800
Alte und neue Gagen von 22 Polizei-Inspektoren**)	6,690
Vier Wächter im Palais Royal	1,800
Den Ausschellern, für die Straßenreinigung in verschiedenen Stadtvierteln	2,725

Gehalte der Commissäre des Châtelet.***)

Honorar für verschiedene den Commissarien übertragene Dienste	80,000

*) Dieses Hotel lag rue neuve des Capucines, wo seit 1789 die Mairie war.

**) Unter Gagen wurden die Interessen des Ankaufskapitals der Stellen dieser Angestellten verstanden, da die Stellen käuflich waren.

***) Es gab deren Vierzig, welche damals in 24 Stadtvierteln vertheilt waren. Die Commissäre versahen außer ihren gewöhnlichen Amtsverrichtungen auch noch besondere Dienste; der eine beaufsichtigte die Märkte, ein anderer die Freudenmädchen, ein dritter die Logierhäuser 2c.

	Fr.
Alterszulagen *)	12,000
Auf Befehl des Polizeilieutenants ausbezahlte Gratificationen	12,000

Vacaturen der Polizei-Inspektoren.**)

Diese pr. Stadtviertel bezahlten Vacaturen sind in dem Nachweis für das gewöhnliche Rechnungsjahr aufgeführt mit der Summe von	210,000

Festgesetzte und jährlche an verschiedene Personen verwilligte Gratificationen.

Dem kgl. Procurator für außergewöhnliche Arbeit .	6,000
Den mit den Criminalberichten beauftragten Räthen des Châtelet	4,000
Den mit den Polizei-Untersuchungen beauftragten Räthen des Châtelet	3,000
Dem Sekretär des Criminallieutenants	400
Den mit Aufrechthaltung der Ordnung beauftragten französischen Garden	3,300
Den mit Aufrechthaltung der Ordnung beauftragten Schweizer-Garden	1,050
Den Polizei-Inspectoren, Gefängnißwärtern, Unterbediensteten, Pförtnern und Gefängnißschreibern . .	5,400

---

*) In jedem Stadtviertel gab es einen sogenannten Aeltesten, welcher eine Alterszulage bezog.

**) Durch das Edikt vom März 1740 wurde die Zahl der Polizei-Inspektoren von 40 auf 20 herabgesetzt. Der Preis für ein Inspektorenamt war ursprünglich auf 7500 Frcs. bestimmt, mit der Zeit, d. h. im Jahre 1787, wurde eine solche Inspektorstelle aber bis zu 50,000 Frcs. bezahlt. Die heutigen Polizei-Inspektoren sind untergeordnete und absetzbare, von dem Polizei-Präfekten ernannte Agenten; sie stehen unmittelbar unter den Friedensoffizieren. Diese Letzteren sind heute nun ungefähr die früheren Inspektoren.

	Fr.
Dem mit dem Verkaufe von Medicamenten beauftragten Polizei-Apotheker	300
Der Pariser Stadtgarde für den Dienst auf den Jahrmärkten und bei außergewöhnlichen Gefahren . .	6,400

Beleuchtung von Paris und der Straße nach Versailles.

Die gewöhnliche Beleuchtung der Pariser Straßen kann im Hinblick auf das Wachsthum der Stadt veranschlagt werden mit	356,000
Außerordentliche Beleuchtung während des Winters	25,000
" " " Sommers	2,400
Beleuchtung der Straße nach Versailles	15,000

Straßenreinigung von Paris.

Straßenreinigung von Paris	280,000
Miethe der Abladungsplätze	307
Unterhaltung der Feuerlöschgeräthschaften und Feuerspritzendienst	116,000
Sold der zu diesem Dienst verwendeten französischen Garden	2,208
Miethe für deren Kasernen	1,800

Ausgaben für das Pariser Regiment.

Gehalte der Offiziere	10,000
Rekrutirungskosten	11,570
Dem mit den Operationen bezüglich dieses Regiments beauftragten Polizei-Inspektor	2,200
Pensionen an alte Angestellte	48,000
Geheime Ausgaben	30,000

Verschiedene Ausgaben.	Fr.
Jährliche milde Gaben	12,000
Druckkosten	3,000
Hinwegschaffung von Schnee und Eis	36,000
Allerlei Polizeibedürfnisse	66,000
Rechnungskosten	5,500
Für drei Fruchtmesser nebst Bureaukosten . . .	1,920
Ein Inspektor bei dem Fourage-Verkauf	1,500
Vier andere zu 1000 Fr.	4,000
Bureaukosten und Gratificationen	2,000
Totalsumme der Polizei-Ausgaben, Scharwache und Pariser Stadtgarde nicht mit inbegriffen . . .	1,568,920
Ausgaben für die Scharwache und Pariser Stadtgarde	1,041,420
Totalsumme der Polizeiausgaben*)	2,610,340

Der erste General-Polizeilieutenant war La Reynie. Er entwickelte einen lobenswerthen Eifer in Ausübung seines Amtes, hinsichtlich der Umbildung und Verbesserung der Pariser Polizei.

Ihm verdankte Paris die Errichtung der Scharwache, das Verbot für Livréebediente, Degen oder Stöcke zu tragen, die Einführung der Laternen, die Hinwegräumung des Straßenunrathes und einer Menge von Polizeiverordnungen, welche sogar zur Zeit der Revolution noch in Kraft standen und selbst der

*) Der Herausgeber der Polizei-Archive bemerkt, daß die Polizei-Ausgaben seit 1789 fortwährend in die Höhe gingen; er stellt folgende Belege hiefür auf:

Ausgaben der Polizei-Präfektur

während des Rechnungsjahres	1809	—	2,741,118	Fr. 78	Cts.,
" " "	1813	—	4,612,968	" 98	"
" " "	1819	—	5,197,831	" 5	"
" " "	1826	—	6,433,721	" —	"
" " "	1828	—	7,111,777	" —	"

heutigen Verwaltung so zu sagen als Grundlage dienen, ferner die Organisation eines regelmäßigen Spionirsystems, die Reinigung des Wunderhofes, die Verminderung der Verbrecher, welche aus Paris die fürchterlichste Wildniß machten.

Vor dem Amtsantritt La Reynie's gingen die Bürger blos mit einer von ihnen selbst, dem Lehrling oder der Magd vorausgetragenen Laterne aus; die Gerichtspersonen und die hohen Herren ließen Fußvolk oder berittene Leute vorausziehen, welche eine aus Harz und Wachs bestehende Fackel in der Faust trugen.

Die Einführung der Laternen war eine der ersten Amtshandlungen La Reynies. Man begann vorerst damit, eine solche an jeder Straßenecke und eine andere in der Mitte der Straße anzubringen, natürlich die Straßen von bedeutender Länge ausgenommen. Die Laternen wurden vermittelst Kerzen erleuchtet.

Immerhin aber war La Reynie noch weit davon entfernt, den Unordnungen zu steuern, deren Schauplatz Paris war. Die Diebstähle nahmen zu. Dangeau schreibt unterm 11. August 1696: „Man fängt in Paris an, soviel zu stehlen, daß die Scharwache zu Fuß und zu Pferd verdoppelt werden mußte."

Als La Reynie zum Polizei-Lieutenant ernannt wurde, waren zahlreiche Vergiftungs-Gerüchte in Umlauf. Es waren auch in der That Verbrechen solcher Kategorie nachgewiesen worden, und die Regierung errichtete in Folge hievon eine „Gerechtigkeitskammer" oder die feurige Kammer des Arsenals, deßhalb so genannt, weil sich die Kammer an diesem Orte versammelte und die Schuldigen zu den Feuerqualen verurtheilt; ihre Hauptaufgabe bestand aber darin, die Giftmörder und deren Mitschuldige zu ermitteln und abzuurtheilen.

Voltaire hat in seinem „Zeitalter Ludwigs XIV." von

dieser Kammer und von den Verbrechern, welche sie verurtheilte, gesprochen.

Jedermann kennt jene fürchterlichen Trauerscenen, deren Heldinnen die Voisin und Brinvilliers waren. *)

Der König hatte La Reynie zum Vorsitzenden, Generalprokurator und Berichterstatter dieses furchtbaren Gerichtshofes ernannt. Bei dieser Veranlassung muß bemerkt werden, daß er gegenüber dem Gerichtshofe jene Art von Gefälligkeit zeigte, „vor welcher es selbst einem ehrlichen Manne in gewissen Verhältnissen schwer wird, sich zu hüten.

Man verwickelte in diese Angelegenheit in sehr ungerechter Weise Personen, welche bei dem König in Ungnade standen, vermischte die sonderbarsten Anklagen wegen Magie, mit den Anklagen wegen Vergiftung, und La Reynie schien beide anzunehmen. Als er die Herzogin von Bouillon verhörte, welche man auf höchst widerliche Weise mit auf Hexerei und Magie lautenden Anklagen beunruhigte, die höchstens aber einiger Indiscretionen schuldig war, fragte er sie dennoch in vollem Ernst, ob sie, gelegentlich ihrer Unterredungen mit den Hexen, auch den Teufel gesehen habe? Die Herzogin von Bouillon antwortete ihm: „Ich sehe ihn in diesem Augenblick, die Erscheinung ist sehr häßlich; sie ist als Staatsrath verkleidet.“ **)

Wenn die Entdeckung der Giftmörder die Polizei auch lebhaft beschäftigte, so bestand dennoch aber eine noch weit mühsamere Amtsverrichtung für sie in der Verfolung aller Religionäre. ***) Es geschah dies im Jahr 1683, kurz nach der Zurücknahme des Edikts von Nantes. Diese ebenso barbarische

---

*) Memoiren, aus den Polizei=Archiven gezogen.

**) Biographie der Generallieutenants der Polizei in Frankreich, von Saint=Edme.

***) Unter diesem Namen bezeichnete man die Protestanten.

als unpolitische Maßregel hatte das ganze Königreich in Aufregung versetzt.

Das Gesetz, welches so viele ehrliche Leute in ihrer Gewissensfreiheit angriff, hatte es dem Polizeilieutenant auch zur Pflicht gemacht, dieselben zu überwachen, er war zum speciellen Verfolgungsminister ernannt worden.

Er hatte Befehl, alle Versammlungen der Protestanten, sowie deren Predigten zu hindern, in jeder Familie einen Spion zu unterhalten, mit einem Wort, weit mehr der Henker, als der Richter Derjenigen zu sein, welche man ihm überlieferte. La Reynie, ein hitziger Mann und unbeugsamer Charakter, vollzog diese Befehle mit bedauerlicher Pünktlichkeit.

Die Bastille hatte in sehr kurzer Zeit zahlreiche Opfer erhalten, welche umsonst einer grausamen Verfolgung zu entfliehen suchten, und wegen des Treubruchs gegenüber einem beschwornen Gesetze protestirten.

Nachdem Herr de la Reynie sein Amt bis zum Jahr 1697 d. h. während dreißig Jahren verwaltet hatte, legte er dasselbe endlich nieder, um sich nun ausschließlich den Geschäften des Staatsrathes, dessen Mitglied er geworden war, zu widmen. Er starb endlich zu Paris im Juni 1709 in seinem Hause in der Bouloi-Straße.

Auf La Reynie folgte d'Argenson. Marc-René George de Paulmy, Marquis von Argenson, war einer jener Polizei-Lieutenant, über welche man das meiste Gute und das meiste Schlechte gesagt hat.

Als er seine Stelle antrat, dauerten die Verfolgungen in Folge der Zurücknahme des Edikts von Nantes immer noch fort. Paris war damals, was alle Hauptstädte zur Zeit der Verfolgung sind, nämlich der Ort, wo die Unterdrückten ihre Zuflucht suchen. Der berüchtigte Jesuit Letellier, der Beichtvater des Königs und dessen Rathgeber, verlangte die strengste

Vollziehung der Edikte gegen die Religionäre, daß man zu Paris eine Protestantenjagd anstelle, sie verhafte und aus dem Königreiche weise.

Das Benehmen des Marquis d'Argenson bei dieser Gelegenheit verdient alles Lob, und sollte für alle Zeiten allen jenen Beamten zum Vorbild dienen, welche in Folge ihres Amtes beauftragt sind, den Irrthümern oder Verbrechen der Regierungsgewalt zu dienen.

Er machte den ganzen Credit seiner Stellung geltend, um zu hindern, daß man auch zu Paris jenes System der Unduldsamkeit befolge, wie dies in den Provinzen geschah.

Das dem Rathe in diesem Betreffe von ihm vorgelegte Promemoria enthält so kluge Ansichten und Grundsätze über diese Verwaltung und die Polizei, daß ich mir eine Pflicht daraus mache, folgende Stelle hervorzuheben.

„Die Inquisition, welche man gegen jene Protestanten zu Paris einführen möchte, deren Bekehrung zweifelhaft ist, würde sehr ernste Mißstände nach sich ziehen. Man würde sie hiedurch zwingen Zeugnisse entweder durch Geld, oder um den Preis der Gotteslästerung zu erkaufen.

Sie würde ferner aus dieser Stadt Jene entfernen, welche als Unterthanen neutraler Fürsten geboren sind, sie würde die freundlich gesinnten Protestanten stets mehr und mehr aufreizen, sie würde die Familien entzweien, die Verwandten gegenseitig zu Angebern machen, dadurch einen innern, vielleicht allgemeinen Krieg in der Hauptstadt des Königreichs hervorrufen, welches doch als das gemeinschaftliche Vaterland betrachtet werden sollte.

Wenn Herr v. Argenson auch nicht gerade erzielte, was er in seinem Promemoria verlangte, so schützte er doch für einige Zeit die Stadt Paris gegen die beabsichtigten Inquisitionsmaßregeln.

Wenn er aber auch bei dieser Gelegenheit diesen so ehrenwerthen Widerstand den Befehlen des Hofes gegenüber zeigte, so verhielt er sich dagegen in der Port-Royal-Angelegenheit ganz anders. D'Argenson liebte die Jesuiten, oder schonte sie vielmehr, weil sie allmächtig waren. Die Jansenisten mißfielen ihm hingegen aus dem entgegengesetzten Grunde *) Die Schwestern dieses Hauses hatten sich nämlich geweigert, ein von den Jesuiten vorgeschriebenes Formular zu unterschreiben, und zwar deßhalb, weil es die Jansenisten als dem Glauben und den Kirchenvorschriften entgegen ansahen. Es konnte der Regierung gewiß wenig daran liegen, ob diese frommen Töchter dem Lehrbegriffe des Jansenius oder des Molina huldigten, aber der Religionshaß ist schrecklich; die Zerstörung Port-Royals wurde somit beschlossen.

Nach langen Intriguen befahl endlich ein Erlaß des Rathes vom 27. Oktober 1709 die Zerstörung des Klosters und die Ausweisung der Klosterschwestern, der Marquis d'Argenson wurde mit dem Vollzug dieser Maßregel beauftragt. Dieser Beamte begab sich auch sofort, gefolgt von Bewaffneten, Arbeitern, Polizeiagenten und dem ganzen Troß der rohen Gewalt und des Despotismus, nach Port-Royal. Er schämte sich nicht, nicht nur dieser so gehässigen Execution beizuwohnen, sondern die Geschichte hat auch noch das Andenken des wenig achtungswerthen Benehmens dieses Mannes bei fraglicher Veranlassung aufbewahrt, eines Mannes, der es sich zur Ehre rechnete, nur der Gerechtigkeit allein Gehör zu geben. In diesem Falle bestand aber für die Höflinge die Gerechtigkeit

*) Er hatte sich unter dem verstorbenen König (Ludwig XIV.) den Jesuiten ergeben, jedoch in der Weise, daß er so wenig Schlechtes wie möglich unter dem Schleier der Verfolgung that, welche er nothwendig fühlte, und zwar weniger, um wirklich zu verfolgen, als vielmehr thatsächlich die Verfolgten zu schonen. Saint Simon.

bloß in dem ausgesprochenen Willen des Fürsten, oder desjenigen, welchen man ihm unterstellte. *)

D'Argenson bewies bei vorkommenden Schwierigkeiten großen Muth, er führte Alles rasch aus, er arbeitete unermüdlich, aber nach der Aussage seines eigenen Sohnes arbeitete er bloß lückenhaft und weniger pünktlich, als fast jeder Andere, ferner war er uneigennützig, fest, aber hart, trocken und despotisch. Er hielt für die Polizei zu viel Spione, ließ unrechtmäßiger Weise zu viele Bürger verhaften.

Den Jesuiten gefällig und gegenüber den Jansenisten verfolgungssüchtig, weil eben das Losungswort des Hofes so lautete, haßte er weder die einen noch die andern, sondern schmeichelte der am meisten in Gunst stehenden Partei, bloß in dem Interesse seines Ehrgeizes.

„Ich muß eingestehen, sagte der Marquis d'Argenson, sein Sohn, daß seine Privatmoral keine vollständig reine war, und ich habe ihm zu nahe gestanden, um glauben zu können, daß er ein Frömmler gewesen sey. Aber doch verschaffte er dem Anstand und der Religion Achtung, und ging hinsichtlich der Beobachtung der von ihm vorgeschriebenen Verordnungen selbst mit gutem Beispiel voran."

Man wird aber bald sehen, worin dieses Beispiel bestand und inwiefern er mit demselben voranging. Nachstehendes haben uns in diesem Betreff die Memoiren jener Zeit aufbewahrt; es sind zu seltene und zu merkwürdige Dinge, um sie nicht ferner zu bewahren, oder sich bei ihnen nicht aufzuhalten.

„Herr d'Argenson war ein großer Mann, sehr brünett und so schwarz von Gesicht, daß, wenn er den Beamtenton annahm, er Einen vor Schrecken erstarren machte. In der Oeffentlichkeit stolz, hart, unzugänglich, war er dagegen im Privatleben der sanfteste und liebenswürdigste Mensch. Er liebte

*) Aus den von Peuchel ausgezogenen Polizei-Archiven.

die Tafelfreuden, aber sein größtes Glück bestand darin, sich der vollständigsten Ausschweifung zu ergeben; und da die Freudenmädchen unter seiner Amtsgewalt standen, wodurch es den Polizeivorständen stets leicht gemacht war, sich einem solchen Hang zu überlassen, so ließ sich d'Argenson natürlich auch zu seinen geheimen Orgien die schönsten dieser Mädchen aussuchen, immerhin aber beschränkte er seine Liebhabereien nicht auf diesen einzigen Zeitvertreib.

Ein ganz besonderer Geschmack drängte ihn zur Aufsuchung von Klosterschwestern, und die Abtei Trainel war wenn man Richelieu's Memoiren Glauben schenken will, während einiger Zeit der Mittelpunkt seines Treibens. Man muß gegenüber den satyrischen Einzelheiten gedachter Memoiren etwas auf der Hut seyn, denn der Marschall von Richelieu schrieb seine letzte Haft in der Bastille diesem Minister zu, und hatte ihm deßhalb einen lebhaften Groll bewahrt.

D'Argenson hatte in dem in der Charonnestraße gelegenen Kloster Trainel eine seiner Maitressen Namens Husson untergebracht, welche dort Anfangs sehr ausgezeichnet behandelt wurde, weil sie von diesem Beamten eine Lotterieerlaubniß erlangt hatte, deren Ertrag die Kosten für verschiedene im Kloster unternommene Bauten, und für confiscirte zur Zimmerausschmückung der Superiorin bestimmte und bemalte Stoffe decken sollte. Die Superiorin aber, welche jung und blühend war, verführte durch ihren üppigen Körperbau und ihre Liebenswürdigkeit den verdammten Lieutenant, und stach somit das Fräulein Husson aus.

Es gelang ihr, ihn festzuhalten, zwar nicht gerade bei ihr persönlich, indessen aber doch in ihrem Kloster. D'Argenson, welcher noch nie treu gewesen war, wurde es endlich einem Verein von Klosterschwestern.

Als wahrer Sultan, hatte der Polizeilieutenant aus dem Kloster der heiligen Magdalena von Trainel, Dank der Superiorin, ein wahres Serail gemacht.

Die Liebesbeweise dieser Superiorin, sagen diese nemlichen Memoiren, waren ausgezeichneter Art; sie begann damit, vorerst in der Magdalenenkirche eine dem heil. Marcus, (heil. René) dem Schutzpatron d'Argenson's gewidmete Kapelle erbauen zu lassen, ferner erbaute man dort eine Art von Grab, wo nach dem Tode sein Herz ruhen sollte, welches im Leben das Kloster so sehr geliebet hatte.

Man kann wohl sagen, daß er sich bereits bei Lebzeiten dort vergrub, denn im Jahr 1718, als er Großsiegelbewahrer und Chef der Finanzen geworden war, sah man diesen ernsten Beamten, welcher die erhabensten Verrichtungen des Staatsdienstes damals in sich vereinigte, weil der Kanzler verbannt war, jeden Abend in's Kloster gehen, wo er sich ein Gemach hatte bauen lassen, welches mit jenem seiner Favorite in Verbindung stand, die ihm aber nicht mehr ausschließlich gefiel, und zwar wegen verschiedener Anderer, welche die zuvorkommende Superiorin ihm verschaffte, um ihn die Mühseligkeiten seines Dienstes etwas vergessen zu machen.

Sobald er im Kloster eingetroffen war, legte er sich zu Bette. Hierauf kam nun die Superiorin nebst ihren Gefährtinnen, um die Füße des gnädigsten Herrn Großsiegelbewahrers mit Branntwein zu reiben, und ihm nebenbei auch dieselben zu kitzeln, woran Herr d'Argenson ein ganz unendliches Vergnügen fand. Hierauf umgaben diese heiligen Töchter sein Bett und lasen ihm die Bittschriften vor, womit seine Taschen gefüllt waren. Die Geschäfte, welche die Superiorin interessirten, wurden nun vorerst nach ihren Wünschen erledigt, man wendete sich meistentheils auch an sie, und in der That verkaufte sie diese Gnadenbezeugungen zum möglichst hohen Preise.

Waren die Geschäfte abgethan, dann dachte man bloß noch an das Vergnügen. Man speiste an dem Bette des gnädigsten Herrn zu Nacht. Die Tafelfreuden und leichtfertigen Reden flößten ihm einige leichte Wünsche ein, welchen man zu entsprechen sich beeilte. Da er frühzeitig aufstehen mußte, so verließ ihn sein Serail bereits um 11 Uhr.

Sie küßten ihn Alle und jene, welche er als die Letzte bezeichnet hatte, fand stets irgend einen Grund, um ihre Gefährtinnen hinweggehen zu lassen und ihre eigene Rückkehr in die Schlafzelle zu verzögern.

Die gute Nacht, welche er ihr wünschte, war zärtlich und ausdrucksvoll . . .

D'Argenson genoß allein eines Vorrechtes, welches seinen verliebten Plänen sehr zu Statten kam: er hatte nämlich in seiner Eigenschaft als Polizeilieutenant das Recht, zu jeder Stunde in die Klöster einzutreten, er war der geborne Inspektor ihrer weltlichen Macht.

Die Klöster bedienten sich damals des Mittels der Lotterien, um ihre Kirchen zu bauen und ihre Lage zu verbessern, und die Erlaubniß zu diesen Lotterien konnte nur der Polizeilieutenant ertheilen. Eine große Anzahl von Klöstern wendete sich daher in dieser Sache an ihn. Auf diese Art erzeigte er den geistlichen Schwestern Wohlthaten, wenn sie sich ihm gefällig erwiesen.

Durch dieses Mittel hatte er also den Schauplatz seiner Lüste in diese religiösen Häuser verlegt. Nach diesen eckelhaften Beispielen läßt sich bereits die Corruption beurtheilen, welche damals herrschend war. *)

D'Argenson war allgemein gehaßt; selbst das Volk haßte

---

*) Biographie der General-Polizeilieutenants etc. in Frankreich, von St. Edme.

ihn. Barbier weist in seinem Journal mehrere Züge von diesem Hasse nach.

Als man Herrn d'Argenson das Staatssiegel abnahm, ging er vorerst für einige Zeit zu den Jesuiten nach der St. Antoinestraße, und hierauf nach dem in der Vorstadt St. Honoré gelegenen Kloster Madeleine de Trainel.

Man las damals folgenden Maueranschlag:

„Es ist ein großer schwarzer Hund mit rothem Halsband und hängenden Ohren verloren gegangen. Der Finder wird gebeten, ihn gegen Belohnung der Aebtissin des Trainelklosters zu überbringen."

Herr d'Argenson war groß und schwarz. Er war Ritter des St. Louis-Ordens und besaß das große rothe Ordensband, und die hängenden Ohren bezogen sich auf das Ereigniß.

Er starb am 8. Mai 1721 in dem Alter von 70 Jahren; seine irdische Hülle wurde am 10. Mai mit einem seiner Würde entsprechendem Glanz nach der Kirche St. Nicolas du Chardonneret gebracht, wo er sein Grab hatte; das Volk begleitete den Zug mit Flüchen auf den Verstorbenen. Die Weiber hielten die Pferde an und schrieen: „Ah! da liegt er endlich der Gaudieb! welcher uns so viel Böses zugefügt hat!"

In dem nemlichen Journal von Barbier liest man unterm Juni 1721:

„Man hat von Herrn d'Argenson ein Bild gemacht mit der Aufschrift: Ein ungerechter Schatten bei seinem Eintritt in die Hölle. Dieses Bild ist ein trauriges Andenken an diesen hohen Beamten."

Herr v. Machaud, welcher vom 28. Januar 1718 bis zum Januar 1720 Polizeilieutenant war, führte eine friedliche Verwaltung. Nachdem er den Posten eines Polizeilieutenants verlassen, übernahm er die wichtige Stelle eines ersten Präsidenten des großen Rathes, welche er mit ebenso viel Weisheit

als Rechtschaffenheit versah. Er war 1665 geboren nnd starb im Jahr 1750 in dem Alter von 85 Jahren. Er hinterließ den Ruf eines redlichen Mannes.

An die Stelle des Herrn v. Machaud wurde der zweite Sohn des Marquis d'Argenson zum Polizeilieutenant ernannt.

Er erließ mehrere Verordnungen, welche kräftig zur Verschönerung von Paris und zur Freiheit des Straßenverkehrs beitrugen; Hofintriguen veranlaßten seinen Rücktritt. An seine Stelle trat ein Herr Taschereau von Baudry. Da der Regent Herrn d'Argenson nur mit Bedauern entfernte und den Wunsch hegte ihn alsbald aufs Neue wieder zu berufen, so wählte man auch einen Mann zu seinem Nachfolger, welcher nicht intriguirte, und den man ohne Hinderniß auch wieder entfernen konnte, sobald man seinen Vorgänger wieder einberufen wollte. Man verdankt Herrn Taschereau mehrere nützliche Verordnungen, unter andern jene vom 24. Oktober 1720 hinsichtlich der Sicherheit der Bewohner von Paris.

Unter seiner Verwaltung erschien jene Ordonnanz des Königs oder vielmehr des Regenten Herzogs von Orleans (1720) hinsichtlich der Pässe nach dem Auslande. Sie verbot bei Todesstrafe, das Königreich ohne Erlaubniß zu verlassen. Man sieht, daß der Herzog von Orleans mit dem Blute der Franzosen nicht sehr sparsam umging. Man beschuldigte nemlich die berüchtigte durch Law gegründete indische Compagnie, Frankreich verlassen und ihr Gold und ihre Reichthümer fortschaffen zu wollen. Dies war der Vorwand zu dieser ebenso infamen wie tyrannischen Ordonnanz.

Wenn man von dem strengen Vollzug der Verordnungen gegen die verbotenen Drucksachen absieht, so nahm Taschereau de Baudry außerdem wenig Antheil an den Staatsgeschäften. Er

gab ohne Bedauern die Stelle des Polizeilieutenants auf, welche Herr d'Argenson im Jahr 1722 wieder übernahm.*)

Herr d'Argenson beschäftigte sich mit den Militär-Institutionen. Man verdankte ihm bereits die Bildung des Corps der Grenadiers de France; er gründete eine Militärschule und regelte die Institution eines Militär-Adels, auf welchen Alle, welche es zu dem Grade von Oberoffizieren brächten, ein Recht haben sollten. Er ließ die vor dem Invalidenhôtel liegende Promenade wieder anpflanzen, und gab derselben den Namen der „elyseischen Felder".

Vom Jahr 1749 an hatte er mit dem Kriegsdepartement auch noch jenes von Paris vereinigt, wodurch ihm die Leitung der Akademie **), die Beaufsichtigung der königl. Druckerei, der Theater, der Bibliothek des Königs und der Gestüte zufiel.

Ihm verdankt man die Ausschmückung des Platzes Ludwigs XIV., der Rue Royale und die regelmäßige Bildung der Scharwache.

Trotz der Vorliebe und Freundschaft, welche Ludwig XV. für ihn fühlte, zwangen ihn die Intriguen der Frau von Pompadour aber dennoch, im Februar 1757 den Hof zu verlassen, er zog sich nach seinem Landgute des Ormes zurück, ohne lebhaft bedauert worden zu seyn, besonders wegen seiner beständigen Opposition gegen die Maßnahmen des Parlaments.***)

„Der Krieg war das Element des Grafen d'Argenson..." Seine Ungnade kam den Schriftstellern sehr ungelegen, als deren

*) Memoiren, aus den Polizei-Archiven gezogen von Peuchet.

**) Er war im Jahre 1749 in die Akademie der Inschriften eingetreten, und hatte sich seitdem oft dort gezeigt.

***) Nachstehend ein Auszug aus dem Lettre de cachet: „Ich bedarf Ihres Dienstes nicht mehr; ich befehle Ihnen daher, Mir Ihre Entlassung als Staatssecretair des Krieges und Alles, was damit in Verbindung steht, einzureichen, und sich nach Ihrem Landsitz des Ormes zu begeben.

Stütze er sich stets gezeigt hatte... Im Jahr 1751 widmeten ihm Diderot und d'Alembert die Encyclopädie *). Der sehr alte P. Hénault besuchte ihn sehr oft in seiner Einsamkeit. Voltaire brachte ebenfalls einige Tage dort zu, und Marmontel hinterließ eine umfassende Mittheilung über den von ihm dort gemachten Besuch.

Seine Verbannung rückte das Ziel seiner Laufbahn näher heran, und als er im Jahr 1764 nach dem Tode der Frau v. Pompadour nach Paris zurückkehrte, waren seine Augen erloschen, und grausame Gichtleiden quälten ihn jeden Augenblick. Er starb am 22. August und hinterließ zwei Söhne von seiner Frau, Anna Larcher.**)

Die Verwaltung des Herrn d'Ombreval, welche blos 18 Monate dauerte, beschäftigte sich fast ausschließlich mit den mühsamen Sorgen, welche der Polizei durch die Deklaration vom 14. Mai 1724 hinsichtlich der katholischen Religion auferlegt worden waren. Diese Deklaration stellte einen wahren Codex von Unduldsamkeit und Verfolgung auf. Sie zog der Regierung eine Menge Feinde zu, und trug durch den Haß, welchen die Namens der Kirche getroffenen strengen Maßregeln einflößten, nicht wenig zu dem Triumph der Philosophie bei.

Ein anderes Ereigniß, welches in die Verwaltungszeit des Herrn d'Ombreval fällt, war eine Hungersnoth, welche eine lebhafte Aufregung hervorrief, und Volksaufstände nach sich zog.

Diese Unruhen, deren Beschreibung wir in Barbier's „Journal" finden, warfen gleichzeitig ein lebhaftes Licht auf den

*) Zwei Monate nach seinem Exil verdammte das Parlament die Encyclopädie, durch Henkershand verbrannt zu werden.

**) Biographie der Generallieutenants 2c. und der Polizei in Frankreich, von St. Edme.

Getreide-Wucher, an welchem selbst die hervorragendsten Personen des alten Régimes Theil zu nehmen sich kein Gewissen machten. Bekanntlich war es eine ähnliche Ursache, welche die ersten revolutionären Bewegungen hervorrief, und zum Vorspiel der Bastille-Erstürmung wurde.

„Juli 1723. Trotz aller Hoffnungen auf ein ergiebiges Jahr und die Wunder der heiligen Genovefa, ist der Brodpreis zu Paris bedeutend gestiegen, das Pfund kostet noch 4 Sols, und es hat 6 Sols in den Provinzen gekostet.

Es wurden hierdurch an verschiedenen Orten Unruhen hervorgerufen. Zu Caen gab es großen Lärm. Herr Richard d'Aube, Maître des requêtes und Intendant, fürchtete von der Bevölkerung erdrosselt zu werden, daher er sich auch gezwungen sah, nach der Citadelle zu flüchten. Er hat sich sogar in dem Tumult den Arm verrenkt und das Volk hat seine Wagen bis zum Flusse gezogen.

Ein Gleiches geschah zu Rouen und zu Rennes. Man sagt, diese Theurung rühre von dem Hofe her, man habe nemlich das Getreide aufkaufen lassen, um Magazine damit zu füllen, man habe ferner dessen Verbringung auf den Markt deßhalb verhindert, um schlechte Frucht, welche man vorräthig hatte, an den Mann zu bringen. Das Volk ist durch derartige Gerüchte bestürzt. Was mich selbst betrifft, so weiß ich nur so viel, daß man in einer so ergiebigen Gegend wie diese, um die Hälfte billigeres Brod essen sollte.

Endlich noch die Unruhen sehr ernstlicher Natur zu Paris am verflossenen Samstag den 14. Juli, besonders in der volkreichen Vorstadt St. Antoine. Man sagte, ein Bäcker habe dort ein Brod um 34 Sols verkaufen wollen, welches er am Morgen für dreißig verkaufte. Die Frau, welcher dieses Abenteuer zustieß, schlug Lärm, rief Nachbarn und Nachbarinnen herbei, das Volk versammelte sich, wüthend gegen die Bäcker,

beinahe in einer Anzahl von 1800 Köpfen; es plünderte die Bäckerhäuser von Oben bis Unten, und warf Teig und Mehl in die Straßenrinnen. Einige kamen dabei um, daher auch die Gelegenheit zu Geld- und Silberdiebstahl. Die Wache, welche den Tag über an den Barrieren stationirt ist, kam zwar herbei, sie wurde aber durch Steinwürfe zurückgedrängt; gleichwohl besaß sie die Geistesgegenwart, die drei Thore Saint Antoine zu schließen. Man ließ Scharwache zu Pferd anrücken, welche mit dem Säbel in der Faust auf das Volk eindrang; als endlich auch noch geschossen wurde, zerstreute es sich. Man sagt, die Tumultuanten hätten die Absicht gehabt, das Haus der Paris *), welches sich in der Rue St. Antoine befindet, zu plündern. Dabei geschah aber ein großes Unglück. Ein schwarzer Musketier nebst zwei Offizieren befanden sich auf dem Wege nach der Stadt, der Musketier erhielt einen Schuß in den Kopf, welcher ihn auf der Stelle tödtete. Es war ein junger Mann von Adel, welcher 14—15,000 Frcs. Einkünfte besaß. Man trug ihn in das Hôtel, die Offiziere waren aber genöthigt, der Wuth der Musketiere Einhalt zu gebieten, welche ausrücken und über die Scharwache herfallen wollten; man konnte den Vorfall aber als einen absichtlich verübten Streich ansehen.

„Unter den Aufrührern hat man acht Personen ergriffen, und heute Dienstag den 17ten werden zwei derselben in der Hauptstraße St. Antoine gehängt. Man hat zu diesem Behufe das Garderegiment ausrücken lassen, welches seit Mittag bereits alle die St. Antoinestraße durchschneidenden Straßen besetzt, um die Bevölkerung abzuhalten, in Masse dieser Hinrichtung anzu-

---

*) Die Paris waren berühmte Banquiers damaliger Zeit, sie wohnten in der Rue St. Antoine, in dem Hôtel de la Force, welches seither in das so bekannt gewordene Gefängniß umgewandelt wurde.

wohnen. Allerdings wird man hierdurch das Volk der Vorstadt im Zaume halten, hingegen steht zu befürchten, daß es sich in irgend einer Nacht rächen werde; immerhin aber kann man nie genug Strenge und Festigkeit zeigen, um dergleichen Aufstände zu hindern.

Dieser Zustand dauerte noch einige Wochen fort.

August 1725:

„Der König hat sich am 21ten d. M. während der Ferien nach Fontainebleau begeben, woselbst großartige und prächtige Feste abgehalten werden. Aber während der König und der Herr Herzog, sein erster Minister, sich auf die Vergnügungen vorbereiten, befindet sich das Volk in großem Elende, denn das Brod kostet 7 bis 8 Sols pr. Pfund und dazu kann man sich dasselbe auch nur mit Mühe verschaffen, weil Alles dies von Schlichen herrührt, welche man mit dem Brode treibt, und weil man den Pächtern verbietet, ihr Getreide zu Markt zu bringen. Die Bäcker erhalten nur eine gewisse Quantität Mehl.

Man hat die Art und Form vorgeschrieben, wie das Brod gemacht werden soll; es gibt zu Paris keine kleine Brödchen oder Milchbrödchen mehr. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß wir ein abscheuliches Wetter haben, es regnet ohne Unterlaß. Immerhin aber wird die Erndte ergiebig seyn, und an vielen Orten wurde das Getreide trocken eingebracht. Es gibt viele Orte, wo das Brod nur 2 Sols kostet, und wenn man die Freiheit hätte, es von auswärts einzuführen, alsdann wäre es gewiß nicht so theuer, wie es ist, und es scheint um so mehr, daß geheime Ursachen mitwirken, weil das Brod bei den Bäckern fehlt, weil man keines auftreiben kann, was nicht vorkäme, wenn es mit natürlichen Dingen zuginge. Deßhalb ist aber auch Jedermann wüthend auf das Brod versessen, Jeder will mehr nehmen, als er bedarf, und auf den Märkten stehen die Soldaten Wache. Man hat sogar gegen den Aufruhr Vorsichtsmaßregeln

getroffen, die Musketiere, welche nach der Umgegend von Fontainebleau gehen sollten, bleiben nun zu Paris.

Am Morgen der Abreise hat man verschiedene Maueranschläge gefunden, unter anderen fand man in dem Hofe des Palastes ein Druckblatt, welches fürchterliche Dinge gegen die Regierung und gegen den Herzog enthielt.

Was den General-Polizeilieutenant, Herrn d'Ombreval, betrifft, so erwarb er sich in dieser Angelegenheit keinen guten Ruf, das Unheil ist doppelt groß; denn außerdem, daß das Brod ungeheuer theuer ist, hat auch Niemand Geld, der König theilt keines aus, folglich besteht auch kein Vertrauen, kein Verkehr; die Arbeiter thun nichts.

Seit ganz kurzer Zeit ließ man uns bezahlen: den freudigen Regierungsantritt *) und den Gürtel der Königin **) ferner den 50ten Theil der Güter in Natura, und dazu auch noch eine enorme Brodtheurung.

In der Zwischenzeit erfolgte die Absetzung des Herrn d'Ombreval. Hören wir abermals Barbier.

---

*) Es war dies eine Abgabe, welche bei der Thronbesteigung des Königs erhoben wurde. Zuerst war es eine beliebige und freiwillige Gabe gewesen. Sie wurde später mit 24 Millionen abgelöst und kostete, sagt Lemontey, Frankreich das Doppelte. Damals wurde diese Abgabe zum Letztenmal entrichtet.

**) Der Gürtel der Königin war eine den Handwerkern auferlegte Taxe, welche sie im Werthe eines Meters zu bezahlen verpflichtet waren. Man machte darauf folgendes Lied:

Pour la Ceinture de la reine
Peuples, mettez vous à la gêne
Et tachez à l'allonger
Le Prince Borgne †) vous en prie
Car il voudrait ménager
Une ou deux aunes pour la de Prie.

†) Der Herr Herzog hatte Madame de Prie zur Maitresse.

August 1725:

„Samstag den 23sten wurde Herr d'Ombreval abgesetzt. Allerdings ist es wahr, daß er auf den Märkten viele Impertinenzen gesagt hat, so z. B. das Brod werde auf 10 Sols kommen. Jene, welche kein Brod kaufen könnten, sollten ihre Kinder mit Kraut ernähren und dergleichen Thorheiten mehr. Man sagt aber, er ganz allein habe diese Brod-Umtriebe gemacht, er habe den Pächtern verboten, ihr Getreide zu Markte zu bringen, damit Samuel Bernard und die Paris ihre aufgespeicherten Vörräthe verkaufen könnten, daß der Gewinn zwischen Madame de Prie, ihm und noch einigen Andern getheilt würde, und daß endlich der Herr Herzog davon nichts wüßte.

Daran glaube ich aber nicht, man will dies dem Volke bloß weiß machen. Ein Polizeilieutnant könnte ein solches Unwesen nicht acht Tage lang treiben, wenn er nicht von dem Minister dabei nnterstützt wird. Sie wollten Geld zusammen verdienen, und nachdem die Sache geschehen war, opferten sie politischer Weise den Polizeilieutnant, um die Ungerechtigkeit auf ihn zurückfallen zu lassen. *)

Da seine Heirath mit seiner zweiten Frau, dem Fräulein Moreau de Sechelles, der Tochter des General-Controlleurs der Finanzen **) bereits abgeschlossen war, — so nahmen denn auch einige hervorragende Geschäfte fast ausschließlich das Leben dieses Beamten in Anspruch.

Die wichtigsten darunter waren: das Gedeihen der Jesuiten, unter welchen er einen Bruder hatte; die Bestrafung der

---

*) Journal von Barbier. Ed. Charpentier.

**) Er hatte einen Sohn von ihr, welcher als Oberst des Regiments Rouergue in der Schlacht von Minden getödtet wurde. Dieser gab dem famosen Herault de Sechelles das Leben, welcher als vorletzter General-Anwalt von Paris in einem Alter von 34 Jahren durch die Guillotine Robespierre's gemordet wurde.

Jansenisten, die Verfolgung der Verfasser der „Geistlichen Neuigkeiten: die Hinwegschaffung der Verzückten (Convulsionaire) und die Verfolgung der „Kinder der Wittwe."

Zur Zeit unserer Geschichte, wo große Wunder durch die Dazwischenkunft des gottseligen Pâris geschahen, fanden Versammlungen von Fanatikern, welche man Convulsionaire (Verzückte) nannte, an verschiedenen Orten der Hauptstadt und deren Umgebung statt.

Diese Narren oder vielmehr Närrinnen, denn man sah so zu sagen nur Frauenspersonen, ließen mit den Füßen auf sich herumtreten, sich abprügeln, peitschen, viertheilen, kreuzigen, und dies Alles aus religiöser Ueberspanntheit.

Bemerkt muß hier werden, daß diese Thorheiten nur deßhalb wahrhaft scandalös wurden, weil die römischen Katholiken und ganz insbesondere die Jesuiten Gewicht darauf legten; weil ferner die Regierung zu viel Aufmerksamkeit darauf verwendete, weil die Polizei, anstatt sich der Urheber zu bemächtigen, um sie auf den rechten Weg zu leiten, sie dieselben vielmehr bestrafte und verfolgte. Das Volkslied hätte hier Gerechtigkeit üben und sie mit Lächerlichkeit überschütten können.

Hérault, ein furchtbarer Agent der Gesellschaft Jesu, ein strenger und heftiger Mann, machte sich anheischig die Sekte zu zerstören, er verfiel aber dabei in strafbare Uebertreibungen.

Seine Nachforschungen versetzten alle Familien in Schrecken, seine zahlreichen Spione drangen selbst während der Nacht in die Wohnungen der Bürger, sie überstiegen die Einfassungsmauern, sprengten die Thüren, achteten weder Alter noch Geschlecht, um die Convulsionaire zu entdecken, sie gefangen zu nehmen, an den Pranger zu stellen, sie zu verbannen und zu Grunde zu richten; ich lasse einige Beispiele folgen:

Der mit der Fallsucht behafteten Marie Jeanne Lefevre begegnete das Unglück, auf der Straße einen Anfall zu bekom-

men; als Convulsionairin betrachtet, wurde sie im Jahr 1732 von der Polizei verhaftet und in die Bastille gesperrt. *)

Claude Larche war nicht mehr als vierzehn Jahre alt, als er unter der Anklage, zu dem Drucke eines Werkes gegen die Bulle Unigenitus und in der Milchhafen=Angelegenheit beigeholfen zu haben, nach der Bastille geführt, an den Pranger gestellt und für drei Jahre verbannt wurde. **)

„Ein kleines, sieben= bis achtjähriges Mädchen, Namens Saint Père, wurde wegen eines ähnlichen Gegenstandes nach der Bastille geführt, wo dasselbe während eines Jahres Gefangene blieb. ***)

Je strenger und thätiger die Polizei gegen die Convulsionaire einschritt, desto mehr erhöhten diese ihre Vorsicht und Aufmerksamkeit.

Diese Partei hatte ihre geheimnißvollen Versammlungen, ihre Schriftsteller, Dichter und Prosaiker, ihre Graveure, Drucker, Colporteure, welche die Polizei mitunter entdeckte, von denen aber die meisten ihrer beunruhigenden Aufmerksamkeit entgingen.

Derartige verbotene Zusammenkünfte wurden in Paris und Umgegend abgehalten. Von Beginn der ersten Convulsions=Tage an, diente das Schloß Vernouillet bei Poissy diesen Sektirern unter dem Vorsitze des Abbé Blondel, Bruder Laurent genannt, als Versammlungsort.

---

*) Entschleierte Bastille Buch I. pag. 80.

**) Entschleierte Bastille Buch I. pag. 85.

Aus dem nemlichen Werke ersieht man, daß ein gewisser Buchdrucker Devaux und sein Geschäftstheilhaber Jean Jacques Devaux in dem nemlichen Jahre in die Bastille geführt wurden, weil sie etwas gegen die Bulle (unigenitus) und über die Milchhafen=Angelegenheit gedruckt hatten. Ich weiß nichts von der letztgenannten Angelegenheit.

***) Entschleierte Bastille Buch I. pag. 105.

Dieser . . . Abbé ward im Jahr 1728 in die Bastille gesperrt. *)

„Der Abbé Daribat, welcher einen Aufruf gegen die Bulle unterzeichnet, die „Geistlichen Neuigkeiten“ vertheilt und ein Stück Holz von der Bettlade des heil. Pâris unter das Kopfkissen eines Herrn Ledoux gelegt hatte, wurde im Jahr 1731 verhaftet und in die Bastille eingeschlossen. **)

„Ein Bild . . . hatte den Erzbischof Vintimille zum Gegenstande, wie er einen Stein auf den Diaconus Pâris wirft; auf diesem Stein las man den Namen des Prälaten. Der Polizeilieutnant Hérault, mit dem Erzbischofsstab bewaffnet, schien diese Steinigung zu befehlen.

Jaques Mercier wurde unter der Anklage, dieses Bild verkauft zu haben, im Jahr 1732 verhaftet und in die Bastille gesperrt.

An den Barrieren von Paris wurde große Wachsamkeit darauf verwendet, um die Einbringung außerhalb der Stadt gedruckter Bücher zu hindern . . .

Die Durchsuchung Jener, welche durch die Barrieren hereinkamen, wurde bis zur Schmach und Unanständigkeit getrieben . . .

Was die Polizei und deren Agenten am meisten beschäftigte, war der Druck und die Verbreitung des periodischen Blattes: „Geistliche Neuigkeiten“ betitelt. Noch nie sah man die List mit so großem Erfolge der Gewalt widerstehen. Trotz der ihm zu Gebote stehenden ungeheuern Mittel und Nachforschungen, welche kein Recht und keinerlei Rücksicht hindern konnten, hatte der Polizeilieutnant dennoch zu keiner Zeit

---

*) Entschleierte Bastille, Buch I. pag. 66.

**) Entschleierte Bastille, Buch I. pag. 70.

***) Dulaure, Geschichte von Paris, Band V.

die Verbreitung dieses Blattes hindern, dessen Redakteure oder den Druckort entdecken können.

Dieses Blatt wurde bald in der Stadt, bald auf dem Lande gedruckt.

In Paris wurde es unter den Gewölben des Luxemburg gedruckt, zwischen den Holzstößen der Holzhöfe du Gros Caillon, in welche die Drucker als Holzsäger verkleidet sich Eingang verschafften, ferner wurde es in Schiffen auf der Seine gedruckt und auf dem Lande in gewissen Privathäusern, und tausend Listen wurden erfunden, um es durch die Barrieren herein zu bringen, denn die Wächter achteten nichts.

Man berichtet, daß ein Pudelhund der glückliche Einschwärzer der verbotenen Blätter war; zwischen seine geschorne Haut und ein frisch angelegtes Fell legte man die Blätter, und der einschwärzende Pudel trat ohne durchsucht zu werden ein und trug sie an ihre Adresse.

Man erzählt ferner, daß in dem nämlichen Augenblick wo der Polizeilieutnant Hérault in einem Hause der Vorstadt St. Jacques nach der Druckerei der „Geistlichen Neuigkeiten" fahndete, fast in seiner Gegenwart eine gewisse Anzahl Blätter dieses Werkes, welche noch feucht und frisch aus der Presse kamen, in seinen Wagen geworfen wurden.

Hérault beunruhigte keineswegs die Freimaurer; aber Dank seinen andern Verfolgungen waren die im Jahre 1736 bestehenden 4 Logen im Jahre 1742 bereits auf deren 22 angewachsen.

Freimaurer versammelten sich bei einem gewissen Traiteur Chapellot in der Nähe der Rapée; der Polizeilieutenant begab sich auch dahin. Der dort befindliche Herzog von Antin empfing den Polizeivorstand sehr schlecht, welcher, dadurch gereizt, die Loge schließen, deren Thüren zumauern und alle maurerischen Zusammenkünfte untersagen ließ.

Trotz dieses Verbotes hatten sich aber dennoch Maurer am 27. Dezember 1738 in einer, in der Straße des deux Ecus gelegenen Loge versammelt, um dort das Ordensfest zu feiern, sie wurden auf Befehl des Herrn Hérault verhaftet und in das Gefängniß des Fort L'Evêque eingesperrt.*)

Die strengsten und schärfsten Maßregeln, von welchen er glaubte, daß sie ihn am leichtesten und schnellsten seinem Ziele zuführen würden, adoptirte er stets vor allen andern, dazu die Bürger stets drückend und aufreizend, hatte er nur Ohren für die Verfolger, ließ seine Armee von Spionen alle Gestalten annehmen, und blieb nie auf der Bahn des gesetzlichen Verfahrens.

Millin (ant. nat.) berichtet folgendes listige Qui pro Quo über ihn: Eine Marchande de Modes hatte mit vieler Erfindungskunst auf ihr Aushängeschild einen Abbé malen lassen, welcher Hauben auswählt und dabei ihren Ladenjungfern den Hof macht. Unter diesem Schilde stand geschrieben: Zum kokettten Abbé (à l'Abbé coquet). Der fromme und ziemlich bornirte Hérault, sieht dieses Gemälde, findet es indecent, und kaum nach Hause gekommen, befiehlt er einem Bediensteten, den Abbé coquet hinwegzunehmen und zu ihm zu bringen. Der Polizeimann, an derartige Commissionen bereits gewöhnt, verfügt sich zu einem Abbé, Namens Coquet, zwingt ihn, aufzustehen, und führt ihn in das Hotel des General-polizei-Lieutenants. „Gnädigster Herr, sagte er zu ihm, der Abbé Coquet ist da. — Wohlan, erwiderte der Beamte, man sperre ihn auf den Speicher. Man gehorchte. Der von Hunger gequälte Abbé Coquet stieß aber ein fürchterliches Geschrei aus. Des darauffolgenden Tages sagten die Polizeileute zu ihm: Gnädigster

*) Dulaure, Geschichte von Paris, Bd. V.

Herr, wir wissen nicht mehr, was wir mit diesem Abbé Coquet beginnen sollen, welchen Sie haben auf den Speicher thun lassen, er bringt uns in eine höllische Verlegenheit." Eine Aufklärung wurde nun nöthig, der Irrthum löste sich, und der Abbé begnügte sich mit einer Einladung zu Tisch und einigen Entschuldigungen.

Mehrere Geschichtsschreiber haben berichtet, daß René Hérault die letzten Augenblicke seiner Krankheit in der grausamsten Angst zugebracht habe, fortwährend von der Hand Gottes redend, welche auf ihm laste, dabei aber keineswegs sich seine Verfolgungen gegen die Jansenisten vorwerfend. Dies rührte wohl daher, daß er in seinen religiösen Ansichten die heiligen Gegenstände des Cultus mit den Leidenschaften der Priester vermischte, daher er auch in allen jenen Feinde Gottes sah, welche nicht den Irrthum seines Geistes theilten.*)

Herr Feydeau de Marville war Parlamentsrath in Paris gewesen, Als er an die Stelle des Herrn Hérault im Jahre 1740 zum Generalpolizeilieutenant ernannt wurde, war er Maître des Requêtes. Er stammte aus einer Beamten- und Soldaten-Familie, wie es deren früher so viele gab.

Feydeau de Marville übte als liebenswürdiger und freundlicher Mann mit Würde seine wichtigen Dienstverrichtungen des Generalpolizeilieutenants aus, und brachte einen lebhaften und offenen Frohsinn in die Gesellschaft, wodurch er sich beliebt machte.

Er brachte fast alle seine Abende bei der Gräfin von Noizy zu, wohin sich der alte Prinz Conti fast jeden Abend ebenfalls begab. Hier von jedem Zwange der Etiquette befreit, neckten sich der Prinz und der Beamte gegenseitig mit

---

*) Biographie der General-Polizeilieutenants rc. in Frankreich, von St. Edme.

allerhand Scherzen, welche durch Geist, Geschmack, feinen Ton und Anstand gleichzeitig gewürzt waren.

Frau von Noizy hatte einen 15 bis 16 Jahre alten Sohn, welchem sie gerne einige Vergnügungen seines Alters gegönnt hätte, aber sie wünschte ihn dennoch für die Anfangszeit durch einen klugen Freund beaufsichtigt zu sehen, welcher die sich darbietenden Gefahren beseitigen konnte.

Der junge Mann bezeugte große Lust, auf den Opernball zu gehen; und seine Mutter glaubte nichts Besseres thun zu können, als die Freundschaft des Herrn v. Marville in Anspruch zu nehmen, um ihn dorthin zu begleiten. Dieser machte auch gar keine Schwierigkeiten einzuwilligen, und der Prinz, welcher sich genau über sein Kostüm unterrichten ließ, verabsäumte diese Gelegenheit nicht, ihm einen grausamen Streich zu spielen. Er ließ nemlich ein Dutzend Freudenmädchen zusammentreiben, welchen er Billete zum Balle austheilte, jedoch unter der ausdrücklichen und für sie sehr angenehmen Bedingung, daß sie den Generalpolizeilieutenant, dessen Vermummung er ihnen bezeichnete, soviel als möglich quälen sollten.

Die damit sehr zufriedenen Mädchen hielten sich bereit, ihren Auftrag mit pünktlichstem Eifer zu vollziehen. Sie gesellten sich noch einige Gefährtinnen bei, und umgaben dann den Beamten, welchen sie unmenschlich verfolgten, indem sie ihn Jedermann kenntlich machten und ihm alle nur erdenklichen Sottisen sagten, die sie in Bereitschaft hatten.

Marville versuchte es umsonst, sie dadurch irre zu führen, daß er sich den Anschein gab, an dem Scherz Gefallen zu finden, und indem er die Rolle des Polizeilieutenants ziemlich linkisch spielte, um sie zu dem Glauben zu verleiten, als täuschten sie sich.

Es wurde ihm leicht, zu erfahren, daß der Prinz von Conti ihm diesen perfiden Streich gespielt hatte, daher erwartete

er auch mit Ungeduld die Gelegenheit sich zu rächen, ohne jedoch die seinem Gegner schuldige Achtung zu vergessen. Eines Tages vernimmt er, daß der Prinz Tags darauf in einem acht Stunden von Paris entfernten Landhause zu speisen gedenke, daß er seine Wagen auf 10 Uhr Morgens bestellt habe, und darauf rechne, diese kleine Reise in weniger als 4 Stunden zurückzulegen.

Augenblicklich läßt der Generalpolizeilieutnant Kuriere nach allen Dörfern und Städtchen auf dem ganzen Wege abgehen, mit der Nachricht, daß der Prinz v. Conti des darauf folgenden Tages durchreisen werde, und befiehlt, Anreden an ihn zu halten und ihm alle seinem Range schuldigen Ehrenbezeugungen zu erweisen, was auch sehr pünktlich geschah.

Als der Prinz durch das erste Städtchen kam, welches er schnell zu durcheilen dachte, wurde sein Wagen von den Consuln und Gemeindebeamten in großer Uniform angehalten und er gezwungen, die platteste Anrede geduldig anzuhören, auf welche er, wie sich leicht denken läßt, in kürzester Weise antwortete.

Er glaubte nun befreit zu sein, aber im zweiten Dorf und so von Ort zu Ort, fand die gleiche Aufwartung statt, bis zu seiner Ankunft, welche erst nach 7 Uhr Abends erfolgte. Der Prinz konnte kaum daran zweifeln, daß dies eine Rache Marvilles sei, aber er trug selbst dazu bei, sie dadurch vollständig zu machen, daß er mit Genauigkeit die ganze Etikette und Würde seines Ranges entfaltete, sobald er sich öffentlich zeigte.

Marville war in alle jene Quälereien mit verwickelt, welche man Voltaire wegen seiner Tragödie „Mahomet" ausstehen ließ. Gezwungen in einige Einzelnheiten hinsichtlich dieses Gegenstandes einzugehen, da die Polizei damaliger Zeit eingeschritten war, thue ich dies um so lieber, weil ich hierdurch Gelegenheit erhalte, drei Briefe Voltaire's zu veröffentlichen, welche in fast allen Ausgaben seiner Werke, vielleicht in Allen, vergessen wurden, und weil ich hierdurch auch die Ansichten verschiedener einflußreicher Männer

der damaligen Zeit, über den berühmtesten Schriftstellers des 18ten Jahrhunderts und die Theaterfreiheit, bekannt machen kann.

Der Cardinal Fleury hatte das Stück gelesen und dessen Aufführung erlaubt, welche auch wirklich am 9. August 1742 stattfand. Die Fanatiker schlugen aber alsbald Lärm. Der Generalprokurator Fleury*) schrieb daher am 11. August an Marville: „Mein Herr! Man hat heute früh in einer Parlamentskammer von einer Komödie gesprochen, in welcher einige der Herren gewesen sind, und welche, wie sie sagen, enorme Dinge gegen die Religion enthalte. Ich bin ꝛc. ꝛc.“ Und Marville, indem er ihm diese Komödie schickte, antwortete ihm gleichzeitig unterm 13ten: „Sie werden mir wohl glauben, mein Herr, daß ich das Stück noch nicht gelesen habe, aber nach dem, was ich davon höre, glaube ich, daß man es verbieten muß. Drei Personen meiner Bekanntschaft haben es heute gesehen. Nachfolgendes wurde mir darüber gesagt: Es ist ein Ausbund von Infamie, Bosheit, Irreligiosität und Gottlosigkeit, und sogar jene bestätigen dies, welche keine Religion haben. Ich bin erstaunt, sagte Einer unter ihnen, daß man nicht aufsteht und das Komödienhaus verläßt. Das ist eine gute Lehre für einen Ravaillac, sagte ein Anderer. Ein Dritter sagte, man sollte den Autor für den Rest seiner Lebenszeit in's Bicètre schicken. Ein aus dem Theater tretender Mann stößt auf seinen Freund, der auch in der Vorstellung gewesen; er fragte ihn, was er darüber denke? Dieser antwortete ihm: Ich habe das Stück nun bereits 3 Mal gesehen; darauf erwiederte der Andere: Ich werde dich in meinem Leben nicht wiedersehen, und zwar deßhalb, weil du den Muth hattest, derartige Scheußlichkeiten drei Mal

*) Herr Omer v. Fleury, welcher natürlich bei den Freudenmädchen, deren größter Liebhaber er war, nicht zu frömmeln gelernt hatte, gab sich doch den Anschein, gegen Herrn v. Voltaire zu schreien. Eine Vestalin hätte in ihren Vorurtheilen gegen diesen Gottlosen nicht schamhafter sich zeigen können. Peuchet.

zu sehen. Jedermann sagt, um ein solches Stück zu machen, müsse man ein Bösewicht seyn, welcher das Verbrennen verdiene.

Im Ganzen hat man gesagt: es sey eine fortdauernde Empörung.

Ich bin rc. rc.

P. S. Ich schließe meinen Brief, weil ich zu Bette gehen will, man hat mir so viel darüber gesagt, daß ich die Hälfte davon vergessen. Man sagte, Sie verfolgten die Jansenisten, aber einen Bösewicht von Autor ließen Sie in Ruhe, und verschaffen dadurch der Irreligiosität und den Verbrechen einen Triumph. Das Stück werde deshalb so schlecht gespielt, weil es keinen Schauspieler gäbe, welcher derartige Bosheiten spielen könne. Man müsse eine Unverschämtheit über alle Maßen besitzen um es zu wagen, ein solches Stück einzureichen. Man hat es heute Abend für nächsten Donnerstag angezeigt, sollte man nicht Morgen auf der Annonce ein anderes Stück anzeigen?

10 Uhr Abends. Montag.

Am nemlichen Tage beeilte sich Marville, diesen platten und einfältigen Brief auch an den Minister Maurepas zu senden, welcher ihm darauf alsbald erwiderte:

Versailles, am 13. August 1742.

„Ich habe Ihren Brief, mein Herr, dem Herrn Cardinal gebracht, und ihm denselben vorgelesen, ebenso auch jenen des Generalprokurators, welcher beigefügt war. Obgleich Se. Eminenz in der Hauptsache stets gleich denken, so glauben Hochdieselben dagegen doch nicht, daß Sie wegen eines solchen Gegenstandes einen Skandal wagen sollten, und sind vielmehr damit einverstanden, daß Sie den Schauspielern befehlen, die Krankheit eines Mitgliedes vorzuschützen um dadurch überhoben zu sein, das Stück am Donnerstag spielen

zu müssen. Voltaire wäre dann zu bedeuten, er möge es selbst aus deren Hände zurücknehmen, um Aufsehen zu vermeiden.

Ich glaube sogar, daß wenn Sie etwas Gutes thun wollen, Sie mit Voltaire anfangen sollten; er würde Ihnen dann selbst zur Ausführung Ihres Planes helfen.

Die Mittheilung der Titel, welche ihm der Generalprokurator gibt, in Verbindung mit einem gewissen Parlaments-Beschluß hinsichtlich der philosophischen Briefe werden Ihr Argument überzeugend machen, und auf diese Weise verderben Sie es mit Niemanden.

Ich beeile mich Ihren Boten zurückzusenden, damit Sie noch vor Ausgang des Theaters mit ihm oder mit Frau de Châtelet reden können. Meine Gefühle Ihnen gegenüber, mein Herr, sind Ihnen bekannt."

Der Generalpolizeilieutnant eilte augenblicklich zu Voltaire, und das überzeugende Argument Maurepas benützend, gelang es ihm, diesem Schrecken einzujagen, mindestens darf man dies bei der Durchlesung nachfolgenden Briefes vermuthen.

Mittwoch 14., um 1/25 Uhr.

Mein Herr!

Ich habe den Beschluß, welchen Sie wider Ihren Willen gegen mich ausgesprochen haben, vollzogen, und es wird Alles so geschehen, wie Sie es sehr weise vorgeschrieben haben. Jener, welcher das von Ihrer Hand unterzeichnete Manuscript besitzt, ist auf dem Lande; er kommt erst um 9 Uhr von dort zurück, und wenn ich ausgehen kann, werde ich selbst hingehen, um das Manuscript zu holen, wo nicht, so werde ich hinschicken, und ich werde alsdann die Ehre haben, es Ihnen zu überreichen. Ich habe nie mehr den Unterschied gefühlt, welcher zwischen der Ver-

nunft und dem Fanatismus, zwischen der Kenntniß der Welt und der Pedanterie besteht, als seitdem ich die Ehre hatte, mit Ihnen zu reden.

Ich verbleibe mit vieler Achtung und ich wage zu sagen mit Anhänglichkeit

Ihr ꝛc. ꝛc.

Unterzeichnet:

Voltaire.

Indem der große Dichter auf das Vergnügen, sein Stück aufgeführt zu sehen, verzichtete, rechnete er um so mehr darauf, daß es gelesen werde. Zu dem Zwecke aber mußte er die einfältigen Richter täuschen, welche er fürchtete; während er selbst also sein Stück drucken ließ, schrieb er dem Cardinal:

Brüssel, am 20. October 1742.

Gnädigster Herr!

So beschämt man auch darüber sein sollte, mit Euer Eminenz von kleinen Dingen zu reden, so scheint Dero Güte mich dennoch zu ermächtigen, Sie inständig zu bitten, Sie möchten gestatten, daß Herr von Marville sich damit befasse, die Verleger des Mahomet zu ermitteln, welche dieses Werk trotz aller Vorsicht, welche man angewendet, um es dem Publikum zu entziehen, dennoch gedruckt haben. Geruhen Sie, gnädigster Herr, diese Gnade so mancher früheren hinzuzufügen.

Ich bin ꝛc. ꝛc.

Unterzeichnet:

Voltaire.

Um nun den Streich, welchen er dem Hofe und der Polizei hierdurch spielte, ganz vollständig zu machen, schrieb er folgenden Brief an Marville.

Brüssel, am 30. October 1742.

Mein Herr!

Der Cardinal von Fleury hat mir die Ehre erwiesen, mir zu melden, daß er Ihnen den Brief geschickt habe, in welchem ich ihn bat, daß Ihnen die kleine in Frage stehende Angelegenheit überwiesen werde. Ich wäre untröstlich darüber gewesen, wenn sich ein Anderer derselben bemächtigt hätte, und Sie kennen meine Gründe hiefür.

Ich würde mich Ihnen auf's innigste verpflichtet fühlen, mein Herr, wenn Sie den treulosen Depositär, welcher das Manuscript verhandelt hat, entdecken könnten. Ich beklage mich nicht über die Buchhändler, sie haben ihre Pflicht gethan, es verdient bekannt zu werden, daß sie in's geheim und schlecht druckten. Ich glaube wohl, daß Sie andere Beschäftigungen als diese Bagatellsache haben, und mißbrauche ich ein wenig Ihre Güte, aber auch die kleinsten Dinge werden bedeutend in Ihren Augen, wenn es sich darum handelt, Jemanden zu verpflichten. Ich glaube zu wissen, daß ein gewisser Constantin die ersten Exemplare im Palais Royal verbreitete. Ich bin weit entfernt zu verlangen, daß man gegen diesen armen Mann strenge einschreite, aber immerhin kann man durch ihn an die Quelle gelangen. Endlich überlasse ich Alles Ihrer Einsicht und Ihrer Güte.

Ich bin ꝛc. ꝛc.

Unterzeichnet:

Voltaire.

Als Randbemerkung für seine Sekretäre schrieb der Polizeivorstand Nachfolgendes auf diesen Brief:

„Erst in acht Tagen Voltaire zu antworten: wenn Mérigot nicht erklärt, woher er den Mahomet hat, ihn für 8—10 Tage einsperren.“

Obgleich Marville ein vernünftiger Mann war, so bemerkte er doch nicht, daß er von Voltaire geprellt wurde.

Gegen das Ende seiner Laufbahn gefiel sich dieser geistreiche Beamte darin, von dem Briefe zu reden, welchen er von dem Polizeilieutenant einer kleinen Stadt erhalten hatte, und welcher ihm in gutem Glauben Nachfolgendes schrieb, während er die Pariser Polizei verwaltete:

Mein Herr und lieber Amtsgenosse!

In meiner gestrigen Audienz hat mich ein unverschämter Privatmann einen Spitzbuben genannt; ich habe kein Aufsehen erregen wollen, aber ich habe mir vorbehalten Sie zu fragen, wie Sie sich in dergleichen Fällen benehmen. Belieben Sie mir hierüber Auskunft zu ertheilen, Sie verbinden hierdurch Jenen, welcher die Ehre hat zu seyn

Mein Herr und lieber Amtsgenosse &c. *)

Frau von Pompadour regierte wirklich über Frankreich, als ihr Vertrauensmann, ihr Geschöpf nach jeder Richtung hin, Herr Berryer, zur Generallieutenantsstelle der Polizei gelangte. (27. Mai 1747) Er behielt dieselbe bis zum 29. October 1757.

Das ganze Savoir-faire des Herrn Berryer beschränkte sich darauf, die Spionnirerei und Angeberei aufzumuntern.

Durch diese außerordentliche Hülfsquelle entdeckte er auch einen von d'Argenson an die Gräfin von Estrade geschriebenen Brief, in welchem derselbe weder den König noch Frau von Pompadour schonte.

Ein Geheimniß mißbrauchend, welches auf solchen elenden Grundlagen ruhte, theilte er dem König seine Entdeckung mit, in Folge deren der Minister in Ungnade fiel.

---

*) Biographie der General-Polizeilieutenants &c. in Frankreich, von St. Edme.

Dieses schändliche Benehmen erwarb ihm die vollständigste Gunst der schamlosen Marquise.

Um ihr zu gefallen, verbarg ihr dieser indiskrete und niedrige Schmeichler und Beamte, alle sie betreffenden Beschwerden, und gestattete ihrer Neugierde die Kenntnißnahme von allen Geheimnissen seines Amtes. Diesen Eifer gegenüber dieser königlichen Maitresse bis zur empörendsten Ungerechtigkeit treibend, wendete er nicht nur alle Mittel an, um die gegen sie gerichteten Umtriebe zu vereiteln, sowie jene Schriftsteller und Dichter, welche sie mit ihren wahren Farben malten, zu entdecken und zu bestrafen, sondern er bevölkerte auch noch die Bastille mit ihren zahlreichen Feinden.

Bekannt ist, daß die Marquise von Pompadour alle nur immer möglichen Mittel, selbst jene, welche nur ein ganz gesunkenes Weib erfinden kann, anwendete, um sich bei ihrem königlichen Liebhaber in Gunst zu erhalten.

Sie war es — glaubt man — welche auf den Gedanken verfiel, das treue Bild von Scenen, wie solche in dem Innern der Bordelle vorkommen, zur Unterhaltung vor des Königs Augen zu bringen.

Man glaubt ebenfalls, und zwar mit einigem Anschein von Recht, daß Berryer der Erste unter den Polizeilieutenants war, welcher sich mit dieser schmutzigen Arbeit beschäftigt habe.

„Die Polizei war jeden Tag eifrigst damit beschäftigt an allen schlechten Orten dieser Hauptstadt, die Namen aller jener Personen zu ermitteln, welche die Schwäche besaßen dahin zu gehen, was aber noch weit schimpflicher war, bis in das Einzelne gehend, sogar die Art der Vergnügungen zu beschreiben, denen sie sich dort überlassen hatten.

Man stattete Berichte hierüber ab, nahm Protokolle in regelmäßiger Form auf, und dieser zusammengehäufte Schmutz wurde alsdann regelmäßig dem König dargeboten, welcher sich

damit belustigte, oder auch darin Muster von Verderbtheit fand, welche geeignet waren, seine eigenen gut zu heißen.

„Der Erzbischof von Paris, *) ohne Zweifel mehr von seinem Eifer, als von seinem Geschmack dazu geleitet, wollte diese königliche Neugierde theilen; man theilte ihm daher eine Abschrift der Protokolle gegen jene Priester mit, welche man auf der That ertappt hatte. **) Abgesehen von den Geheimnissen, hinter welche die Polizeiagenten durch die strengste Ausübung ihrer schmutzigen Amtsverrichtungen kamen, waren aber die Inhaberinnen der Bordelle noch ferner zur Einsendung spezieller Notizen verpflichtet, welche dazu dienten der Redaktion zu Hülfe zu kommen oder auch die Thatsachen in dem Journal des Generalpolizeilieutenants zu vermehren.

Nachstehend ein Auszng aus einer Notiz der Dufréne einer berüchtigten Kupplerin jener Zeit.

„Am 20. Juni 1753. Herr Cottel, Mathematiker des Königs, wohnhaft zu Versailles, ungefähr 40 Jahre alt, verheirathet, kam um 6 Uhr und verließ das Haus um 8 Uhr. Er unterhielt sich mit der kleinen Raton aus dem Hause der Madame Huguet.

„Am 21. Herr v. R....., Gouverneur der königl. Menagerie, Ritter des St. Louisordens, ungefähr 40 Jahre alt, unverheirathet. Er unterhielt sich mit der kleinen Adélaide, wohnhaft im König Salomon in der Rue St. Honoré.

„Am 22. Herr Baron v. Ram...., Ritter des St. Louisordens, wohnhaft rue Hautefeuille, ungefähr 70 Jahre alt. Er unterhielt sich mit der bei mir wohnenden Victorine. Er kam um 6 und ging um 7 Uhr wieder.

---

*) Christoph v. Beaumont.

**) In der ersten Auflage der Geschichte von Paris, von M. Dulaure, pag. 406, 407, unterdrückte Blätter.

„Der Prior von Sezanne in der Brie, wohnhaft Theresienstraße (butte St. Roche) ungefähr 35 Jahre alt. Er kleidet sich mitunter als Petit maître mit umgeschnalltem Degen. Er unterhielt sich mit Victorine; er kam um 8 und ging um 9 Uhr.

Am 23. Der Herr Baron von Urs, von seinem Vermögen lebend, wohnhaft auf dem Vendomeplatze, ungefähr 45 Jahre alt, unverheirathet. Er unterhielt sich mit Mamsell d'Arby in der Nähe des Luxemburgs wohnhaft. Er kam um 7 Uhr und ging um 9 Uhr hinweg.

„Herr v. Crem...., Großritter des Ordens des Cordons-Rouges, Generallieutenant der Armeen des Königs, Bruder des Herrn v. La Voß..., Schatzmeister der Bretagnischen Provinzen, wohnhaft bei demselben in der Straße des Capucines nächst dem Vendomeplatze, ungefähr 45 Jahre alt. Er unterhielt sich mit der im König Salomon wohnenden Adélaide; er kam um 9 Uhr Abends und ging um halb 11 Uhr hinweg.

„Am 24. Herr v. Ger...., Cordon Rouge, Schatzmeister der Marine, unverheirathet, ungefähr 30 Jahre alt, wohnhaft auf dem Vendome Platze; er unterhielt sich mit Victorine; er kam um 8 und ging um 9 Uhr.

„Am 25. Herr v. P.... d'Arg...., er kam um 10 Uhr, er ... *) durch Victorine.

Am Donnerstag wurde aufzuschreiben vergessen.

„Herr v. Ser...., portugiesischer Gesandter, wohnhaft in der Richelieustraße, 36 — 40 Jahre alt, er unterhielt sich mit Agathe aus dem Hause der Desportes. Er kam um 8 und ging um 9 Uhr. Unterschrieben femme Dufréne. **)

---

*) Der General-Polizeilieutenant las mitunter technische Wörter, welche sein Schamgefühl nicht sehr zu verletzen schienen, weil alle die Notizen dieser Frauen eine ziemliche Anzahl derselben enthalten.

**) Entschleierte Bastille, Buch III. pag. 154. — Biographie der General-Polizeilieutenants rc. in Frankreich, von St. Edme.

Die Schamlosigkeit des Hofes hinderte nicht, daß, ohne Zweifel um das Publikum zu hintergehen, das Ministerium dem Herrn Berryer anbefahl, strengstens eine Verordnung des Königs vom 8. Juni 1747 zu handhaben, welche aufs Neue das Verbot hinsichtlich des Einbringens und des Verkaufs von Büchern gegen die Religion und gegen die Sittlichkeit einschärfte. Die liederlichen Menschen zeigen sich meistens sehr gewissenhaft gegenüber den Druckschriften, es ist genug, daß sie mit dem schlechten Beispiel vorangehen, um auch noch schlechte Bücher circuliren zu lassen.

Herrn Berryer fällt ebenfalls der größte Theil der Schande des schwarzen Cabinettes zur Last. Es war, um den König und Frau von Pompadour zu zerstreuen, nicht genug an den scandalösen Berichten und Protokollen der Auftritte in den verrufenen Häusern, sondern sie bedurften zu ihrer Unterhaltung auch noch der Intriguen und der privaten Familienangelegenheiten. Zu diesem Behufe wurden die Briefe auf der Post geöffnet, und legte man Ihren Majestäten alles Dasjenige vor, was man ihrer königl. Aufmerksamkeit werth glaubte. Frau du Hausset drückt sich hierüber in ihren Memoiren folgendermaßen aus.

„Es gab zwei Personen, den Polizeilieutenant und den Intendanten der Posten, welche einen großen Antheil an dem Vertrauen der Frau v. Pompadour besaßen; der Letztere war aber weniger nöthig geworden, weil der König Herrn v. Choiseul das Postgeheimniß mitgetheilt hatte, nemlich das Geheimniß, daß man die Briefe öffne, was bei Herrn d'Argenson, so sehr dieser auch in Gunst gewesen, dennoch nicht geschah.

Ich habe sagen hören, daß Herr v. Choiseul Mißbrauch damit trieb, indem er seinen Freunden lustige Geschichten, und die Liebesintriguen, welche die geöffneten Briefe oft enthielten, mittheilte. Die Verfahrungsweise war, so viel ich hörte, sehr

einfach; sechs oder sieben Postgehülfen schieden die Briefe aus, welche zu öffnen ihnen vorgeschrieben war; sie nahmen alsdann vermittelst einer Quecksilberkugel einen Abdruck des Siegels, hierauf legte man den Brief mit der Siegelseite auf einen mit warmem Wasser gefüllten Becher, wodurch das Wachs schmolz ohne etwas zu verderben; man öffnete ihn, machte einen Auszug daraus, und schloß ihn dann wieder vermittelst des Abdruckes, auf diese Art hörte ich wenigstens die Sache erzählen.

Der Intendant der Posten, brachte die Auszüge dem König des Sonntags; man sah ihn wie die Minister wegen dieser furchtbaren Arbeit aus und eingehen. Der Doktor Quesnay gerieth wegen dieses infamen Ministeriums, wie er es nannte, mehrmal vor mir in Wuth, und zwar derart, daß ihm der Schaum vor dem Munde stand.

Ich würde mit dem Intendanten der Posten ebenso ungern als mit dem Henker zu Mittag speisen, sagte der Doktor.

Eine Erkenntlichkeit sonder Gleichen ward der Preis dieser unbegränzten Willfährigkeit, denn als Herr Berryer den Polizeilieutenantsposten verließ, machte ihn Frau v. Pompadour zum Marineminister, und endlich gelang es ihr sogar, ihn zum Großsiegelbewahrer ernennen zu lassen.

Herr Bertin, welcher nun auf Herrn Berryer folgte, war ehe er die Polizei übernahm, Intendant von Rousillon, dann von Lyon gewesen. Er führte den Titel: „Erster Baron von Perigord.“ Wenn seine Verwaltung auch fast null war, und wenn er nur in sehr wenigen Punkten die Pariser Polizei verbesserte, so kann man doch nicht behaupten, daß er den nemlichen Tadel verdient habe, welcher sich an die Verwaltung des Herrn Berryer knüpfte.

Der Inquisitionsgeist und das System der Angeberei kamen bei seinen Handlungen weniger vor.

Wenn, um einigen Coterien zu gefallen, seine Bureaux auch fortfuhren, den Hof von allen Privat- und öffentlichen Skandalen zu unterhalten, so geschah dies aber doch durch Mittel und mit einem Anstand, welche weniger Tadel verdienen. Man schuldet Herrn Bertin diese Anerkennung um so mehr, weil sein Nachfolger in der Polizei, Herr v. Sartines, dieses hervorragende Departement der Gewalt, nicht mit gleicher Gewissenhaftigkeit, obgleich mit größerer Geschicklichkeit verwaltete. *)

In die Verwaltungszeit des Herrn Bertin fällt die Angelegenheit des Herrn Moriceau de la Motte, welcher im Jahr 1758 wegen aufrührerischer Reden gegen den König und gegen die königliche Gewalt gehängt wurde. Wir lesen in Barbier's Journal hierüber:

September 1758.

„Herr Moriceau de la Motte, Gerichtsvollzieher des Bittschriftenamtes des Hôtel, ein verbrannter Schädel, Fanatiker und Regierungsschmäher, ein Mann von mindestens 55 Jahren, (seit 8 Monaten mit seiner Maitresse verheirathet), hat es sich beikommen lassen, vor etwa einem oder zwei Monaten an einer Wirthstafel von zwölf Personen, in einem Speisehaus der Straße Saint Germain L'auxerrois eine Unterhaltung bezüglich der fürchterlichen Damiens'schen Angelegenheit anzuspinnen. Er sprach mit Aufregung über die Art und Weise wie dieser Prozeß geführt worden sey, er zog gegen die Regierung, ja sogar gegen den König selbst und gegen die Minister los. Man sagt, daß ein Tischnachbar, ein Abbé, ihn sanft auf das Unkluge solcher Reden aufmerksam gemacht, daß er sich aber dadurch nicht habe abhalten lassen.

Sey es daß Jemand von der Tischgesellschaft, oder Leute aus dem Wirthshause selbst, über die geführten Reden beun-

---

*) Aus den Polizei-Archiven gezogene Memoiren, von Peuchet.

ruhigt waren, so viel steht fest, daß der Generalpolizeilieutenant (Bertin de Belle-Isle) davon Wind erhielt, und bereits des darauffolgenden Tages wurde dieser Gerichtsvollzieher verhaftet, nach der Bastille abgeführt und nachdem er verhört und seine Papiere versiegelt waren, führte man ihn in das Châtelet ab.

Durch Urtheil vom 30. August d. J. wurde verfügt, daß den von dem königl. Prokurator erhobenen Klagen und Anschuldigungen stattgebend, der Angeschuldigte der gewöhnlichen und außergewöhnlichen Frage (Tortur) unterworfen werde, da die Anklage in ihrer Gesammtheit aufrecht zu erhalten sei. Man sagt, daß unter seinen Papieren Plakate gefunden wurden, welche vor und seit der Ermordung des Königs an den Thüren der öffentlichen und anderer Gärten angeschlagen waren.

Man hat ihn gefragt, von wem er diese Anschlagzettel habe? Er erwiederte hierauf, er habe sie abgerissen. Diese Anschlagzettel waren aber weder angeklebt, noch durch Nägel je festgemacht gewesen, so daß man sie hätte abreißen können.

„Durch Urtheil von Mittwoch 6. September, wurde gedachter Moriceau de la Motte für überwiesen und schuldig erklärt, aufrührerische Ausfälle gegen die königliche Gewalt, gegen den König, gegen das Parlament und gegen die Obrigkeit gemacht zu haben, ferner daß man Anschlagzettel bei ihm mit Beschlag belegt habe, welche dazu bestimmt schienen, angeschlagen und vertheilt zu werden, auch daß er dringendst verdächtig sei, diese Anschlagzettel selbst verfaßt zu haben. Deßwegen wurde er nun verurtheilt vor der Thüre der Pariser Kirche mit entblöstem Haupte, im Hemd, den Strick um den Hals, mit brennender Fackel und einer vornen und hinten angebrachten Aufschrift, lautend: „Verbrecher durch aufrührerische Reden und Angriffe auf die königliche Gewalt“

Buße zu thun, um alsdann auf dem Greveplatz gehängt, und vor seiner Hinrichtung auf die Folter gespannt und sein Vermögen confiscirt zu werden.

Dieser Gerichtsvollzieher war in dem Châtelet, wohin man ihn zurückgebracht hatte, um den Vorabend eines Fest- oder Sonntages zu vermeiden, erst am Montag den 11ten September auf die Folter gespannt worden. Um die Mittagsstunde wurde sein Urtheil bereits auf den Straßen ausgerufen. Man sagt, er habe auf der Folter gestanden die Anschlagzettel verfaßt zu haben, er hat mit Ruhe und vieler Entschlossenheit Buße gethan, das Volk mit ziemlich muntern Mienen anblickend und es bittend, Gott für ihn anzuflehen. Dieses nämliche Aussehen bewahrte er auch bei seinem Gange nach dem Greveplatz, er ging in das Rathhaus hinauf, und blieb ungefähr eine Stunde dort. Man weiß nicht, was er dort gethan hat, aber er hat Niemanden kommen lassen. Unter dem Galgen hat er eine Viertelstunde gebetet und gegen fünf Uhr wurde er dann gehenkt. Auf dem Wege nach dem Greveplatz und auf diesem selbst, befand sich eine große Volksmenge. Einige unter der Menge meinten, wegen gesprochener Worte oder wegen einfacher Schriften lasse man Niemanden sterben; andere hofften man werde ihn begnadigen, aber man wollte ein Beispiel an einem Pariser Bürger statuiren, besonders, da er ein Amt bekleidete, um dadurch die Ausgelassenheit einer Anzahl Fanatiker zu unterdrücken, welche von der Regierung in einer zu kühnen Offenheit sprachen, welche eine der Folgen des seit drei oder vier Jahren zu weit getriebenen Jansenismus ist.*) Herr von Sartines, spanischer Herkunft, zu Barcelona geboren, und sehr jung nach Paris gekommen, war ein schöner geistreicher Mann, aber ohne große Bildung. Er wurde von der Herzogin von Phalaris, der frühern Mätresse des Regenten, in

---

*) Barbier's Journal. Ed. Charpentier.

deren Armen dieser verschieden ist, aufgenommen. Diese Dame gewann den jungen Sartines lieb und interessirte sich lebhaft für seine Zukunft. Bei solcher Protektion konnte es ihm nicht fehlen, in der Welt voranzukommen, er machte sich überdies Freunde durch seine Geschmeidigkeit und Geschicklichkeit.

Als Herr v. Sartines zur Polizei gelangte (1759) fand er die Maschine ganz hergerichtet, es bedurfte bloß seiner Geschicklichlichkeit und Thätigkeit, um den Gang derselben aufrecht zu erhalten. Da er viel Geistesgegenwart und despotische Neigung besaß, so wurde es ihm leicht, den Ruf eines geschickten Verwaltungsbeamten und eines umsichtigen Polizeivorstandes zu erlangen.

Sein natürlicher Scharfblick ließ ihn schnell bemerken, was dem Räderwerk, dessen sein Vorgänger sich bedient hatte, noch beigefügt werden mußte.

Er vermehrte die Zahl der Polizeioffizianten und führte in deren Dienst eine bedeutend strengere Regelmäßigkeit als früher ein.

Sein Name ist fast gleichbedeutend mit dem eines Großinquisitors geworden, und wenn ihm die Polizei Verbesserungen verdankt, so erzielte er solche nicht, ohne große Ungerechtigkeiten und harte Verfolgungen gegenüber der niedern Gesellschaftsclasse verübt zu haben. *)

Was ohne Zweifel dazu diente, ihm eine ganz besondere Bedeutung zu verschaffen und ihn für einen sehr geschickten Mann gelten zu lassen bestand darin, daß er die Kunst verstand, die Spionnage zu vervollkommnen und sie auf gewisse Gegenstände anzuwenden, welche sich aber nicht immer mit der Moral und Beamtenehre vertrugen.

So hatte er z. B. in den ersten Jahren seiner Amtsführung seine Spione beauftragt, die Geistlichen, welche man in einem

---

*) Aus den Polizei-Archiven gezogene Memoiren.

Liebeshandel oder in Ausschweifungen, sei es in öffentlchen oder auch nur in zweideutigen Häusern fände, zu verhaften. Er ließ sich über diesen Theil seiner Polizei einen besondern Bericht abstatten. *)

Wir werden auf diesen Gegenstand in dem Kapitel zurückkommen, welches „die Beziehungen der Polizei zu den Priestern des XVIII. Jahrhunderts zum Gegenstande hat.

Er wich vor keinem Mittel zurück, um diesen Ruf der Geschicklichkeit zu erhöhen und unterließ keine Umtriebe, um denselben noch fester zu begründen. In den ersten Tagen seiner Verwaltung verbreitete sich bereits das Gerücht, von einer furchtbaren in dem Stadtviertel des Jardin des Plantes verübten Mordthat; fünf Personen waren dem Mordstahl dort erlegen, die Nebenumstände dieses Verbrechens waren ganz empörend. Ein kleines zwölfjähriges Mädchen hatte allein gegen die Angreifer mit übermenschlichem Muthe gekämpft. In einem kleinen Zimmerchen, in welchem es schlief, abgeschnitten, verbarrikadirte es sich dort in solcher Weise, daß die Mörder alle nur erdenkliche Mühe hatten, um zu ihm zu gelangen. Als ihnen dies endlich gelungen war, entfloh es ihnen dennoch, obgleich durch mehrere Dolchstiche verwundet, bis es endlich in seinem Blute schwimmend zusammenstürzte, indem es seiner Mutter rief, welche aber bereits auch nicht mehr lebte. Ganz Paris schauderte. Herr v. Sartines begab sich nach dem Schauplatze, gerade wie es heute der Vorstand der Sicherheitspolizei thun würde; er befragte die Nachbarn, welche erklärten sie hätten Männer große Kisten hinwegtragen gesehen, ohne daß dieser Umstand ihren Verdacht erregt habe, und, in einem Hause welches von den Dieben völlig geplündert worden war constatirte man das Vorhandensein von fünf Leichnamen.

---

*) Biographie der General-Polizeilieutenants ꝛc. in Frankreich, von St. Edme.

Es waren offenbare Mordthaten; der Diebstahl war notorisch; es wurde hierüber ein Protokoll aufgenommen, aus demselben habe ich die erzählten Einzelnheiten ausgezogen. Vierundzwanzig Stunden darauf vernahm man mit lebhafter Befriedigung, daß die Schuldigen sich in den Händen der Polizei befänden, und man konnte nicht Lobes genug für die Geschicklichkeit des Polizeilieutenants finden. Damit begann sein Ruf, welchen er durch seine wirkliche Geschicklichkeit sich auch erhielt.

Aber diese ganze Geschichte war eine Fabel seiner Erfindung, die Leichname waren in Kisten herbeigeführt worden, der Diebstahl bestand ebenso wenig in Wirklichkeit wie die Mordthaten; die schuldigen Unschuldigen wurden in Freiheit gesetzt, auch machte man bezüglich des Ausgangs dieser Geschichte nur sehr wenig Lärm. Die erste Wirkung, der Abscheu vor einem entsetzlichen Verbrechen erhielt sich aber, ebenso wie die Befriedigung, welche die Anzeige von der Verhaftung der Schuldigen hervorgerufen hatte.

Man wollte sich einen so prachtvollen Unterhaltungsstoff, eine an Gräueln aller Art so reiche Geschichte nicht nehmen lassen. Man wollte den Ungläubigen kein Gehör schenken; mit einem Worte, Herr v. Sartines wurde ein großer Mann. *)

Er vervollkommnete die Spionnage, indem er sie durch Geldbelohnungen und Beförderungen ermuthigte, die Einrichtung seiner damaligen General-Polizeilieutenantschaft war derart, daß ihm kein Ereigniß entgehen konnte.

Sein Ruf war in dieser Hinsicht so fest begründet, daß ihm ein Minister des Kaisers von Oesterreich schrieb, um ihn inständig zu bitten, einen höchst gefährlichen Dieb in Paris verhaften zu

*) Aus den Polizei-Archiven gezogene Memoiren, von Peuchet.

lassen, wohin man denselben geflüchtet glaubte, und wovon sich zu versichern die österreichische Regierung das größte Interesse hatte. Er antwortete wenige Tage darauf, daß der gesuchte Mann sich nicht zu Paris, wohl aber zu Wien selbst befinde, daß er in einem Hause einer der Vorstädte wohne, dessen Nummer er mittheilte, indem er gleichzeitig die Stunden angab, zu welchen derselbe auszugehen pflege, und die Verkleidung unter der er sich verberge. Alle diese Mittheilungen erwiesen sich als genau, und der Schuldige wurde verhaftet.

Pupil de Myons, erster Präsident eines obern Gerichtshofes zu Lyon, welcher mit dem Generalpolizeilieutenant sehr befreundet war, behauptete in dessen Gegenwart, daß die Scharfsichtigkeit der Polizei nur die verdächtigen Leute erreiche, da er sich aber nicht zu diesen zähle, so könne er auch nach Paris kommen und einige Tage da verweilen, ohne daß man hievon Kenntniß erhalte. Sartines behauptete das Gegentheil, und bot sogar eine Wette an, welche angenommen wurde. Einige Monate später reiste Myons welcher inzwischen wieder nach Lyon zurückgekehrt war, plötzlich ab, setzte die Reise Tag und Nacht ununterbrochen fort, langte Morgens 11 Uhr zu Paris an, und stieg in einem Stadtviertel ab, welches sehr weit von dem entfernt war, welches er gewöhnlich bewohnte. Schlag 12 Uhr erhielt er bereits ein Briefchen des Generalpolizeilieutenants, in welchem ihn dieser für den nämlichen Tag zum Diner einlud. Er leistete der Einladung Folge, und gab zu, daß er die Wette verloren habe.

Da Sartines, um die Pflichten seines Amtes gewissenhaft zu erfüllen, sehr früh aufstehen mußte, geschah es sehr oft, daß er des Abends und zwar in Mitten einer zahlreichen Gesellschaft ganz unfreiwillig in einen Schlaf von einigen Minuten verfiel, welchen Jene, die ihn nicht näher kannten, für das Schweigen des Nachdenkens hielten. Ein Maitre des Requêtes welcher sich bei ihm in Gesellschaft befand, und sich natürlich von dieser Ge-

wohnheit nichts träumen ließ, interessirte sich lebhaft für einen Mann, welchem er die angenehme Stelle eines Wechselsensals verschaffen wollte, und da er den Polizeichef an der allgemeinen Unterhaltung keinen Antheil nehmen sah, so hielt er auch den Augenblick für günstig, um dessen Güte für seinen Schützling in Anspruch zu nehmen. Er näherte sich also, sprach mit Wärme von dem Manne, welchen er angestellt zu sehen wünschte, und zählte dessen Talente und Ansprüche auf, welche ihn zu solcher Stelle empfahlen. Sartines, welcher in diesem Augenblick gerade fest schlief, und wie es sich später herausstellte, einen sonderbaren Traum hatte, sprach während desselben ziemlich laut: „Es ist unnöthig; wir werden sie in Läden verweisen.“

Der Maitre des Requêtes zieht sich hierauf ganz verwirrt zurück, und erzählt augenblicklich diese Nachricht in den nämlichen Ausdrücken seinem Schützling, welcher seinerseits nicht verfehlt auf der Stelle die Wechselsensale seiner Bekanntschaft von dem ihnen bevorstehenden Schicksale in Kenntniß zu setzen. Diese versammeln sich nun in aller Eile, ganz bestürzt über ein so unvorhergesehenes Ereigniß. Sie berathen darüber, um bereits des folgenden Tages dem Minister von Paris eine mit den Unterschriften der ersten Kaufleute und größten Banquiers der Hauptstadt versehene Bittschrift zu überreichen, in welcher sie nachweisen, daß sie eine derartige Herabwürdigung ihres Standes nicht ertragen könnten, und daß sie für den Fall, daß man es bei der angedrohten Maßregel, sie in Läden zu verweisen, belasse, ihre Entlassung einreichen würden. Abgeordnete der Wechselsensale begeben sich nun nach Versailles, und unterbreiten achtungsvoll den allgemeinen Wunsch ihrer Genossen dem Minister, welcher seinerseits höchst erstaunt über den ihn zur Kenntniß gebrachten lächerlichen Plan, den Urheber einer solchen Thorheit kennen will. Der als Urheber der Nachricht genannte Maitre des Requêtes, wird vorgefordert, er gibt Sartines an, welcher seinerseits vorgeladen, alle Mühe hat

zu begreifen um was es sich handelt, endlich aber erinnert er sich dennoch, daß er zu der ihm angegebenen Stunde der vorgetragenen Bitte, tief geschlafen und demnach auch kein Wörtchen von derselben gehört habe. Endlich wird zur großen Befriedigung der Wechselsensale und unter dem Gelächter aller Anwesenden nachgewiesen, daß die Antwort, welche eine so große Unruhe bei dem Handelsstand hervorgerufen hatte, weiter nichts als ein Traum war. *)

Die von uns bezeichneten Tendenzen wendeten die ganz besondere Sorgfalt des Herrn v. Sartines der Prostitution zu. Manuel, der frühere Generalprokurator der Commune, welcher das Treiben der Polizei in der Nähe sah, und aus den Archiven deren schmutzige Geheimnisse zog, welche er nachher aufdeckte, drückt sich hierauf bezüglich folgendermaßen aus: „Ehe Herr v. Sartines das Regiment führte, er, der nicht Alles sehen wollte weil er Alles wissen wollte, und Alles deßhalb verbot, um Alles erlauben zu können, zählte Paris kaum 60 jener Mädchen, welche die von Hymen ausgelöschte Fackel aufhebend, ohne Aushängeschild, wie Bürgersfrauen gekleidet, sich damit beschäftigten, schwerfällige Geldwucherer oder alte Herzoge zu lieben . . . . . Herr v. Sartines war es, welcher dadurch, daß er dem Laster Wächter gab, dadurch, daß er es Regeln unterwarf, um es zu Abgaben zu zwingen, auf diese Weise aus diesen häßlichen Rekruten ein Regiment von Prostituirten schuf, welches seine Anzahl kühn machte und welches die Sitten vergiftete. Er machte aus der Verworfenheit der Frauen ein Spiel und ein Gewerbe. Seine hiezu verwendeten Beamten, Räthe des Königs, besuchten wie es früher die Schweinebeschauer gethan hatten, alle Tage diese magischen Höhlen, wo das Vermögen und die Gesundheit der Familien zu Grunde gerichtet

---

*) Biographie der General-Polizeilieutenants ꝛc. in Frankreich, von St. Edme.

wurden. Zu gleicher Zeit Zeugen und Richter aller Arten von Ausschweifungen, verkauften sie selbst dem unbeständigen Plutus durch die infamste aller Mäklereien und als gefällige Kuppler, alle jene Schönheiten, welche aus den Provinzen herbeigekommen. Durch Angebereien, durch vertrauliche Mittheilungen, durch Entdeckungen von Allem, was sich in ihrem niedern Reiche zutrug, unterrichtet, sammelten sie zum Vergnügen des Oberbeamten allerhand lustige Anekdoten, mit denen weder Bussi noch Brantome ihre Federn hätten besudeln mögen. *)

Es folgt hier ein kostbares Aktenstück, welches uns damit bekannt macht, welche Stellung die Agenten des Herrn von Sartines einnahmen, und bis zu welchem Punkte die königliche Gewalt sich die Macht anmaßte, die Privatinteressen zu verletzen:

Im Namen des Königs!

„Seine Majestät, durch besondere Gründe veranlaßt, und in der Absicht, dem Herrn v. Sormani das Mittel zu bieten, für einige Zeit noch in Freiheit und Sicherheit seinen Geschäften obliegen zu können, haben ihm bewilligt und bewilligen ihm hiemit einen Geleitsbrief für seine Person, giltig für die Dauer von 6 Monaten, vom heutigen Tage an gerechnet, für welche Zeit Allerhöchstdieselben ihn unter Ihren Schutz und Obhut genommen haben und nehmen. Se. Majestät befehlen, daß für besagten Zeitraum jede körperliche Haft, jede Pfändung, Beschlagnahme und jeder Verkauf seiner Güter, Mobilien und beweglichen Effecten aufgehoben bleibe, daher auch ausdrückliche Untersagung und Verbot hiemit an alle Gerichtsvollstrecker, Serganten und Andere ergeht, weder dessen Person anzugreifen, noch irgend etwas gegen die obenbesagten Güter, Mobilien und beweglichen Effekten, innerhalb gedachter 6 Monate, wegen Schulden zu unternehmen, ebenso werden auch alle Gefängnißwärter und Gefängnißaufseher gewarnt,

*) Die entschleierte Pariser Polizei, von Manuel.

denselben während gedachter 6 Monate wegen Schulden zu arretiren, unter Strafandrohung für die einen, wie die Andern, Ihrer Stellen verlustig zu werden, alle Kosten und Enschädigungen zu tragen und nebstdem als den Befehlen Sr. Majestät ungehorsam behandelt zu werden; und wenn gegenwärtigem sichern Geleitsbriefe zum Trotz besagter Herr Sormani dennoch eingekerkert werden sollte, so befehlen Se. Majestät, daß derselbe alsbald in völlige, unverkümmerte Freiheit gesetzt werde, jedoch ohne daß gegenwärtiger Geleitsbrief Geltung haben solle, bei Vergehen und Verurtheilungen, welche gegen ihn im Namen Sr. Majestät ausgesprochen werden sollten.

So geschehen zu Compiègne, am 24. Sept. 1766."

Dieser Gnadenbrief der Schurkerei wurde alle 6 Monate erneuert. *)

Die Art und Weise, wie Herr v. Sartines die politische Polizei ausübte, verdient keinen minder kräftigen Tadel.

Die ungeheure Strenge und die servile Gefälligkeit gegenüber der Gewalt haben Beamte schon sehr oft zum Verbrechen geführt.

Alsbald nach der Erstürmung der Bastille im Jahr 1789 wurde eine 31 Seiten starke Broschüre unter dem Titel: „Abschrift der Original-Briefe und Manuskripte in den Ruinen der Bastille gefunden den 15. July 1789" veröffentlicht.

In dieser heute sehr selten gewordenen Broschüre liest man pag. 28 und 29:

Schreiben des Herrn v. S... Generalpolizeilieutenants an Herrn Delaunay, Gouverneur der Bastille.

Den .. Juny 17..

„Ich schicke Ihnen, mein lieber Delaunay, einen gewissen

---

*) Die Pariser Polizei entschleiert, von Manuel.

F... Es ist ein sehr schlechtes Subject; behalten sie ihn während 8 Tagen und beseitigen Sie ihn nach deren Ablauf."

Unterzeichnet:

v. S...

Unten an diesem Schreiben findet sich folgende Note des Herrn Delaunay:

„Am .. Juni den F... eingesperrt und nach Ablauf der festgesetzten Zeit zu Herrn v. S... geschickt, um zu erfahren, unter welchem Namen er denselben wolle beerdigen lassen."

Der letzte Brief dieser Sammlung lautet:

Aus der Bastille, den 13. Sept. 1771.

Mein Herr!

„Ich habe die Ehre, Ihnen angebogen die drei Schriftstücke zu senden, welche ich dem Herrn Villard mitgetheilt habe, nebst der von diesem Gefangenen gegebenen Antwort.

Ferner werden Sie, mein Herr, ein Paquet des Herrn Nerot finden. Der Kopf des Herrn de la Rivière ist stets noch stark erhitzt und ich zweifle fast, daß *sein armer Kopf gesund werden könne, ohne daß man das Heilmittel bei ihm anwende*.*)

Ich verbleibe mit tiefer Hochachtung ꝛc. ꝛc."

Unterzeichnet:

Chevalier.

---

*) Selbst die Memoiren der damaligen Zeit liefern uns kostbare Aufklärungen über den Zustand der Gefängnisse und über die dort vor sich gegangenen Ereignisse. Ich will nur zwei Züge hier anführen, welche ich Barbier's Journal entlehne.

— December 1722. Dieser Tage starb der Aelteste der Bastille-Gefangenen; er war seit 35 Jahren da. Man hatte ihn als Jakobiner eingefangen und der beabsichtigten Vergiftung des Herrn v. Luvois verdächtigt. Man hat diesen Mann inquirirt, er antwortete aber in einem

„Man wird nun wohl nicht sagen wollen, meint St. Edme, nachdem er diese Documente angeführt, daß die Beamten der Bastille keine Henker waren; denn Millionen Stimmen würden dann ausrufen:

„Und die nach der Zerstörung der Festung vorgefundenen noch an Ketten geschmiedeten menschlichen Skelette, welche auf dem Kirchhofe des St. Paul-Kirchspiels eingesenkt wurden, hat man ihnen etwa diese Eisen nur zu dieser frommen Ceremonie angelegt?!“

Und Latude, welcher zu scharf an Sartines geschrieben, und dafür im Jahr 1764 abermals und zwar für 40 Monate in einen Kerker geworfen wurde, wo er vollauf zu thun hatte, um

---

Kauderwälsch, welches keiner von des Königs Dolmetschern hat verstehen können, so daß man also weder seinen Namen, noch seine Heimath, noch Dasjenige hat erfahren können, was er als Jakobiner getrieben, und er hat auf solche Art 35 Jahre ohne Papiere und Bücher zugebracht. Man hatte durchaus keinen Beweis gegen ihn.

Barbier verbreitet sich anderwärts 1724—1727 sehr ausführlich über einen dem Herrn Le Blanc, ehemaligem Kriegssekretair, beim Parlament angehängten Prozeß. Die Hauptanklage betraf einen gewissen Gazan de la Combe, welchen man in dem Hause de la Barre's, Lieutenants der Connetables, erhängt gefunden hatte. Dieser la Combe war auf Befehl des Herrn Herzogs von Orleans erdrosselt worden; es war ein Staatsgefangener. Man kann demnach weder Herrn le Blanc noch la Barre dafür verantwortlich machen, da sie nur empfangene Befehle vollzogen haben. Aber der Fehler, welchen sie als vernünftige Leute begangen haben, fügt Barbier hinzu, besteht darin, daß sie, um sich seiner zu entledigen, ihn nicht des Nachts nach der Bastille bringen ließen, wo man ihn ganz bequem erdrosseln konnte, denn dort geht Alles im Geheimen vor sich. Es bedarf dort keines Protokolls, und der Polizeilieutenant, sowie der königliche Prokurator haben an diesem Orte nichts zu thun, während sie verpflichtet sind, einzuschreiten, wenn man einen Menschen in einem Privathause todt findet.“ — Uebrigens wurde Herr le Blanc mit Stimmeneinheit freigesprochen.

sein Leben gegen die Ratten und die Unreinlichkeit des Ortes zu vertheidigen, war er vielleicht auch nur ein freiwilliges Opfer?

Und ferner der Graf von Lorges, welcher einen 32 Jahre langen Todeskampf in dieser Höhle kämpfte, hatte er es nicht mit Henkern zu thun?

Bedarf es, um das Andenken Sartines zu brandmarken, auch noch anderer Thatsachen? Ich beschränke mich auf die beiden Nachfolgenden.

Der unter der Last der Jahre gebückte Ritter Pompignan v. Mirabelle, welcher vier Verse gegen die Marquise von Pompadour hatte recitiren hören, und das Unglück hatte, dieselben in zahlreicher Gesellschaft zu wiederholen, erzählt folgendermaßen seinen Eintritt und seinen Aufenthalt zu Vincennes:

„Davon unterrichtet, daß er (Sartines) einen Verhaftsbrief (lettre de cachet) gegen mich erlassen werde, stellte ich mich diesem Beamten vor, indem ich ihn fragte, in welches Gefängniß er wünsche, daß ich mich begeben solle: „Nach Vincennes“, erwiederte er mir. Ich stieg nun wieder in meinen Wagen und ohne nach Hause zurückzukehren, stellte ich mich im Schloßthurm als Gefangener. Kaum war ich dort untergebracht, als bereits mein Verhaftsbefehl anlangte. Im ersten Augenblick glaubte ich, es sei dies blos ein Spiel, es dauert aber bereits elf Jahre. Ich habe Herrn v. Sartines bei seinen jährlich einmaligen Besuchen, welche er den Gefangenen aus Gewohnheit macht, mehrere Mal gesehen, habe jedoch nie etwas Anderes als diese Worte aus ihm herausbringen gekonnt: Sie sind der Verfasser der in Frage stehenden Verse, oder Sie kennen Jenen, welcher sie gemacht hat, in dem zweiten Fall macht Sie Ihr hartnäckiges Schweigen eben so strafbar; nennen Sie ihn, und Sie sollen in Freiheit gesetzt werden. Es wäre mir unmöglich gewesen, diesen Namen anzugeben, wenn ich auch zu einer solchen Schändlichkeit fähig gewesen wäre, weil mir derselbe gänzlich unbekannt war.“

Elf Jahre Gefängniß, wegen vier nachgesprochener Verse, gegen eine ausschweifende Marquise!!

Der Probst von Beaumont war Sekretär der Geistlichkeit Frankreichs, als er im Juli 1768 zufälliger Weise den Plan zu einem damals von der Regierung auf das Getreide ausgeübten Monopol entdeckte, welches mehrere Agenten in Masse aufkauften und alsdann zu ihrem und der Regierung Nutzen wieder verkaufen ließen. Dieses Monopol hatte die ungeheure Theurung, deren ganzes Gewicht auf dem Volke lastete, hervorgerufen.

Dieser würdige Bürger wollte dem Parlament zu Rouen diesen schändlichen Unterschleif, wodurch Frankreich ausgehungert werden sollte, zur Anzeige bringen. Sein Schreiben wurde aber auf der Post geöffnet, und am 17. November führte man ihn nach der Bastille ab.

Nach 11monatlicher Gefangenschaft in dieser Festung wurde durch einen neuen Verhaftsbrief vom 14. October 1769 seine Versetzung nach dem Schloßthurme zu Vincennes verfügt. Dort blieb er fünfzehn Jahre, erduldete eine Reihe fortgesetzter Verfolgungen, deren er mit Recht Sartines anklagte, weil die in den Gefängnissen ausgeübte Strenge von dem Polizeivorstand anbefohlen war.

Während 18 Monaten schlief er, mit Ketten an den Füßen, auf einer miserablen, 24 Zoll breiten, mit einer Hand voll faulen Strohs überdeckten Holzpritsche, und erhielt blos zwei Unzen Brod und ein Glas Wasser täglich zur Nahrung, welche ihm durch ein Loch hereingeschoben wurden. Endlich dem Tode nahe, wurde er in ein Zimmer Nr. 3 getragen; dort ließ ihn der Chirurg in ein warmes Bad setzen, und ihm alsdann kräftige Fleischbrühe und alte Weine verabreichen, nebstdem schrieb er vor, daß er unter den Armen gestützt, spazieren geführt werde; diese Vergünstigung stellte ihn nach 14 Tagen wieder her.

Sartines war ehrgeizig, hieraus lassen sich die feigen Gefällig-

keiten gegenüber dem Könige, den Prinzen, den Günstlingen und den Ministern erklären.

Einige Tage vor dem Tode Ludwig XV. begegnet ihm einer seiner Freunde unter dem Bogengang, mit dem Portefeuille unter dem Arme und hindert ihn, beim König einzutreten, indem er zu ihm sagte: da drinnen herrscht die Pest; wenn Sie diese schlechte Luft einsaugen, wird man Sie Quarantaine halten lassen, ehe Sie sich seinem Erben vorstellen können. Er ging doch hinein, und er war nach dieser Aufmerksamkeit der Erste, welchen der junge König zu seinen Füßen sah, er erhielt die ersten Gunstbezeugungen.

Zum Marineministerium gelangt, und dort durch die Talente des Ritter v. Fleurien unterstützt, dessen Verdienste er zu würdigen verstand, benahm sich Sartines in den schwierigsten Verhältnissen mit einer gewissen Klugheit, und mit jenem Eifer, welcher seine frühere Amtsverwaltung kennzeichnete. Er entwickelte aber hier nicht jene seltene Geschicklichkeit, welche er bei der Leitung seiner machiavelistischen Polizei gezeigt hatte. Als er endlich durch de Castries ersetzt wurde, gab ihm der Fürst eine Gratification von 150,000 Franken und eine Pension von 70,000 Franken, und das Volk ließ eine große Anzahl von Epigrammen gegen ihn los unter andern das nachfolgende:

J'ai balayé Paris avec un soin extrême,
Et voulant sur les mers balayer les Anglais,
J'ai vendu si cher mes balais,
Que l'on m'a balayé moi même. *)

In dem Augenblick, wo die Revolution alle Jene zu bedrohen

*) Ich habe Paris mit besonderer Sorgfalt gefegt,
Die Engländer zu Meere fegen, war mein Begehr,
Aber zu theuer verkaufte ich meine Besen,
So daß man mich zuletzt selbst weggefegt.

schien, welche das Vertrauen des Fürsten genossen, glaubte Sartines sein Leben in Gefahr. Indessen wollte er sein Vaterland dennoch nicht verlassen, und gab nur den Bitten seiner Freunde nach, indem er sich nach Spanien flüchtete, wo er sicher war, für die Dienste, welche seine Familie diesem Lande geleistet hatte, Hilfe zu finden.

Es scheint, daß ein gewisser Abbé Maury von dem Wissen des früheren Generalpolizeilieutenants eine hohe Meinung hatte.

Bekannt ist daß dieser Abbé eines Tages, aus der constituirenden Versammlung kommend, einigen Männern, welche ihn an die Laterne hängen wollten, geantwortet hat: Einfältige Menschen die ihr seyd! glaubt ihr etwa dadurch heller zu sehen?

Einige Zeit nachher, als er sich aus dieser fatalen Schlinge gezogen hatte, sagte der Bischof von Autun (Talleyrand Perigord) scherzweise zu ihm:

Wann gehen Sie nach Paris, mein lieber Abbé?

Ich, erwiederte der Abbé, was soll ich in Paris machen? Vorerst gebe man mir die Bastille, dann Herrn von Sartines, den Herrn Ritter Dubois und das Regiment Garden wieder zurück. *)

Der würdige Nachfolger des Herrn v. Sartines war Herr Lenoir. Viele Züge, welche man von Herrn Lenoir berichtet, beziehen sich auf Familienangelegenheiten, bei welchen die Polizei meistens auf das Begehren der Betheiligten mit diskretionärer Gewalt einschritt; ein Umstand, welcher für die Gesellschaftszustände unter dem alten Regime sehr bezeichnend ist.

Es scheint sogar, daß Lenoir in diesem Amte sich mitunter

---

*) Biographie der Polizei-Generallieutenants 2c. in Frankreich, von St. Edme.

nützlich zeigte, daß er Thränen trocknete, und viele Privatstreitigkeiten durch seine Klugheit schlichtete.

Aber die Willkür bleibt dessenungeachtet nicht minder Willkür, mit welcher Sanftmuth dieselbe auch verfahren mag.

Es kam ihm sehr oft vor, daß ihn Eltern, bei der Verheirathung ihrer Kinder bei welcher Standes- und Vermögens-Rücksichten obwalteten, zu Rathe zogen. Ein anderes Mal stellte man junge Leute, welche man dem Laster ergeben glaubte, unter seine Aufsicht; er willfahrte gerne derartigen an ihn gestellten Gesuchen. Man berichtet in dieser Hinsicht einige Züge, welche bekannt zu werden verdienen.

Ein junger Offizier der Schweizer Garden Namens Biß, hatte aus seinem Vaterlande jene Offenherzigkeit mitgebracht, welche die Abenteurer der Hauptstadt so gut auszubeuten verstehen. Ein unglücklicher Hang zog ihn sehr oft in Spielhäuser, wo Hazardspiele getrieben wurden.

Lenoir, welchem er ganz insbesondere empfohlen war, erfuhr dies und machte ihm darüber Vorstellungen, jedoch völlig ohne Erfolg.

Eines Tages läßt ihn Lenoir abermals in sein Cabinet kommen, und macht ihm darüber Vorwürfe, daß er die Nacht beim Spiel in einem jener Häuser zugebracht, welche nicht mehr zu besuchen, er ihn aufgefordert habe.

Biß gestand zwar seinen Fehler, behauptete aber nicht gespielt zu haben.

„Ich bedaure, sagte sein Mentor zu ihm, zu sehen, daß Ihre Leidenschaft für das Spiel Sie zu einer ihres Charakters unwürdigen Verstellung verleitet, einer Verstellung, welche meine Freundschaft für Sie, nicht verdient hat: Sie haben in der Mitte von Betrügern gespielt, Sie haben 200 Louisd'ors verloren, welche ich mir habe bringen lassen und welche ich Ihnen

hiemit zurückgebe, in der Hoffnung, daß dies Ihnen zur Lehre dienen, und daß Sie fortan eine Gesellschaft fliehen werden, welche ich leider dulden muß, welche aber nicht für einen Mann Ihres Standes paßt.

Der junge Mann, durch diesen unumstößlichen Beweis beschämt, versprach nicht mehr zu spielen und er hielt auch sein Wort.

Der nachfolgende Zug möge einen Maßstab für die Gewalt des General-Polizeilieutenants und für dessen Eingreifen in die häuslichen Angelegenheiten abgeben.

Eine Frau, einer vornehmen Familie angehörend, verlangte bei Lenoir eine Audienz. Nachdem sie um seine Discretion hinsichtlich der vertraulichen Mittheilungen, welche sie ihm zu machen im Begriffe stand, in Anspruch genommen hatte, gestand sie ihm, daß sie während der nun bald einjährigen Abwesenheit ihres Gemals, schwanger geworden sey, daß die Zeit ihrer Niederkunft herannahe, und daß sie bei der bevorstehenden Rückkehr ihres Gemals, kein Mittel wisse, um ihm ihre Lage zu verbergen. Die Verzweiflung dieser Unglücklichen machte jede Vorstellung unnütz. Unehre und Schande für den Gemal sollten die Folgen ihres Fehlers seyn. Entschlossen ihr beizustehen, schlug er ihr somit vor, sie möge sich ins Geheim nach der Vorstadt St. Antoine zu einer Hebamme begeben, welche sie auf seine Empfehlung hin auch wirklich aufnahm.

Ihrer Dienerschaft gegenüber schützte diese unglückliche Frau eine Reise vor.

Einige Tage darauf langt der Gemal an, er sucht zu erfahren wo sich seine Frau befinde, seine Nachforschungen blieben aber fruchtlos.

Er begibt sich somit auf die Polizei, theilt Lenoir seine Befürchtungen mit, und bittet ihn inständig, alle Mittel anzuwenden, um ihn von denselben zu befreien. Der Beamte ver-

langt eine Liste und die Adresse aller Bekannten des Gemals, und verspricht eine Antwort in einigen Tagen.

Nach Ablauf dieser Zeit benachrichtigt er ihn, daß er noch nichts entdeckt habe, und daß es nöthig sey jene Landsitze oder Dörfer zu kennen, wo sie seiner Ansicht nach möglicherweise sich aufhalten könne.

Die bis in das Einzelne gehenden Mittheilungen werden augenblicklich geliefert, aber diese neuen Nachforschungen bedingten eine weit längere Frist, und dies war auch Alles was Lenoir verlangte, um jener, welche er retten wollte, Zeit zu ihrer Niederkunft zu lassen.

Indessen verließ sich der Gemal nicht gerade ganz vollständig auf den Eifer der Polizei allein, sondern er that auch seinerseits noch alle erdenkliche Schritte, um den Zufluchtsort seiner Frau zu entdecken. Dabei war ihm ein Diener behülflich, welcher ihm seinen Verdacht, welcher nicht weit von der Wahrheit entfernt war, mittheilte. Lenoir erfuhr dieses Einverständniß zwischen dem Diener und dem Herrn durch die Spione, welche er in dem Hause eingeführt hatte. Er befahl somit ihm diesen Diener vorzuführen, und befragte ihn über die Mittel, welche er angewendet habe, um diese Entdeckung zu machen, er gab sich den Anschein als hielte er dieselben für unwahrscheinlich und sagte endlich zu ihm: „Wenn Ihre Entdeckung sich bestätigen sollte, so wäre dies ein großes Unglück, weil dann diese arme Frau unzweifelhaft den Mißhandlungen ihres Gemals ausgesetzt seyn würde. Uebrigens, fügte er hinzu, würde auf Sie eine schwere Verantwortlichkeit zurückfallen, und die mildeste Strafe, welche man über Sie verhängen könnte, wäre Ihre lebenslängliche Einsperrung zu Bicêtre. Sie können dagegen alle jene Schrecken, welche ich vorhersehe, durch ein ganz einfaches Mittel vermeiden, für welches Sie auch noch belohnt werden sollen. In diesem Falle würde es sich darum

handeln das vollständigste Schweigen über unsere Unterredung zu bewahren; ferner Ihrem Herrn treu zu dienen, und mich genau von allen Schritten zu unterrichten, welche er in dieser Angelegenheit bereits gethan, oder noch thun sollte. Entscheiden Sie sich also, und bedenken Sie vor Allem, daß Sie meiner Wachsamkeit nicht entgehen können. Der Diener versprach und vollzog Alles gewissenhaft, was man von ihm verlangte.

Kaum waren zwei Tage verflossen, so kam er bereits, um Lenoir davon zu benachrichtigen, daß sein Herr beabsichtige, noch am nemlichen Abend als Polizeicommissär verkleidet, mit einbrechender Nacht die Wache zu requiriren und unter deren Begleitung einen Besuch in allen Häusern zu machen, wo Hebammen wohnen, er selbst sey aber dazu bestimmt, die Rolle des Schreibers zu spielen.

Es ist gut, gehorchen Sie Ihrem Herrn aufs Genaueste, sagte Lenoir, indem er ihm etwas Geld gab, hier ist eine Abschlagszahlung für die Dienste, die Sie uns geleistet.

Diese beiden mächtigen Hebel, die Furcht und das Geld, waren die Mittel deren er sich am liebsten bediente.

Lenoir ließ nun den Polizeicommissär Chenon kommen, welcher sein ganzes Vertrauen besaß. Er beauftragte ihn, sich in der Nähe des Wachelokals auf die Lauer zu legen, um einen falschen Polizeicommissär, welcher sich dort des Abends einfinden werde, zu verhaften, und ihm denselben in seiner Verkleidung vorzuführen.

Gleichzeitig schrieb er der Frau, welche nun völlig genesen war, sie möchte in ihrem Hause um sieben Uhr Abends eintreffen, aber nicht vergessen, ihm auf der Stelle einen aus der Umgegend von Rouen datirten Brief zu senden, wo sie eine intime Freundin besaß.

Dieser Brief enthielt Aufklärungen, welche geeignet waren den Gemal wegen einer so langen Abwesenheit zu beruhigen.

Lenoir sandte diesen Brief auf die Post, und ließ ihm den Poststempel von Rouen aufdrücken.

Der Gemal brachte inzwischen seinen Plan zur Ausführung. Er begab sich in großer Robe, mit der vorschriftsmäßigen Perrücke und der viereckigen Amtshaube angethan, nach dem Wachlokale in der Vorstadt St. Antoine. Es war sieben Uhr Abends. Dort angelangt, verlangte er mit großer Sicherheit eine Abtheilung Soldaten, welche ihn begleiten sollte. Kaum hatte er aber einige Schritte in der Straße gethan, als auch bereits der Commissär Chenon aus seinem Versteck hervorkam, die Wache anhielt und ihn befragte, was dieser Ausgang zu bedeuten habe. Der falsche Commissär läßt sich hierdurch nicht aus der Fassung bringen, und behauptet er sei der Commissär der Vorstadt St. Jacues und durch höheren Befehl beauftragt eine Haussuchung bei einer Hebamme in diesem Stadtviertel vorzunehmen. Sie der Commissär der Vorstadt St. Jacques? erwiederte Chenon hierauf. Sie lügen, er ist mein Freund und ich habe ihn so eben erst verlassen; man verhafte diesen Mann, welcher sich einen falschen Titel anmaßt, und sich über die Justiz lustig machen will. Ich werde ihn selbst auf die Polizei bringen, woselbst man über sein Schicksal entscheiden wird. Als der Unglückliche diese Worte hörte, wurde er sichtbar verwirrt, gestand seinen Fehler und wollte den Commissär durch Geld bestechen, dieser bleibt aber unbeugsam und führt ihn in seiner Verkleidung zu Lenoir. Dieser macht ihm die lebhaftesten Vorwürfe und endet damit, ihm zu sagen, er könne eine derartige Verirrung blos einer übertriebenen Eifersucht zuschreiben, daher wolle er ihm verzeihen, ihm gleichzeitig aber auch beweisen, wie ungerecht er gegen seine Frau gewesen sei, welche wahrscheinlich seinen Brief nicht erhalten, daher auch von seiner Ankunft nichts gewußt habe, sich aber auf die erste Nachricht von seiner Zurückkunft auf den Weg gemacht, und bereits zu Hause eingetroffen sein werde. Der arme Gemal durch

diese List und wegen des von ihm gehegten Verdachtes ganz beschämt, dankte Lenoir und ging alsdann seine Frau zu umarmen.

Es läßt sich bezweifeln, ob sich die Polizei heute um dergleichen Intriguen bekümmern würde, sie hat andere Dinge zu thun, als die Befürchtungen der eifersüchtigen oder betrogenen Ehemänner zu beschwichtigen.

Indessen sind derartige hinterlistige Streiche, sowohl in der Absicht wie in dem Ergebniß gewissermaßen unschuldig, denn der Scandal heilt das Uebel nicht, wenn es einmal geschehen ist, im Gegentheil vergrößert er dasselbe.

Wie oft hat Lenoir, dem Beispiel Sartines folgend, entführte Minderjährige nicht wieder aufgefunden; auf diese Art bewahrte er die Ehre der Familien. Wenn der Mißbrauch der Gewalt niemals einen andern Zweck hätte, würde sich Niemand darüber beschweren.

Bald war es eine Marquise aus der Straße des Filles du Calvaire, welche für die Gesundheit und noch mehr für den Geldbeutel ihres sechsundfünfzigjährigen Gemals besorgt, Lenoir den ehebrecherischen Brief einer Nebenbuhlerin denunzirte; sie sprach darin aus, daß sie sich wegen dieses herabwürdigenden Liebesverhältnisses, bei dem König beklagen werde, welcher nicht wie die übrige Welt über Alles lache.

Bald war es wieder eine andere Marquise, welche ihn bat, sie von einer indiskreten Kammerjungfer zu befreien. Was diese Letztere anbelangt, so ließ sie der vernünftige Polizeilieutenant kommen und folgendes Versprechen von ihr unterschreiben: „Die Unterzeichnete gelobt dem Herrn Polizeilieutenant das unverbrüchlichste Stillschweigen über die Verhältnisse und Angelegenheiten der Frau Marquise B . . . . gegenüber Jedermann, indem sie gleichzeitig bekennt, daß sie alle Ursache habe, mit ihrer Herrin zufrieden zu sein! November 1777.

Meine Adresse ist bei Frau Etienne, Krämerin im zweiten Stock, Straße ꝛc. ꝛc. *)

Eines Tages bemerkte ihm ein Herzog und Pair von Frankreich:

„La Vertu, (es war dies ohne Zweifel ein Bedienter), hat meine Tochter geschwängert, aber Sie sollten wissen und mir sagen können, ob mein Tochtermann stets noch ein ausschweifender Mensch und ein Schuldenmacher ist. *)“

Die Schauspielerinnen baten den mächtigen Beamten, ihre Männer oder ihre Liebhaber überwachen zu lassen, indem sie sich gleichzeitig über deren Untreue beschwerten.

Lenoir verstand es, sich mit Geschicklichkeit bezahlte und unbezahlte Spione zu verschaffen. Die meisten Domestiken erhielten ihre Stellen durch die geheimen Intriguen der Polizei-Agenten; die Kolporteure erhielten nur dann eine Erlaubniß, wenn sie sich dazu verstanden, über Alles was sie bei Spitzbuben, bei Dieben und Diebinnen, bei den Pfänderverleihern sehen und hören würden Bericht abzustatten, mehrere unter ihnen besaßen eine Ermächtigung das Diebshandwerk auszuüben, um dadurch zur Herbeischaffung der entwendeten Effekten mitzuwirken, und um die Pläne ihrer Mitschuldigen anzugeben; sie waren ihrerseits wieder von Spionen umgeben.

Die Bankhalter der bekannten Spielhäuser gaben, der Polizei einen großen Antheil von ihrem Gewinne ab, auch bezeichneten sie jene Spieler, welche ihnen Verdacht einflößten. — Ein gleiches Bewandtniß hatte es mit den Kupplerinnen und den Freudenmädchen; beide waren beauftragt, den sie Besuchenden ihre Namen zu entlocken und diese einzuschreiben.

Diese Leute verursachten der Polizei nicht nur keine Kosten,

---

*) Unorthographisch geschrieben.

**) Manuel. Die entschleierte Polizei.

sondern sie bildeten sogar eine steuerbare Klasse. Diese verschiedenen Einnahmszweige dienten zur Besoldung Jener, welche höhere Dienste versahen.

Der General-Polizeilieutenant machte das Laster oder die Fehler steuerpflichtig, um sich Agenten zu verschaffen. Wurde ein Mann bei einem schändlichen Angriff auf die Sittlichkeit erwischt, dann zeigte man ihm die strengen Strafen und die Schmach, welche für ihn daraus entstehen würden, und stellte ihm gleichzeitig die Alternative entweder den Gerichten überliefert oder Spion zu werden. Wurde ein Pamphletist entdeckt und ergriffen, dann übertrug man ihm die Ueberwachung und die Denunciation jener Schriftsteller und Buchhändler, mit welchen er in genauer Verbindung stand. Ebenso war man nicht darum verlegen selbst in den höchsten Staatsregionen einen Mann zu finden, welcher etwas zu verbergen hatte, und die Polizei bemächtigte sich dieses Geheimnisses, um es zu ihrem Nutzen auszubeuten. Parlamentsräthe, Bittschriften-Vermittler (Maitres des rêquêtes) Ritter des St. Louisordens überwachten sich gegenseitig, und der Generalpolizeilieutenant hielt den ersten Ring dieser Kette in der Hand. Diese hohe Klasse von Kundschaftern kostete die Polizei fast nichts. Der theuerste Spion unter Lenoir war eine sehr wohlbekannte Frau, welche zweimal wöchentlich eine Thee-Gesellschaft gab, und des darauffolgenden Tages in der ersten Morgenstunde durch die kleine Thüre der Gärten sich direkt zu dem Generalpolizeilieutenat begab, um ihm zu hinterbringen was in ihrem Hause gesprochen worden war, und dafür bezog sie nur zwei Tausend Franken jährlich. —

Lenoir beschränkte sich in der Ausübung seiner Amtsgewalt nicht bloß auf die Ueberwachung der Uebelthäter oder die Handhabung der Polizeigesetze, sondern er richtete seine ernste Aufmerksamkeit auch auf die Sanitätspolizei.

Um seine Arbeiten gehörig zu würdigen, muß man ein von ihm verfaßtes, zum mindesten unter seinen Augen zu Stande ge-

kommenes Werk durchsehen, betitelt: Einzelheiten über einige Anstalten der Stadt Paris, Ihrer Majestät der Königin von Ungarn, von dem Herrn Staatsrath, Generalpolizeilieutenant Herrn Lenoir auf Verlangen mitgetheilt. Paris 1780 in 8. Dieses Promemoria liefert eine sehr genaue Uebersicht aller Zweige dieser ausgedehnten Verwaltung; die Einrichtung der Hospitäler, der Gefängnisse, die Zufluchtsorte der unheilbaren Kranken, die Behandlung der Geisteskranken; die gegen die Feuerbrünste getroffenen Vorsichtsmaßregeln; endlich sind auch noch alle Vorschriften der Reinlichkeit darin angegeben.

Man verdankt diesem Beamten auch noch eine Bäckereischule, durch sein Zuthun entstand die Kuppel der Mehlhalle und die Ueberdachung der Leinwandhalle. Die Errichtung des Leihhauses ist sein Werk.

Die Beleuchtung von Paris war unvollständig; ehe er die Verwaltung übernahm, machte man dem Unternehmer der Pariser Straßenbeleuchtung einige Abzüge für die Augenblicke, wo es Mondschein geben sollte, dieser genügte aber nicht immer, besonders in nebligen und dunklen Nächten. Ein Witzbold äußerte scherzhaft über diese Einrichtung: Der Mond rechnete auf die Straßenlaternen, die Straßenlaternen rechneten auf den Mond, es gab aber weder Straßenlaternen noch Mond, und so mußte es einem Jeden klar werden, daß man nichts sah. — Diese Abzüge waren übrigens zu einem Anlagekapital für Gratificationen und Zulagen bestimmt, welche man: „die Pensionen des Mondscheins" nannte. Lenoir schaffte diese lächerliche Sparsamkeit ab, und die Stadt gewann dabei, indem sie seither zu allen Zeiten beleuchtet wurde. *)

Die Grundsätze Lenoirs vertrugen sich mit jenen Turgot's

---

*) Biographie der General-Polizeilieutenants rc. in Frankreich, von St. Edme.

besonders in Handelssachen, dann auch in Nahrungsmittel- und Verproviantirungsangelegenheiten nicht. — Diese Zerwürfnisse hatten am 14ten Mai 1775 den Rücktritt Lenoir's zur Folge, aber bereits am 19ten Juni 1776 trat er sein Amt wieder an.

In der Zwischenzeit wurde er durch Albert einen Freund Turgot's, vertreten.

Die Geschtsschreiber und Biographen wissen von diesem Beamten weiter nichts, als dessen Namen zu berichten. Ich citire ihn hier bloß vorübergehend, mich dabei auf folgenden Brief beschränkend:

Herr Albert wird aufgefordert, das Syndicat und die Adjuncten des Buchhandels vorzuladen und ihnen zu eröffnen, es sei der Wunsch seiner Majestät des Königs, daß, wenn gegen das in der Angelegenheit der Herrn Tort und Guignes gefällte Urtheil eine Berufung eingelegt werden sollte, keine Flugschrift über diesen Fall erscheine. —

Versailles, am 13. August 1775.

Unterzeichnet. Hue v. Meromenil.

Es wurde auch wirklich keine Schrift veröffentlicht. Albert hatte den Befehlen des gnädigsten Herrn Siegelbewahrers gehorcht. *) —

Der letzte Generalpolizeilieutenant war Thiroux de Crosne. Die Unfähigkeit, der Mangel an Takt und Scharfsinn dieses Beamten sind bekannt.

In einem Augenblick an die Spitze der Polizei gestellt, wo das alte Königthum in seinem Daseyn bedroht war, verstand er es weder, irgend eines der Ereignisse, welche dessen Fall beschleunigten, vorher zu sehen, noch diese zu hindern.

---

*) Biographie der General-Polizeilieutenants 2c. in Frankreich, von St. Edme.

De Crosne beschränkte sich einfach darauf, die Kundgebungen der öffentlichen Meinung zu überwachen und darüber der Regierung Bericht zu erstatten. —

Seine größte Aufmerksamkeit verwendete er auf die Theatervorstellungen. Es gibt nichts Beachtenswertheres als die Berichte der Theater-Beobachter, nach welchem er dann die seinigen für das Ministerium verfaßte. Den nachstehenden Bericht entlehne ich den „Denkwürdigkeiten Condorcet's Seite 232 nnd folgende:

Vorstellung der Athalie.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Abner.

L'audace d'une femme, arrêtant ce concours
En des jours ténébreux a changé ces beaux jours.
(Man hat in dem Parquet zwei Mal klatschen gehört.)

Joad.

Celui qui met un frein à la fureur des flots
Sait aussi des méchants arrêter les Complots.
(Einige etwas kräftigere Beifallsbezeugungen.)

Zweiter Auftritt.

Joad.

Livre en mes faibles mains ses puissants ennemis
(Einiges Klatschen.)
Confond dans des conseils une reine cruelle
(Mehrfache und sehr deutliche Beifallsbezeugungen.)
Daigne, daigne, mon Dieu, sur Mathan et sur elle
Répandre cet esprit d'imprudence et d'erreur
De la chute des Rois funeste avant-coureur.
(Verstärktes Klatschen am Schlusse des Verses.)

Dritter Auftritt.

Josabeth.

Mais hélas! dans ce temps d'opprobre et de douleurs
Quelle offrande sied mieux que celle de nos pleurs?
(Starker Beifall.)

Zweiter Aufzug. Dritter Auftritt.

Athalie.

Heureuse, si je puis trouver par mon secours
Cette paix, que je cherche, et qui me fuit toujours!
(Einiges Klatschen.)

Mathan.

Est-ce aux rois à garder cette lente justice?
Leur sûreté souvent dépend d'un prompt supplice
N'allons point les gêner d'un soin embarassant
Des qu'on leur est suspect, on n'est plus innocent.
(Vorerst sehr ausdrucksvoller, am Ende des Verses stürmischer Applaus.)

Abner.

Eh quoi! Mathan, d'un prêtre est-ce là le langage?
(Lebhaftes Bravo.)

Vierter Aufzug. Zweiter Auftritt.

Joas.

Un roi sage, ainsi Dieu l'a prononcé lui même
Sur la richesse et l'or ne met point son appui;
Craint le Seigneur, son Dieu, sans cesse a devant lui
Ses préceptes, ses lois, ses jugements sévères,
Et d'injustes fardeaux n'accable point ses frères.
(Am Schlusse dieses Verses erzitterte das ganze Haus vor Beifall.)

Joad.

(Ein tiefes Schweigen scheint das Beifallklatschen vorzubereiten, welches den Darsteller bei fast jedem Verse unterbricht.)

De l'absolu pouvoir vous ignorez l'adresse
Et des lâches flatteurs la voix enchanteresse.
(Erste Unterbrechung durch stürmisches Klatschen.)
Bientôt ils vous diront que les plus saintes lois
Maitresses du vil peuple, obeissent aux rois . . .
(Zweite Unterbrechung.)
Qu'un roi n'a d'autre frein que sa Volonté même . . .
(Dritte Unterbrechung.)
Qu'il doit immoler tout à sa grandeur suprême . . .
(Vierte Unterbrechung.)
Qu'aux larmes, au travail le peuple est condamné . . .
(Fünfte Unterbrechung.)
Et d'un Sceptre de fer veut être gouverné . . .
(Sechste Unterbrechung.)
Ils vous feront enfin haïr la Verité . . .
(Siebente Unterbrechung.)
Vous peindront la Vertu sous un affreuse image;
Helas! ils ont des rois égaré le plus sage.
(Allgemeiner Ausbruch von Beifallklatschen in dem ganzen Saale.)

Diese Berichte waren allerdings geeignet, den Hof aufzuklären; aber gewiß hätte ihm de Crosne dadurch weit wichtigere Dienste leisten können, wenn er ihm die Ursache und die Urheber dieser geheimen Aufregung, welche die Revolution herbeiführte, bezeichnet hätte.

Wenn auch de Crosne sich persönlich keiner jener gehässigen Handlungen schuldig machte, welche die Verwaltung seiner Vorgänger schändete, so bewies er hingegen eine Schwäche, welche es uns nicht gestattet, ihn freizusprechen.

Nachfolgend einer jener vielen Züge seiner Gefälligkeit für den Baron v. Breteuil:

Von Ministern und Höflingen umgeben, welche ein Interesse daran hatten, ihm die Wahrheit zu verbergen, glaubte Ludwig XVI. im Jahr 1787 endlich zu bemerken, daß man ihn hintergehe.

Dieser Fürst glaubte daher, daß es ihm gelingen würde, die öffentliche Meinung durch das Lesen aller politischen Flugblätter, welche der herrschende Zustand hervorrief, kennen zu lernen, er beauftragte somit den Buchhändler Blaizot ganz in's Geheim, ihm jeden Tag, Alles was erscheine, an einem bezeichneten Orte zu hinterlegen. Seit zwei Monaten bereits konnte der König beurtheilen, in welchem Grade seine Minister ihn täuschten, und diese letzteren, welche den König unterrichteter fanden, als es ihnen lieb seyn konnte, wurden darüber unruhig, und riefen ihre Spione zu Hülfe, um zu erfahren, woher der König die Sachlage erfahren. Blaizot wurde alsbald für den Schuldigen erkannt, welcher sich ohne das Vorwissen der Minister den König aufzuklären erlaubte, und Herr v. Breteuil wußte somit auch nichts Besseres zu thun, als ihn unter dem Vorwand in die Bastille setzen zu lassen, daß er Handel mit verbotenen Büchern treibe.

Ludwig XVI., welcher an dem Orte, wo der Buchhändler gewöhnlich die Druckschriften hinterlegte, nichts mehr fand, erkundigte sich nach dem Grunde ihres Ausbleibens. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er erfuhr, daß Blaizot auf seinen Befehl in den Kerkern der Bastille schmachte. Blaizot wurde alsbald freigelassen, aber die Urheber dieser widerrechtlichen Gefangennehmung blieben unbestraft.

Bailly war am 16. Juli 1789 zum Bürgermeister von Paris ernannt worden, de Crosne übertrug ihm auch die Polizeiverwaltung, entfernte sich auf die Bitte seiner Mutter für einige Zeit aus der Hauptstadt und ging nach London, kehrte aber von dort bald zurück.

Als die revolutionären Excesse des Jahres 1793 begonnen hatten, wurde der frühere Generalpolizeilieutenant in dem Hause Picpus eingekerkert, wo er mit Angran-d'Alleray*) seinem Onkel und mit Frau Thirone d'Arconville, seiner Mutter, zusammentraf.**) Vor das revolutionäre Tribunal gestellt und durch dasselbe am 28. April 1794 zum Tode verurtheilt, wurde er noch an dem nemlichen Tage hingerichtet.***)

Wir beschließen diese historische Uebersicht durch die treffliche Schilderung der Polizei des 18. Jahrhunderts und insbesondere jener unter Ludwig XV., wie sie Dulaure entworfen hatte.

„Die Polizeiverwaltung machte unter dieser Regierung nützliche und bedauerliche Fortschritte. Wenn sie auch dazu beigetragen hat, viele Verbrechen zu verhindern, so begünstigte sie hingegen auch mehrere derselben. Die von ihr gestatteten Spielhäuser, die Bordelle, welche sie überwachen wollte, vermehrten nur die öffentliche Unsittlichkeit. Mit einem Worte .... sie besudelte sich mit dem Kothe, welchen sie umzurühren begann. Ich rede hier blos mit Bezug auf die persönliche Freiheit. Kein Zufluchtsort wurde von der Polizei geachtet. Ihre rücksichtslosen Nachforschungen, welche fast unbeschränkt waren, belästigten alle Familien, selbst der friedliche Bürger war davor nicht sicher. Keine Familiengeheimnisse, sogar deren geringste Einzel-

---

*) Am 28. April 1794 in dem Alter von 79 Jahren guillotinirt. Frau Angrand d'Alleray, seine Frau, die Schwester der Frau Thiroux d'Arconville, wurde während der ganzen Schreckenszeit in ihrem eigenen Hause überwacht.

**) Frau Thiroux d'Arconville starb am 23. December 1805, fünfundachtzig Jahre alt.

***) Biographie der General-Polizeilieutenants ꝛc. in Frankreich, von St. Edme.

heiten, mit einem Worte, nichts entgieng den Nachforschungen, welche ihre Agenten in allen Häusern anstellten, wo es was zu erforschen oder zu spioniren gab.

Die Polizei vermehrte die Zahl ihrer schmutzigen Helfershelfer, warb Bösewichter um sie andere Verbrecher überwachen zu lassen; sie verringerte zwar durch diese Geschicklichkeit die Anzahl der Diebe und Mörder, die Pariser mußten aber diese Wohlthat theuer bezahlen, denn die Unabhängigkeit des Einzelnen wurde hierdurch gefährdet.

Sie hatten nun weniger Dolche zu fürchten, hingegen mehr Ketten zu tragen.

„Immerhin hatte diese Polizei, obgleich jene der frühern Regierungen weit übertreffend, nicht jenen Grad von Vollkommenheit erlangt, welchen sie später erreichte: sie machte nemlich keinen Gebrauch von den Agents Provocateurs (Herausforderer. *)

Zweites Kapitel.

Die Kinder-Entführungen.

Eines der ernsthaftesten Ereignisse des XVIII. Jahrhunderts, über welches bis zur Stunde noch nicht völliges Licht verbreitet ist, besteht in der durch die Polizei im Jahr 1750 vollzogenen Kinderentführung und in dem Aufruhr, welchen diese unwürdige Verletzung der heiligsten Rechte der Menschheit veranlaßte. Die vollständigsten Mittheilungen hinsichtlich dieses interessanten Punktes liefert uns das Journal von Barbier.

---

*) Dulaure, Geschichte von Paris.

Mai 1750. — Es geht das Gerücht, daß seit acht Tagen bereits, verkleidete Polizeigefreite zu Paris in verschiedenen Stadttheilen umherziehen und Kinder, Mädchen und Knaben von fünf, sechs und bis zu zehn Jahren aufgreifen, und sie in bereit gehaltenen Fiakern entführen; es sind dies meistens Kinder von Handwerkern und andern, welche in die Nachbarschaft oder in die Kirche gehen, oder etwas holen wollen. Da diese Gefreiten bürgerlich gekleidet sind, und ihren Umgang in verschiedenen Stadtvierteln halten, so hatte dies vorerst wenig Aufsehen gemacht.

Aber heute Samstag den 16. d. M., hat man in dem Stadtviertel der Straße de Fourey und des Port aux Beaux ein Kind ergriffen und fortschleppen wollen, es war dies in der Straße des Nonaindières und der Straße Tiron; das Kind, welches man in den Fiaker warf, hat entsetzlich geschrieen, irgend ein Weibsbild kam dazu, und schrie ebenfalls. Das Volk schaarte sich um die Betheiligten, und zu Paris am hellen Tage zwischen zehn und eilf Uhr Morgens, wurde natürlich die Menschenmenge bald sehr bedeutend. Diese Art von Entführung, welche die Natur und das Menschenrecht verletzt, hat das Volk mit Recht empört: da man aber nie recht weiß, wie sich die Dinge verhalten, so sagten die Einen, man habe das Kind eines Handwerkers aus den Händen seiner Mutter reißen wollen, Andere sagten, man hätte bereits mehrere in den Wagen gepackt, und da das Volk dieselben mit Gewalt habe befreien wollen, seien zwei davon erstickt. Wie die Sache sich nun auch verhalten möge, so hatte sich das Volk, die Hafenarbeiter, die Lakaien 2c. zusammengerottet und die Bogenschützen und Gefreiten wollten die Flucht ergreifen. Einige unter ihnen wollten in die Häuser treten, man setzte ihnen aber nach, mißhandelte und verstümmelte sie; diese Volks-Emeute verwandelte sich

namentlich gegenüber der Bogenschützen in eine allgemeine Verfolgung, verbreitete sich in dem ganzen Stadtviertel St. Antoine bis zum Thore, und zerstreute sich erst dort.

Diese Nachricht hatte sich alsbald in der ganzen Stadt verbreitet, und rief allerlei Vermuthungen unter dem Volke hervor, namentlich wurde gesagt, diese Kinderentführungen geschähen deßhalb, weil man zur Genesung eines siechen Prinzen ein oder viele Bäder aus Menschenblut bedürfe, und da es kein reineres als jenes der Kinder gäbe, so entführe man diese, um ihnen an Händen und Füßen zur Ader zu lassen und sie zu opfern, wodurch natürlich das Volk nur noch wüthender gemacht wurde.

Das Wahrscheinlichste ist, daß man Kinder nothwendig hat, um sie nach dem Mississippi in Amerika zu senden, und in den Seidenwürmer-Anstalten, welche man dort anlegen will, arbeiten zu lassen, trotzdem ist aber doch nicht anzunehmen, daß irgend ein Befehl des Ministers bestehe, um die Kinder ihren Vätern und Müttern zu entführen, man kann etwa einigen Gefreiten gesagt haben, daß wenn sie elternlose Kinder fänden, sie dieselben aufgreifen könnten! Es kann auch seyn, daß man ihnen eine Belohnung versprochen hat, und daß sie aus diesem Grunde den Befehl mißbraucht haben, wie sie dies bereits damals gethan, als die Rede davon war, alle Vagabunden und Landstreicher aufzugreifen, deren Verschwinden für Paris vortheilhaft gewesen wäre.

Wenn die Polizei klug handeln wollte, müßte sie während einiger Markttage mehrere dieser Gefreiten an den Pranger stellen, um das Volk dadurch zu besänftigen und zufrieden zu stellen.

Das Gerücht der Kinder-Entführung dauert fort und verursacht eine große Gährung im Volke; viele Leute wollen an diese Thatsache nicht glauben, und bilden sich ein, daß man irgend einen Mann wegen Schulden habe ergreifen wollen, dieser aber geschrieen

habe, man wolle ihm sein Kind nehmen, wodurch dieser Tumult veranlaßt worden sei. Die Thatsache ist inzwischen unbestreitbar.

Aller Wahrscheinlichkeit nach, hat man unsern Missisipi bevölkern wollen, und zu diesem Zweck, ganz abgesehen von den Kindern, welche man aus den Spitälern nehmen kann, auch noch Befehl gegeben, alle kleinen liederlichen Herumtreiber, welche an den Straßenecken und an den Quais sich aufhalten, und deren es wirklich eine große Anzahl giebt, aufzugreifen; man hat den Gefreiten, Bogenschützen und Polizeispionen, welche es verstehen in Paris umher zu bummeln, eine gewisse Belohnung für jedes einzelne Kind beiderlei Geschlechter versprochen. Man führt diese Kinder nach dem Spital St. Louis, außerhalb der Stadt, wo man sie, da keine Polizei vorhanden ist, Hungers sterben läßt.

Alle diese Gefreiten, Bogenschützen und Leute dieser Art, welche Schurken von Handwerk sind, begannen nun, um die versprochene Belohnung, welche so viel man sagt, 15 Franken und noch mehr für jedes einzelne Kind beträgt, zu erhalten, durch List, Schmeichelei, Liebkosungen 2c. alle Kinder, Knaben und Mädchen ohne Unterschied, sogar in Gegenwart von Vater oder Mutter, in den Straßen abzufassen. Dies scheint durch alle Berichte, welche ich habe abstatten hören, unzweifelhaft festgestellt zu seyn.... Was aber noch weit schlimmer ist, besteht darin, daß, so viel man sagt, es im Anfange 100 Livres an geprägtem Gelde kostete, um ein Bürgerskind zurück zu erhalten, auch sagte man, dies Geld werde zum Bezahlen Anderer verwendet.

Freitag den 22sten d. M. gab es einen Aufstand in vier verschiedenen Pariser Stadtvierteln.

Der erste Lärm begann des Morgens in dem Kloster Saint-Jean de Latran, jedoch ohne sehr großes Aufsehen zu erregen.

Der zweite an der Porte St. Denis, war bedeutend stürmischer; einige Bogenschützen wurden dort mißhandelt. Diese Aufregung hat sich bis zur Straße Clery verbreitet, wo der Commis-

sär Desnoyers wohnt, und wohin sich augenscheinlich einer seiner Polizeiagenten geflüchtet hatte; sein Haus wurde daher mit Steinwürfen verheert und dann ausgeplündert.

Der dritte Aufstand fand auf dem Platze zum rothen Kreuz in der Vorstadt St. Germain statt. Man sagt, dort habe man den Sohn eines Kutschers, welcher unter einem Thore stand, aufgreifen wollen, zwei Männer haben ihn an sich gezogen und fortgeführt, das Kind hat aber geschrieen, der Vater sammt den Dienstleuten des Hauses eilten nach, sie riefen das Volk zu Hülfe; einer der Bogenschützen flüchtete sich in den Laden eines dicken Bratenkochs, eines seiner Bekannten. Man wollte ihm dorthin nachfolgen; ein Küchenjunge leistete aber Widerstand und griff nach einem Bratspieß; dies versetzte das in großer Zahl versammelte Volk dermaßen in Aufregung, daß man das Haus des Bratenkochs plünderte, es von unten nach oben kehrte, Fleisch, Silbergeschirr, Möbeln, Küchengeräthe, kurz Alles zusammen auf die Straße warf, endlich auch noch zwei Fässer Wein anbohrte und auslaufen ließ, und alle Fensterscheiben zerschmetterte.

Man sagt, es seien in den Kellern zwei Menschen getödtet worden; endlich ist die Schaarwache herbeigekommen, aber man hat nichts zu unternehmen gewagt, um diesen Tumult zu unterdrücken, welcher von 6—10 Uhr Abends dauerte.

Das Volk hielt die Wagen, welche mit Fackeln vorbeifuhren, an, um sich mit diesen zu leuchten, und holte sogar welche bei einem Spezereikrämer.

An demselben Abend hat man, soviel man sagt, einen Schüler der vier Nationen auf dem Quai des Morfondus, in der Martoni-Straße arretiren wollen; die andern Schüler sind ihm aber nachgefolgt und haben eine ungeheure Volksmenge zusammengetrieben, einer der verkleideten Bogenschützen hat sich in das Haus des Commissärs Delafosse, in der Straße de la Calandre in der Nähe des Justizpalastes geflüchtet. Das Volk hat in dieser kleinen

Straße eine Kette gebildet, um hierdurch die Scharwache zu Pferde am Eindringen zu hindern. Alle Läden wurden geschlossen, ebenso in der Vorstadt St. Germain, an der Porte St. Denis und längst der Straße und deren Umgebung, denn bekanntlich ist dies das Erste, was der Bürger thut. Die ganze Umgebung des Justizpalastes war von einer unzählbaren Volksmenge überfüllt. In dem Hause des belagerten Commissärs, wurden sämmtliche Fensterscheiben von unten bis oben eingeworfen, ein Scharwächter zu Fuß, welcher in das Haus getreten war, that einige Schüsse aus den Fenstern, welche aber die Menge nur noch mehr aufreizten. Vor dem Hause hatte das Volk Holz aufgeschichtet, um es in Brand zu stecken. Dies alles hat bis gegen 10 Uhr Abends fortgedauert.

Das Volk eilte zu dem Hause eines Schwerdtfegers, um sich dort mit Gewalt Waffen zu verschaffen, die dazwischen gekommene Schaarwache zu Pferd hat indessen diesen Tumult zerstreut, und zwar ohne zu schießen, was unter diesen Umständen das Klügste war.

Einige Bogenschützen wurden getödtet. Zwei derselben trug man in die Morgue am Châtelet, wo an diesem wie am darauffolgenden Tage, eine bedeutende Volksmenge sie besichtigte.

Der Polizei-Commissär Delafosse war genöthigt mit seiner Frau, seinen Kindern und mit dem Polizeispion über die Dächer hinweg zu flüchten. Einige Häuser neben dem Seinigen wurden durch den Rückprall gleichfalls beschädigt. Mehrere Personen wurden in diesem Tumulte getödtet oder verwundet.

Donnerstag den 23sten war der Aufruhr noch weit stärker; diesmal begann die Geschichte à la butte St. Roch, wo man, so viel gesagt wurde, ein Kind habe nehmen wollen; die Bevölkerung ist herbeigeeilt, und hat sich in sehr großer Anzahl versammelt. Ein Polizeispion und der Kundschafter eines Gefreiten, welche erkannt wurden, haben sich zu dem Commissär

de la Vergie in der Straße St. Honoré, gegenüber der St. Rochuskirche geflüchtet, welche Straße alsbald von dem Volke angefüllt war. Die Läden und die Häuser bis zur Straße de la Ferronerie wurden geschlossen, die Volksmenge hat große Bruchsteine gefunden, welche sie zerbröckelte, um Steine zu haben; sie verlangte hier laut, daß man ihr diesen Spion, welcher sich Parisien nennt und nach Jedermanns Aussage ein großer Schurke sein soll, ausliefere.

Der Commissär sagte, er befinde sich nicht bei ihm, ein Bogenschütze der Schaarwache, welcher an der Thüre stand, hat, sei es nun auf eigene Faust oder auf den Befehl des Commissärs hin einen Mann in den Unterleib geschossen, dies versetzte das Volk dermaßen in Wuth, daß es nun durch Steinwürfe und Gewalt, eine große und starke Hofthüre des Commissärs erbrach, alsdann alle Fensterscheiben des Hauses zerstörte und das Haus selbst in Brand zu stecken drohte. Es suchte sogar, soviel man sagt, nach Waffen, ja die Volkswuth war so groß, daß der Commissär und die Söldlinge der Schaarwache zu Fuß, um das Volk nur einigermaßen zu besänftigen, gezwungen waren, die Auslieferung obengedachten Spions zu versprechen, und in der That wurde dieser arme Parisien auch wirklich dem Volke ausgeliefert, welches ihn in einer Minute erdrosselte und bei den Füßen, den Kopf in der Straßenrinne, bis zu dem Hause des Generalpolizeilieutenants Berryer, schleifte. Es wollte ihn an dessen Thüre annageln. Man hat alle Fensterscheiben auf der Vorderseite des Hauses des Herrn Berryer zertrümmert, indem man dazu fürchterliche Flüche gegen ihn ausstieß, und ihm mit gleichem Schicksal drohte, wenn man seiner habhaft würde.

Die Thüre des Herrn Berryer war geschlossen und man mußte mehrere Brigaden der Schaarwache zu Fuß und zu Pferde hinschicken, bloß um das Haus des Herrn Berryer zu

überwachen, welcher bei Beginn des Tumults durch eine auf die Jacobinerstraße stoßende Thüre entwichen war.

Das Volk ist in den Hof des Herrn Berryer eingedrungen, sein Schweizer hat die Thüre geöffnet, und sehr beredt zu dem Volke gesprochen.

Dieser Aufruhr dauerte bis in die Nacht. Gegen neun Uhr Abends kam der Kommandant der Schaarwache zu Pferde mit einer Abtheilung Berittener an die Hausthüre des Herrn Berryer, man sagt, er habe sehr versöhnend zu dem Volke gesprochen, es über seine Befürchtungen beruhigt und ihm Gerechtigkeit versprochen. Er sah sehr blaß aus, immerhin hat er aber die Menge etwas besänftigt und man ist mit seinem Benehmen sehr zufrieden.

Er zog mit seiner Brigade ohne Herausforderung vorbei; aber das einfache Erscheinen seiner berittenen Macht war bereits genügend, um Jedermann einzuschüchtern und die Menge nach und nach zu zerstreuen, so daß um zehn Uhr Abends Niemand mehr auf den Straßen war.

Heute Sonntag den 24sten ist Alles so ziemlich ruhig, die Straße St. Honoré auf der Seite von St. Roch, war allein von Neugierigen überfüllt, welche hin und her gingen, um die zerbrochenen Fensterscheiben an dem Hause des Commissärs, sowie an jenem des Herrn Berryer zu sehen.

Montag den 25sten hielt die Parlementskammer wie gewöhnlich Sitzung.

Der Generalpolizeilieutenant stattete in derselben dem Gerichtshofe über die Emeute Bericht ab. Er erkärte dem Gerichtshofe, daß das Gerücht der Kinder-Entführung aller Begründung entbehre, daß keine hierauf bezügliche Polizeiverordnung, noch irgend ein derartiger Befehl bestehe, daß die ganze Agitation blos das Werk schlechtgesinnter Leute sei, um die öffentliche Ruhe zu stören. Hierauf faßte der Hof, nach vor-

hergegangenen Reden der Räthe des Königs, einen Beschluß, durch welchen Herr Ivert, Rath der großen Kammer, beauftragt wurde, über diese bedauerlichen Vorfälle eine Untersuchung einzuleiten, und auch gegen Jene, welche die falschen Gerüchte über die Kinderentwendung verbreiteten, wie auch gegen Jene einzuschreiten, welche sich der fraglichen Kinderentführung schuldig gemacht haben; ferner sollte er das Verbot erlassen, sich in den Straßen von Paris unter was immer für einem Vorwande zusammenzurotten oder zu versammeln, und zwar unter Androhung der gesetzlichen Strafen. Dieser Beschluß wurde augenblicklich ausgefertigt und gedruckt und bereits um 11 Uhr war er an allen Straßenecken angeschlagen, um das Volk zu beruhigen.

Diese Emeute, welche Paris während drei Tagen in große Aufregung versetzte, brachte einen lebhaften Eindruck auf den Geist Ludwig XV. hervor, welcher die Straßen der Hauptstadt nicht mehr berühren wollte, wenn er sich nach Compiègne oder anderwärts hin begab. — Man baute daher um die Einfassungsmauern herum und auf dem Felde jenen Weg, welchen man noch heute mit dem Namen route de la Revolte (Aufruhrstraße) bezeichnet. Dieser Weg führt von dem Boulogner Wäldchen nach St. Denis längs des Kirchspiels von St. Ouen hin. Es ist derselbe Weg, auf welchem am 13ten Juli 1842 der Herzog von Orleans auf so tragische Weise das Leben einbüßte.

Das Parlement leitete somit eine Untersuchung des Vorgefallenen ein; die Polizei-Gefreiten zeigten ihre Befehle vor, die vagabundirenden Kinder aufzugreifen, aber nicht um dadurch Geld zu erpressen, indem man sie gegen eine Belohnung den Eltern wieder zurück gab.

Man entließ sie und vertuschte die Sache, insoweit es sie betraf.

Drei der Aufständischen, welche einen thätigen Antheil an dem Aufruhr genommen hatten, wurden zum Strange verurtheilt und das Urtheil am 3ten August vollzogen. Wir lassen abermals Barbier reden, welcher bei sehr genauer Erzählung der Thatsachen uns auch über den Eindruck derselben auf den Volksgeist belehrt.

August 1750. Diese Hinrichtung wurde gegen 5 Uhr Abends vorgenommen.

Der Kohlenhändler, ein wohlgewachsener Mann, ist derjenige, welcher bei dem Durcheinander von einem Bogenschützen geschlagen wurde und ihm dafür ein Bein brach. Urbain der Trödler war ein junger Mann von 19 Jahren, er hatte das Stroh herbeigeholt, um das Haus des Commissärs Delafosse in der Straße Calandre in Brand zu stecken, und auch an die Thüre eines Waffenschmids auf der St. Michelsbrücke angepocht, um Waffen zu fordern. Als der Kohlenhändler zu dem Schaffot emporgestiegen war, schrie das gesammte auf dem Platze versammelte Volk: Gnade! was den Henker zum Einhalten veranlaßte, indem er den Delinquenten gleichzeitig wieder einige Stufen herabsteigen ließ. Dies verursachte bei den andern Verurtheilten ein Bewegung der Hoffnung; aber es war keine Rede von Gnade. Die Schaarwache zu Fuß wie zu Pferde begann in demselben Augenblick einen großen Rundgang um den ganzen Platz, um das Volk zurückzudrängen, wodurch sogar mehrere Personen verwundet und viele über den Haufen geworfen wurden. Die Hinrichtung ging inzwischen vor sich.

Die Bewachung von Paris dauerte die ganze Nacht hindurch, und es blieb Alles ruhig. Dieses ist das Ende jener unglücklichen Geschichte, welche den Tod und die Verwundung mehrerer Personen, sowie die Plünderung und Demolirung mehrerer Häuser zur Folge hatte, was mit etwas mehr Sorg-

falt von Seiten der Polizeibeamten hätte vermieden werden können.

Wahrheitsgemäß muß gesagt werden, daß dieses Ereigniß, welches das Tagesgespräch von ganz Paris bildet, eine große Bestürzung hervorgerufen hat, obgleich man wohl die Nothwendigkeit eines strengen Beispiels fühlte, so beklagt man doch die armen Betroffenen, weil Jedermann überzeugt ist, daß in der That eine große Anzahl Kinder entwendet wurde, und daß die Polizei Befehl dazu hatte, ohne daß dieser Befehl oder der Wille des Fürsten in dieser Hinsicht kund gegeben worden wäre. Endlich ist es auch noch sehr natürlich, daß sich das Volk der Entführung seiner eigenen, oder der Nachbarn Kinder widersetzte. Es ist sicher, daß diese Hinrichtungen die Familien Jener welche gehängt wurden, nicht entehren können. —

Wir stimmen dem Verleger des Barbier'schen Journal vollkommen bei, welcher sagt:

„Sie haben bloß die Regierung entehrt, welche durch Kinderraub den Unwillen des Volks heraufbeschworen hat, und welche sich bloß grausam und heftig zu zeigen wußte, um dadurch ihre Schwäche zu verbergen. *)

Die Frage wegen der Blutbäder wurde unberührt gelassen, die Polizei ließ bezüglich dieses Punktes und über die Ursache der umlaufenden Gerüchte nichts verlauten, wodurch die öffentliche Meinung hätte aufgeklärt werden können.

Wußte die Polizei zu viel oder zu wenig über diese Angelegenheit?

Es lebte damals ein reicher tartarischer Fürst, ein der Türkei tributpflichtiger großer Herr zu Paris. Es war eine Art von Koloß, einer jener Riesenmenschen, welche man unwillkührlich für einen der Vetter Encelades oder Briarée hal-

*) Journal Barbier. Ed. Charpentier.

ten würde. Sein Geist, sein verschwenderisches Leben, seine reiche und sonderbare Kleidung, sein hartherziges Aussehen, sein stolzes Wesen erwarben dem Tartaren einen sonderbaren Ruf.

Diese Persönlichkeit hieß der Fürst Kespatky. Während sechs Monaten war nur von dem herrlichen Tartaren die Rede; man sprach von der Pracht seines Hotels, dem Glanze seiner Einrichtung, der Schönheit seiner Pferde und Equipagen, von seinem Tische, seinen Diamanten, seinen Maitressen u. s. w.

Seine Verschwendungen aller Art übertrafen selbst die reichste Phantasie. — Die Frauen waren von ihm entzückt. Es fehlte ihm an keinem Glück dieser Welt.

Plötzlich verbreitete sich aber das Gerücht: eine furchtbare eckelhafte Krankheit habe sich des glänzenden Fremden bemächtigt.

Ein schrecklicher Aussatz bedecke seinen ganzen Körper, und die Heftigkeit des Uebels nehme von Tag zu Tag zu. Unsere von ihm zu Rathe gezogenen Aerzte hatten den Muth, ihn für unwiederbringlich verloren zu erklären.

Seine Freunde wurden über diesen Ausspruch sehr bestürzt.

Er selbst aber lachte darüber, verabschiedete sich bei dem König und verpflichtete sich in einem Jahre frisch, munter und wohlbehalten wieder zu kommen.

Fünfzehn Monate verflossen. Es bedurfte nicht so langer Zeit um den Knes Kespatky gänzlich zu vergessen, als sich plötzlich in Paris und Versailles das Gerücht verbreitete, der Fürst sei völlig genesen zurückgekehrt, ohne daß auch nur die geringste Spur seiner furchtbaren Krankheit an seinem Körper zurückgeblieben sei.

Eine große Anzahl hochstehender Männer, sogar einige Damen der höchsten Kreise, ohne die Unreinen zu rechnen, hatten den edlen Fremden besucht, als er erst kürzlich von diesem schrecklichen Gift ergriffen wurde; sie wollten sich nun

sämmtlich von dem mit seiner Person vorgegangenen Wunder überzeugen, und Jedermann mußte zugeben, daß die Blattern, Beulen, Ausschläge, eiternden Wunden, mit einem Worte dieser furchtbare Anblick völlig verschwunden war.

Der Tartar hatte seine schöne weiße Haut wieder erlangt, eine frische Farbe überzog nun sein Gesicht und selbst die von der Schärfe des Giftstoffes zerfressenen Augenbraunen waren nun wieder vorhanden; die medizinische Fakultät gerieth hierüber in große Aufregung und äußerte sich laut, indem sie damit anfing, die abgeschmacktesten Ansichten zu verbreiten. — Sie läugnete das Vorhandensein einer Kranheit und das Verschwinden derselben überhaupt, aber die Thatsache war nicht wegzuleugnen, und mehr als 200 Personen bezeugten die mit dem Fürsten vorgegangene Veränderung, man endete daher damit, womit man hätte beginnen sollen, daß man nämlich erklärte, ein geheimes Heilmittel habe dieses Wunder vollbracht.

Worin bestand aber dieses Heilmittel? Welches war das Heilverfahren, welches dem Kranken mehr als das Leben zu erhalten vermochte, indem es ihm gleichzeitig auch die Schönheit wieder gab? Der Tartar bewahrte ein beharrliches Schweigen. Endlich gelang es drei sehr begünstigten Personen die so dringend erbetenen Mittheilungen zu erlangen.

Es waren dies die Frau Herzogin v. E . . . eine grausame, scham- und sittenlose, aber vornehme Dame, der Graf v. Charolais ebenfals barbarisch, eifersüchtig, gehässig, ein Mensch, welcher im Stande war, das Leben Anderer seinem Vergnügen unterzuordnen. Von Allen gehaßt, von der größten Anzahl verachtet, war er einer von Jenen, deren es nicht viele bedarf, um eine ganze Kaste verhaßt zu machen.*) Der Dritte war noch der Marquis v. M. . . .

*) Die Memoiren des 18. Jahrhunderts sind überfüllt von Zügen, welche den gehässigen Charakter des Grafen Charolais beweisen.

Die Basis dieser Heilmethode, um die Schärfe des verdorbenen Blutes zu entfernen, bestand nemlich so zu sagen in der Umzapfung des Blutes, in der Eingießung eines andern, jungen, reinen, kräftigen Blutes. Auf der einen Seite zapfte man sich den letzten Blutstropfen ab, und auf der andern Seite ließ man vermittelst eines sicher berechneten Apparates in die erschöpften Adern das Blut junger Kinder eingießen, welche man auf diese Weise tödtete.

Sehr schwer aufzufindende Pflanzen und Mineralien, die nur an gewissen Orten ausgegraben werden können, endlich auch noch abergläubische Zuthaten, verliehen dieser Operation einen teuflischen Charakter.

Uebrigens folgt hier die authentische Abschrift, welche Herr

„Der Graf v. Charolais besitzt einen sonderbaren Charakter. Er setzte sich in den Besitz des Arresthauses, um dort seine Spielparthieen zu machen. In diesem Monat, wo er auf der Jagd war und von dort heimkehrte, stand ein Bürger in dem Dorfe unter seiner Thüre. Kalten Blutes fragte dieser Prinz: „Sagt einmal, soll ich nicht auf diesen Kerl schießen?" Gesagt, gethan, er zielte und der Mann stürzte zu Boden. Des darauffolgenden Tages ging er zum Herzog von Orleans, welcher bereits von der Sache unterrichtet war, um ihn um Gnade zu bitten. Der Herzog von Orleans sagte zu ihm: „Monseigneur, die Gnade, welche Sie verlangen, schuldet man Ihrem Range und Ihrer Eigenschaft als Prinz von Geblüt; der König gewährt sie Ihnen, aber er würde dieselbe noch weit lieber Demjenigen gewähren, welcher in gleicher Weise mit Ihnen verfahren würde, wie Sie es gestern mit jenem Unglücklichen gethan." Diese Antwort wurde sehr schön und sehr geistreich gefunden.

Dieser Prinz hatte einen Sohn mit der Deslisle (einem bei der Oper angestellten Mädchen), welcher von dem gesammten Haus Condé, aus welchem auch nicht Einer verheirathet ist, sehr geliebt war. Dieses 6 bis 8 Monate alte Kind lag zu Versailles krank darnieder. Er gab ihm sog. Danziger Branntwein zu trinken. Natürlich unterlag das Kind auf der Stelle. Der Prinz sagte hierauf: „Ach! Er war nicht von mir, wenn ihn dieß um's Leben bringen konnte!" Bekanntlich trinkt er wie ein Teufel. Kann es wohl etwas Hartherzigeres geben? (Journal de Barbier.)

Lenoir von dem Briefe nahm, welchen der Graf von Charolais in dieser Sache an Se. Maj. Ludwig XV. richtete. Er gibt den Maßstab ab, bis zu welchem Grad von Verirrungen die Leute der vornehmen Welt sich hinreißen lassen können, wenn sie einmal von irgend einer strafbaren Leidenschaft ergriffen sind.

Man sollte wahrlich glauben, daß die Gewohnheit, Alles zum eigenen Vergnügen zu benützen, sie auch befähige, Alles, was es auch immerhin seyn möge, zu mißbrauchen, und daß auch die reichste Phantasie ihre Wünsche nicht zu übertreffen vermag.

Ich lasse alle jene Phrasen hinweg, welche auf die Zubereitung, auf eine falsche oder aufrichtige Reue, oder ungeschickte Rechtfertigung Bezug haben, nur die Hauptsache allein kann interessiren. Sie lautet:

„Ich hatte zu verschiedenen Malen, in der Comédie Française, in der Oper, oder bei den Italienern den russischen Prinzen Kespatky gesehen.

Seine außergewöhnliche Größe, die ganz besondere Feinheit seiner Haut, die blendende Farbe, welche seine Wangen überzog, sein von Gesundheit zeugendes Aussehen, hatten mir ihn insbesondere bemerklich gemacht, nebenbei aber auch der Ruf seiner Liebenswürdigkeit, welcher ihm voranging, und dessen er sich bei allen unsern Damen zu erfreuen hatte.

Ich hörte von einer Menge hochstehender Leute, welche in inniger Freundschaft zu ihm standen, von ihm als von einem Manne reden, welcher eine Lebenskraft sonder Gleichen besitze.

Unter Anderem sagte man mir, er tränke 20 Flaschen Clairet beim Frühstück; er habe eines Tages seinen sammt Pferden und Dienerschaft in ein tiefes Loch gefallenen Wagen ganz allein herausgezogen; und was endlich seine Liebesnächte betreffe, so mache er, seiner bescheidenen Gewohnheit gemäß, Heldengedichte in zwölf Gesängen. Diese Poesie schien mir insbesondere übernatürlich zu seyn.

Sechs Monate später wechselte man die Tonleiter. Die Lust, das Leben zu verdreifachen, hatte bei dem Tartaren eine vollständige und schreckliche Zersetzung des Blutes zur Folge gehabt. Dieser so schöne, frische, starke Mann war nun zum scheußlichsten Scelett geworden, und so schwach, daß er nur mit Hülfe zweier Lakaien gehen konnte, was aber nach dem Ausspruch Vordeu's, meines Arztes, am meisten bei ihm erschreckte, bestand in einer flechten- und krebsartigen Krankheit, welche sich über seinen ganzen Körper, selbst die Hände und das Gesicht nicht ausgenommen, verbreitete.

Bordeu machte mir eine derartige Schilderung von dieser unheilbaren, phenomenalen Krankheit (welche übrigens auch alle zur Consultation bei Kespatky vereinigten Pariser Aerzte bestätigten), daß sich der lebhafte Wunsch in mir regte, mit meinen eigenen Augen diese kaum glaubliche Umwandlung zu sehen. Bordeu, welcher ebenfalls berufen worden war, um dem jungen Russen seinen Beistand angedeihen zu lassen, benachrichtigte mich, daß Kespatky sich vorbereite, ihm vor der Abreise nach seiner Heimath, wo er eine Radikalkur vornehmen werde, deren glückliche Ergebnisse er bei Andern gesehen, noch einen Besuch abzustatten. Ich begab mich also im vollständigen Incognito zu Bordeu. Ich vermag dem König aber kaum zu sagen, wie schrecklich und eckelerregend ich den Anblick des traurigen Zustandes dieses fremden Prinzen fand, welchen ich ebenfalls verloren gab. Der Anblick allein genügte schon, um ihm einen baldigen, schrecklichen Tod vorherzusagen.

Der Prinz reiste endlich von Paris ab, und ungefähr 15 Monate lang blieb man ohne Nachrichten von ihm. Ich war vielleicht der Einzige, welcher ihn nicht vergaß, denn ich war mit einer großen Flechte behaftet, und somit dachte ich auch an das unfehlbare Mittel, von welchem der Tartar gesprochen hatte, und auf welches er das Vertrauen der vollständigen Heilung seiner

Krankheit setzte. Ich fragte Borden, ob er wisse, was aus dem russischen Prinzen geworden sey, er antwortete mir, daß er es nicht wisse. In meiner Ungeduld stand ich im Begriff, nach St. Petersburg an den Fürsten Galizin zu schreiben, mit welchem ich einige freundschaftliche Beziehungen unterhielt.

Ich wollte ihn bitten, sich nach seinem Landsmanne Kespatky zu erkundigen, und mir genaue Auskunft über dessen Gesundheitszustand zu geben, als eines Morgens Borden zu mir kam und mich bei dieser Veranlassung bat, ihm zu erlauben, mir eine Persönlichkeit vorzustellen, welche mich interessiren würde. — Borden beschwor mich dabei, ihn nicht zu zwingen, mir den Namen dieser Persönlichkeit in Voraus zu nennen. — Dies Alles kam mir so mysteriös vor, daß ich dem Wunsche Borden's gerne nachgegeben habe. Am nachfolgenden Tage konnte ich die festgesetzte Stunde kaum erwarten. Wie groß war nun aber mein Erstaunen, als ich mit dem Doktor den Fürsten Kespatky in mein Zimmer treten sah. War er es? war es sein Bruder, oder nur sein Schatten? Ich hätte eher an alles Andere als an diese Wirklichkeit geglaubt; denn wie konnte ich annehmen, daß der blühende, beleibte, kräftige Mann, welcher vor mich trat, derselbe wandernde Leichnam sey, den ich vor einiger Zeit mit so vielem Eckel bei Borden gesehen hatte.

Ich mußte mich aber zuletzt von dieser handgreiflichen Thatsache überzeugen lassen.

— Eine solche Genesung, oder ich möchte sagen, eine solche Auferstehung überschritt die Grenzen des scheinbar Möglichen, sie grenzte an das Wunderbare.

Ich verbarg dem Fürsten mein Erstaunen nicht, und drang in ihn, mir sein Geheimniß anzuvertrauen, indem ich ihm für sein Vertrauen meine aufrichtige Freundschaft antrug. Er lächelte und gab schließlich meinem Drängen nach; er sagte mir, er wolle, da ich gesonnen sey, dasselbe Mittel anzuwenden, den

mongolischen Arzt aus Moskau kommen lassen, dem er Leben und Gesundheit verdanke.

Ich dankte ihm, beschwor ihn, keine Minute zu verlieren, ließ ihm auch freie Hand in Betreff der dem Heilkünstler gegenüber zu übernehmenden Verbindlichkeiten, und erwartete, wie Sie sich denken können, mit einer unbeschreiblichen Ungeduld die Ankunft dieses Königs der Heilkunde.

Gleich am darauf folgenden Tag verabschiedete ich alle meine Aerzte, Borden mit inbegriffen, der mir diese Rücksichtslosigkeit nie verzieh, und so verstrichen zwei Monate, nach deren Ablauf meine Wünsche endlich in Erfüllung gehen sollten.

Eines Tages führte der Fürst einen greisen Mann bei mir ein, dessen Rücken so gekrümmt und dessen ganze Gestalt so zusammengeschrumpft war, daß er mir wie ein Zwerg erschien.

Sein weißer und äußerst sorgfältig gekämmter Bart war so lang, daß er bis auf den Boden reichte. Er hatte lebhafte Augen, sehr viel Anstand in seinen Bewegungen, dagegen einen maliciösen Zug um den Mund. Es lag überhaupt etwas teuflisches in dem ganzen Wesen dieses Mongolen, der zum Theil ein Heide, ein Christ und ein Muselmann, oder besser gesagt, ein Mann von gar keiner Religion war.

Er unterwarf mich nachfolgendem Heilverfahren:

Während voller zwei Monate mußte ich allen meinen Maitressen meine Thüre verschließen. Ferner verbot mir der Mongole jeglichen Genuß von Fleisch oder Wildpret. Meine Nahrung bestand aus Fischen, Gemüse und leichtem Backwerk. Klares Wasser, Orgeat, Limonade bildeten ausschließlich mein Getränk.

Ich mußte in einem so gelegenen Zimmer schlafen, daß kein anderer Bewohner meines Hôtels sich ein Stockwerk über oder unter mir befand.

Das mit drei Thüren versehene Zimmer (eine nothwendige Zahl), mußte auch drei Fenster haben, das eine nach Norden, das andere nach Süden, das dritte nach Westen zu gewendet. Ich durfte in diesem Zimmer blos schlafen, mit dem linken Fuße zuerst eintreten, und mit dem rechten herausgehen; weder dort trinken, noch essen, noch irgend ein Bedürfniß des Lebens dort verrichten.

Jeden Tag beim Aufstehen und vor dem Schlafengehen mußte ich ein in fremder Sprache, doch mit französischen Lettern geschriebenes Gebet vor mich hinsagen, ohne jedoch dabei die Lippen zu bewegen, so daß ich niemals wußte, was ich sprach.

Alle Tage vor der zweiten Mahlzeit hatte ich ein aus aromatischen Kräutern bereitetes Bad zu nehmen, welche der Arzt zu gewissen Zeiten und an bestimmten Orten und unter eigens dazu bestimmten Ceremonien gesammelt hatte.

Alle Freitag zapfte mir der Wunderarzt 8 Unzen Blut ab, während er vermittelst einer sinnreichen Vorrichtung in die geöffnete Ader eine gleiche Quantität andern Menschenblutes einführte. Dieses letztere Blut mußte aus den Adern kräftiger Kinder genommen, und erst geheimnißvollen Ceremonien unterworfen werden.

Am dritten Freitag verordnete mir der Arzt ein Bad, welches zu drei Vierteln aus Ochsen- und ein Viertel Menschenblut bestand.

Diese Bäder mußten viermal wiederholt werden, und ich beim Verlassen des letzteren völlig neue Leibwäsche und neue Kleider anlegen.

Alles dies wurde genau befolgt. Meine Flechten verschwanden. Ich habe den mongolischen Doktor, welchen ich nicht wiedersah, in entsprechender Weise belohnt. Was den

russischen Fürsten betrifft, so hat er ebenfalls Paris verlassen. *)“

Darf man an die Aechtheit dieses Dokuments glauben und es als ein Denkmal des Wahnsinns ansehen? oder müssen wir nicht vielmehr mit Peuchet (dem Autor der Archive) sagen, daß diese unter dem Namen eines Prinzen von Geblüt und in dem schlechtesten Styl der Welt ausgekramte Einfältigkeit nur deßhalb Interesse für uns hat, weil sie einen Beweis dafür liefert, welche feige und abgeschmackte Dinge die Polizei zu erfinden vermag, wenn es sich darum handelt, die Leichtgläubigkeit eines Königs zu täuschen. Wie dem aber auch immerhin seyn möge, so blieb jedenfalls auf der Verwaltung des Herrn Berryer in dieser Kinderentführungsgeschichte der gehässige Verdacht haften, geheime und strafbare Absichten begünstigt zu haben. Mindestens muß ihm ein Vorwurf daraus gemacht werden, die Pflichtvergessenheit seiner Agenten geduldet zu haben.

Vielleicht theilte er mit ihnen, indem er den größten Theil ihrer Erpressungen für sich behielt.

Diese Annahme findet auch eine Begründung in der gegen Herrn Berryer erhobenen Anklage, daß er die gerechten Beschwerden, welche bei ihm über die von den gedachten Agenten verübten Gewaltthaten eingereicht wurden, unbeachtet bei Seite gelegt habe.

Heute noch finden sich in den Polizeiarchiven Aktenstücke, welche beweisen, daß diese Klagen begründet waren, und daß mehrere von den Polizeiagenten die Kinder den Händen der Bettler entrissen, um sich dieselben alsdann für Geld wieder abkaufen zu lassen. **)

---

*) Aus den Polizei-Archiven gezogene Memoiren von Peuchet.

**) Memoiren der Polizei-Archive von Peuchet.

Drittes Kapitel.

Jansenisten und Verzückte (Convulsionaires).

Der Herzog von Chartres als Jüngling mit einer Prinzessin von Baden verheirathet, welche aber bereits nach zwei- oder dreijähriger Ehe starb, hätte jener Laufbahn von Ausschweifungen folgen sollen, in welche ihn sein Vater eingeführt hatte.

Kaum herangewachsen, warf er sich aber auf eine so übertriebene und lächerliche Frömmigkeit, daß Dasjenige, was ein Gegenstand der Erbauung hätte sein sollen, nunmehr zu einem Gegenstande fortdauernden Aergernisses wurde. So mächtig die Fürsten auch immerhin sein mögen, so sind sie deßhalb doch nicht frei, der Neid umgiebt sie, und die Verleumdung mißdeutet jeden ihrer Schritte. Sind sie ausschweifend, dann verderben sie es mit den Frommen, sind sie hingegen religiös gesinnt, dann haben sie die gesammte philosophische Meute auf den Fersen. Man gefällt sich darin, auf ihre Unkosten zu deklamiren. Wir bieten dem Leser die Aufzählung aller jener Skandale, deren Schauplatz die Polizei war, und der Leser darf hier abscheuliche Dinge erwarten. Es ist eine ausgemachte Sache, daß ein Fürst nichts unbeobachtet treiben kann, und daß, wenn man hinsichtlich aller Schritte dieser hohen Herrn nicht ein wachsam critisirendes Auge hätte, die Spionage in tiefsten Verfall gerathen würde. Was sollte alsdann aus der Verleumdung werden? Die Spione sind für die strengen Sittenlehrer unentbehrlich. Diese Memoiren bieten ihnen eine Auslese, um nach Herzenslust ihrem Berufe folgen zu können. Wir wollen den Tod der Sittenlehrer nicht.

Die ganz besondere Manie des Herzogs von Chartres bestand darin, weder an die Geburt noch an den Tod von Jemand zu

glauben, so lange ihm dieser Glaube nicht durch einen Verhaftsbrief (lettre de cachet) des Königs befohlen wurde, für welchen er in seiner wunderbaren Monomanie stets einen besonderen Respekt bewahrte und mit Hülfe dessen man ihn von zahlreichen Thorheiten abhalten konnte. Die erste dieser Art von Thorheiten beging er bei dem Tode seines Vaters. Der Herr Regent starb im December 1723. Sein 23jähriger Sohn hätte die Geschäfte übernehmen können, hiezu war es aber nothwendig, daß er an die Möglichkeit des Todes dieses Prinzen geglaubt hätte, als man ihm denselben anzuzeigen gekommen war. Er behandelte aber alle Jene, welche ihn trösteten und ihm auch gleichzeitig Ehrgeiz einzuflößen suchten, als Schurken und unverschämte Menschen. Ein Verhaftsbrief wurde nöthig, um ihn zur Annahme des Titels eines Herzogs von Orleans zu bestimmen. In der ersten Hochzeitsnacht bedurfte es eines Verhaftsbriefes, um ihn zu vermögen, bei seiner Frau zu schlafen. Ein dritter Verhaftsbrief wurde endlich nöthig, um ihn zur Ausübung seiner ehelichen Pflichten zu veranlassen. Wenn dies auch blos eine Fabel ist, so ist sie doch gut erfunden. Um jene Zeit nahm ihn die Andacht dermaßen in Anspruch, daß er hierdurch vollständig die Vernunft verlor. Der Tod seiner Frau, an welchen er ebenfalls nicht glauben wollte, machte ihn sehr unglücklich. Während seiner übrigen Lebenszeit verlangte er stets nach der Frau Herzogin von Orleans, und als sie nicht kam, wurde er böse. Man mußte ihn alsdann glauben machen, der König halte seine Frau im Dienste der Königin zu Versailles zurück, und dieß beruhigte ihn alsdann. Indessen wurde aber in Folge seines Gesundheitszustandes der Wunsch, seine Frau zu sehen, eines Tages bei ihm so heftig, daß er sich nach Versailles begab, um den König zu bitten, ihm zu erlauben mit seiner Ehehälfte zu reden. Man theilte ihm dort mit, daß Ludwig XV. einwillige, jedoch blos unter der Bedingung, daß die Prinzessin verschleiert zu ihm komme. Ein Freudenmädchen spielte diese Rolle.

Schändlich war dabei, daß man auf die Wahl desselben so wenig Sorgfalt verwendete, daß er durch dasselbe venerisch angesteckt wurde.

Vielleicht hat man es absichtlich gethan? In diesem Falle war es aber ein ziemlich schlechter Scherz. Eines Tages, als die Ueberfülle derselben Lebenskraft ihm abermals unbequem zu werden drohte, wurde er darüber derart beschämt, daß er von diesem Augenblick an über seinen Kleidern einen unter seinen Hüften festgemachten Faßreif trug, über welchem ein weiter und starker Unterrock aus grober Seide schwebte. Man fürchtete, daß er in einem Anfall von Ascetismus darauf verfallen könnte, die Entschließungen Origènés nachzuahmen. Er ließ es aber bei diesem sonderbaren Zwang, welches ihm aber nicht immer gelang, bewenden. Indeß folgte er aber in diesem Aufzuge dem Viaticum in den Straßen, trat in die Wohnung der Sterbenden, und hielt dort an dieselben eine Anrede. Gott weiß es, welche allgemeine Heiterkeit dieser Aufzug hervorrief, und welches Aergerniß daraus erfolgte; mit einem Worte, es bedurfte Verhaftsbriefe auf Verhaftsbriefe, um ihn daran zu hindern, bei feierlichen Veranlassungen das Priesteramt auszuüben.

Sicher ist, daß wenn zu damaliger Zeit ein Ding in Frankreich von Bestand war, dies der ununterbrochene Zustand von Sinnestäuschung des Herrn Herzogs von Orleans war. Sollte man es wohl glauben, daß es trotzdem eine Parthei, eine Sekte gab, welche hinreichend stupid, hinreichend mit dem gesunden Menschenverstand zerfallen war, um es versucht zu haben, die königliche Krone auf sein Haupt zu setzen, nach welcher sein Vater zu greifen nicht gewagt hatte?

Hier muß noch bemerkt werden, daß der Herr Sohn des Regenten, wie er, ein Herzog von Orleans, und dabei den Zunamen Sainte Géneviève tragend, weil er in das Kloster dieses Namens ging, um dort zu wohnen und zu sterben, gerade

so wahnsinnig fromm gewesen, wie seine Schwestern wahnsinnig in der Ausschweifung waren.

Diese thörichte und falsch verstandene Frömmigkeit war in Folge ihrer Ausartung in einen übertriebenen oder vielmehr ausgearteten Jansenismus übergegangen, denn von den hohen und erhabenen Lehren eines Arnauld, Nicole, Pascal, Saint-Cyran und Anderen, war man in die Ungereimtheiten der Verzückten (Convulsionaires) verfallen.

Von den Päbsten, von der immensen Mehrzahl der Kirche, den Bischöfen, den Cardinälen, der Sorbonne, den Priestern, der Welt- und Ordensgeistlichkeit geschmäht, (was für uns immer noch kein definitiver Beweis ist, daß sie wahnsinniger als die Andern waren) verloren die Jansenisten die strenge Moral ihrer Gründer aus den Augen, und führten als einen Beweis von der Ueberlegenheit ihrer Meinung die Verzückungen, die Karpfensprünge, die gottesschänderischen Kreuzigungen, die Tröstungen durch Schläge &c. an. Diese Manie beherrschte damals also den von seinen Weisen verlassenen Jansenismus, welcher nur noch von Köchinnen und Narren unterstützt wurde und an deren Spitze der Herr Herzog von Orleans Sainte-Géneviève stand. Mit einem Wort, der Jansenismus wurde zur Demokratie umgewandelt und dies mußte natürlich ein Todesstreich für ihn werden. Die Freude und der Stolz, den ersten Prinzen von Geblüt zu den Ihrigen zu zählen, flößte elenden Narren den lächerlichen und strafbaren Gedanken ein, diesen neuen David, welcher aber nicht den Stoff zu einem Salomon besaß, auf den Thron zu erheben.

Herr Herault war damals Polizeilieutenant, als ein Mann, schluchzend und sich die Brust zerschlagend vor ihn trat, welcher sich anklagte, im Begriff zu stehen, den König zu tödten. —

Was! den König tödten, Elender? und auf welche Art, wenn es gefällig ist, wollt ihr Gift oder das Eisen dazu anwenden? — Nein,

gnädigster Herr, das Wunder geschieht von Oben, der glückselige heilige Pâris übernimmt die Ausführung, und zwar in nachfolgender Weise. Wir, unsere Brüder und unsere Schwestern nämlich, sind nach reiflichen Berathungen dahin übereingekommen, daß Frankreich nur nach der Abschaffung der jetzigen Verfassung und dem Zurückziehen der 101, dem Jansenismus entlehnten Vorschläge blühend, friedlich, reich und geachtet werden kann. Um aber zu einem solchen Ergebniß zu gelangen, ist es nothwendig, den Mächtigen, den Starken, den zweiten Cyrus, den zweiten Alexander, das Muster aller Fürsten, den Auserwählten der Monarchen, mit einem Worte den allergnädigsten Herrn Herzog von Orleans zu berufen, ihn, welcher so keusch ist, daß er ohne Hosen in die Stadt geht, und so geschickt, daß er den Tod besiegte; da aber anderseits der Thron von dem Sohne des Thieres besetzt ist, so hat man den heiligen Pâris gebeten, uns von diesem zu befreien. Zu diesem Behufe hat man eine Wachsfigur von der natürlichen Größe dieses Nimrods von Ludwig XV. gemacht, hat sie aufrecht stehend in ein breites tief in die Erde eingesenktes Faß gestellt, und täglich gehen nun unsere im Gnadenzustand sich befindlichen Brüder und Mitschwestern dorthin, um in das Faß ihr Wasser abzuschlagen, welches man alsdann sorgfältig mit dem Knochen des linken Vorderarmes des heiligen Diakonus umrührt.

Es ist in Folge der von der Mitschwester Françoise gemachten Entdeckungen zum Glaubensartikel erhoben worden, daß, wenn dieses Wasser den Kopf der Wachspuppe erreicht haben wird, diese wegen mangelnder Luft verschwindet und der angebliche König Ludwig XV. in seinen Lastern erstickt und jämmerlich das Leben aushauchen wird. Ich bin einer Derjenigen, deren gesegneter Urin zu diesem großen Werke angewendet wird, da man mich aber ungerechter Weise übergangen hat und mich am allgemeinen Feste des heiligen Koths erst als Fünften, anstatt

meinem Altersrange nach als Dritten peitschen will, so habe ich meine Brüder und Mitschwestern im Stiche gelassen, und bin gekommen, Ihnen die Geschichte zu erzählen.

Der brave Mann trug dieß Alles in dem ernstesten Tone vor, er sprach mit voller Ueberzeugung.

Obgleich der Generalpolizeilieutenant wohl erkannte, daß er es mit einem Narren zu thun habe, so ließ ihn doch der in diese übelriechende Geschichte, über welche er sonst hätte lachen sollen, verflochtene Name des Königs die Sache ernst aufnehmen. Vorerst wollte er wissen, was der heilige Koth zu bedeuten habe. Der apostatische Verzückte erzählte ihm hierauf, daß ein während acht Tagen an Verstopfung leidender Schweizer einem neuntägigen Gebet auf dem Grabmal des glückseligen Diakonus Pâris auf dem Kirchhofe St. Medard obgelegen, und dort vom Himmel die glückliche Eingebung erhalten hatte, seinen nackten Hintern auf den Grabstein des erhabenen Beichtvaters zu drücken, dieser auch alsbald mit einer so ergiebigen Ausleerung überdeckt worden, daß Jedermann hierin sichtbar den Finger des heiligen Diakonus erkannte. In Folge dessen werde der in einer silbervergoldeten Urne aufbewahrte heilige Koth während der Festtage zur Verehrung der Gläubigen ausgestellt. Diejenigen, welche an demselben mit Salbung und Glauben röchen, empfänden hierdurch einen großen Trost in ihren physischen und moralischen Leiden.

Da Herr Herault dieses Uebermaß von Dummheit nicht begreifen konnte, so schickte er Emissäre ab, welche Dank dem ihnen gegebenen Losungsworte zur Anbetung des heiligen Kothes, sowie zur menschlichen Ueberschwemmung der Statue des Königs zugelassen wurden. Diese letztere wurde hinweggenommen, zerbrochen, zerstört und mehrere dieser Wahnsinnigen, welche sich bei dieser stinkenden Verschwörung betheiligt hatten, wurden in die Bastille gesperrt. Diese Verzückungen waren sicherlich ein höchst sonder-

barer Wahnsinn, dennoch aber eilten große Herren, vornehme Damen, Männer der Wissenschaft und hohe militärische Capacitäten zu diesem absurden Schauspiel herbei. Die zahllosen Verfolgungen, welche sie erdulden mußten, beeinträchtigten ihre Erfolge nicht, im Gegentheil, das Vergnügen die Regierung abgeschmackt zu finden, warb ihnen immer neue Anhänger. Nichts war leichter als die Jansenisten zu hintergehen und unter der Menge herrlicher Streiche, welche ihnen von Spaßvögeln gespielt wurden, finde ich deren zwei, welche die Polizeiprotokolle jener Zeit enthalten. Auf der Brücke Saint Michel befand sich mit dem Aushängschild „zu den drei Hahnrey" ein Hauben-, Strümpfe- und überhaupt Kurzwaarenmagazin, welches von einem guten Pariser Bürger Namens Marcel-Eustache Pagnet betrieben wurde. Dieser Herr hatte eine sehr schöne und sehr galante Frau, welche aber von ihrem Gemahl, einem der hauptsächlichsten Begünstiger des Jansenismus und eifrigen Gevatter der Verzückten, welcher nebenbei und zwar nicht ohne Ursache eifersüchtig war, sehr streng gehalten wurde. Aber seit einiger Zeit, wo seine Frau in die Secte eingetreten war, befolgte auch sie auf's Genaueste die zahlreichen Tollheiten derselben.

Eines schönen Morgens tritt nun ein ärmlicher Mann, d. h. ein schlecht gekleideter Tropf mit langen Haaren, abgemagertem Gesicht, abscheulich schmutzig, mit unterlaufenen Augen und läppischer Sprache, mit über die Brust gekreuzten Händen, und stets scheu um sich blickend, ob nicht falsche Brüder oder jesuitische Spione ihm auflauerten, bei Herrn Pagnet ein, und theilt ihm mit, daß die Kundschafter des Herrn Herault eine bei der Kreuzigung, der Prügelung ꝛc. sehr geschickte Mitschwester aufgespürt hätten, und daß dieses lebhaft verfolgte arme Geschöpf nicht wüßte, wo sie Zuflucht finden solle. Wohldenkende Leute, welchen die frommen Eigenschaften des Herrn Pagnet bekannt seyen, hätten an ihn ge-

dacht und schmeichelten sich, daß er einer Märtyrerin der heiligen Sache eine Zuflucht gewähren werde.

Der einfältige Mann, ganz stolz auf den ihm gestatteten Vorzug, antwortete bejahend, und am nämlichen Tage noch, bei einbrechender Nacht, kommt eine durch ihren Kopfputz ganz unkenntlich gemachte junge Person bei ihm an. Sie hält die Augen niedergeschlagen, ihr Gang ist bedächtig, sie spricht langsam, denkt nur an Gott, mit einem Wort, es ist ein Engel.

In dieser Weise gingen die Dinge einige Tage fort, während deren Madame Pagnet einen ganz besonderen Geschmack an den Verzückungen gewann. Sie brachte ganze Stunden in einsamen Conferenzen mit der Schwester Saint Cyran zu, es war dies ihr Andachtsname, während man sie in der Welt weit einfacher Fräulein Javote Loremer nannte. Papa Pagnet, entzückt über den Segen, welchen die Neuangekommene in seinem Hause verbreitete, hätte gerne als dritte Person an den langen häufigen und einsamen Gebeten Theil genommen, welche seine Frau und seine Pensionärin dem heiligen Pâris widmeten, aber man wies ihn unter dem Vorwand zurück, daß er nicht hinlänglich rein, daß er ein Satyr sey. Der arme Mann!!... Verbotene Frucht schmeckt aber stets desto besser. Herr Pagnet ließ es sich daher einfallen, ein Loch durch die Mauer des Zimmers der andächtigen Schwester St. Cyran zu bohren, um wenigstens de visu an den frommen Uebungen Theil nehmen zu können. Die mittelst eines Hohlbohrers vollzogene Oeffnung war in gerader Linie auf den Ort gerichtet, wo der Betstuhl stand, und wo beide Damen ohne Zweifel im Gebet niedergekniet lagen; gleichzeitig konnte man aber auch das ganze Bett übersehen, und auf demselben sah denn der eifrige Jansenist auch wirklich, daß....

Das Blut erstarrte in seinen Adern; vorerst vermuthete er eine Liebe nach Sapho's Manier, was ihm bereits das

Blut nach dem Kopfe trieb, aber die Fremde zeigte sich endlich bei einer ihrer Bewegungen auf eine so unzweideutige Art, daß Frau Pagnet in eklatanter Weise von diesem Verdachte gerechtfertigt dastand, jedoch ohne großen Nutzen für den armen Ehemann. Dieser hatte ein gellendes Geschrei ausgestoßen und dadurch wurde Alles entdeckt.

Es war dies ein harter Schlag für die Brüder und Mitschwestern.

Die Dame, welche auf solche Weise ihren Liebhaber verkleidete, wurde aus der Congregation gejagt, und auch der unglückliche Ehemann wegen des furchtbaren Skandals, welchen er hervorgerufen und wegen des eintägigen Triumphes, welchen sein Geschrei den Molinisten verschaffte, daraus verbannt. Hätte er in der That im Interesse der Sekte sein Kreuz nicht geduldig auf sich nehmen und schweigen sollen? Die Ehemänner sind aber vor Allem Ehemänner, und darin besteht gerade ihre Thorheit.

Die zweite Geschichte verhielt sich folgendermaßen.

Im zweiten Stock eines Hauses in der Straße St. Martin wohnte eine gute Bürgerfamilie, welche früher einen Leinwandhandel betrieben und sich mit ziemlichem Vermögen von den Geschäften zurückgezogen hatte. Etwas mehr oder weniger als 20,000 Franken sollten eines Tages nach der Großeltern Tod zwischen zwei schöne, andächtige, exemplarisch einfältige und durch den jansenistischen Wahn ihres Vaters ihrer Mutter, Onkel und Tanten ganz stupid gewordene Töchter getheilt werden. Dies Alles betraf Herrn Carré v. Montgeron, eine lebendige Säule der Kirche, und Herrn Arnauld, den letzten abendländischen Schriftgelehrten.

Man verfehlte somit nicht, sich zur Anhörung des Gottesdienstes nach den Kirchen Saint Severin oder Saint Medard zu begeben, sich in alle Versammlungen Verzückter

und zu andern Uebertriebenheiten dieser Art zu drängen. Zur nämlichen Zeit lebte in Paris eine Gräfin von Hauteville, welche trotz ihres vornehmen Namens dennoch zu der Partei der ehrlichen Leute gehörte, denn es giebt keine noch so einfältige Partei, in welcher sich die Adepten nicht auf Unkosten der gesammten übrigen Welt den Namen „ehrlicher Leute" beilegten; übrigens wäre es auch kein Vergnügen tugendhaft zu seyn, wenn dies nicht auf Unkosten von irgend Jemand geschehen könnte. Wenn sich ein Mann vor ihnen seiner Tugend rühmte, so forderten sie ihn schnell zum Zweikampfe heraus, denn es ist dies eine Beleidigung. Da man sich aber mit der Frau Gräfin von Hauteville nicht schlagen konnte, so ließ man sie eben ausschweifen. Im Grunde genommen wäre die Sache wohl ganz gleichgültig gewesen, wenn sie ihren einzigen Sohn, einen liebenswürdigen 19jährigen Cavalier, Liebhaber der Akademie galanter Mädchen &c. &c., nicht dazu gezwungen hätte, ihr täglich nach allen jenen Orten hin zu folgen, wo es erbauliche Schauspiele gab.

Dieser arme Vicomte von Hauteville, ein wahrer Märtyrer, welcher in den Versammlungen der Frommen, deren Verdienste sein ausschweifender Geist äußerst wenig zu würdigen verstand, gezwungen war zu heucheln oder zu gähnen, starb wie auf einem Kohlenfeuer dahin.

Man zerrte ihn als gemeinen Mann verkleidet mit sich herum, und zwar im Geist der Buße, ohne Frack, ohne rothe Absätze, ohne Degen, seinen glänzenden Haarwuchs unter einer abscheulichen Perücke versteckt, und dies Alles nur um das Fleisch zu kasteien. Eduard Vicomte von Hauteville, ein reizend schöner Junge, geistreich wie ein Dämon und kühn wie ein Page, ließ sich auch in die heilige Versammlung mitschleppen, die der gnädigste Herr Herzog von Orleans, zwei oder drei Larochefoucaulds, einige Montmorency's, und ferner die Herzogin von

Brissac, Frau v. St. Simon, die Herren Lecoq, Quatre-Sous, Carré, sämmtlich Räthe beim Parlament von Paris, besuchten. Endlich kam auch noch der Ritter v. Follard dazu, ein Mann von Genie als Soldat, aber eine Art von blödsinnigem Menschen, sobald der Jansenismus auf's Tapet gebracht wurde.

Die Schöngeister der Versammlung wurden unterstützt durch ein Dutzend Doctoren der Sorbonne, Widersprecher von Natur aus, und bloß deßhalb Verzückte, um einen Gegenstand zum Streit zu finden; ferner durch Priester, Leute der Wissenschaft und übler Laune, zwei oder drei Pfarrer aus Paris, und zwei Dutzend Mönche, welche durch religiöse Zänkereien den Frieden des Klosterlebens brachen. Was sollte man aber auch mit dem Klosterleben anfangen, wenn man sich dort im Namen des guten Gottes nicht herumstreiten könnte? Die heiligen Väter waren wirkliche Teufel, wenn es sich um das Kapitel handelte, den Himmel zu verdienen.

Das Gros der Versammlung, ihr wahrer Kern, bestand aus früheren Buchhändlern, ehemaligen Kirchenvorstehern, welche durch Kabalen von dem Kirchensäckel entfernt worden, endlich auch noch aus Handelsleuten, welche nach Aufgabe ihres Geschäftes Rentiers geworden waren. Die Bankerotte jener Zeit waren noch kein ehrbares Mittel, um von dem Publikum Abschied zu nehmen, obgleich es die Regierungen selbst niemals daran fehlen ließen, weil sie dazu eine Art Recht zu besitzen glauben, was folglich gehörig zu unterscheiden ist. An diese schloßen sich weiter noch die Beschließerinnen, Haushälterinnen und Köchinnen, der Abbés, der Chor- und Stiftsherrn und der Junggesellen an. Betonen wir dabei ganz besonders die Köchinnen, jene niedere Polizei der Haushaltungen, jene Moralisten der eigenthümlichsten Art, unter welchen besonders die Armee der Andächtler ihre Rekruten aussucht, die Köchinnen, welche Alles schnell glauben, alle Thorheiten, alle Gerüchte, jeden Haß hausiren

tragen und alle Elemente der unterthänigen Spionage gegen den ersten Besten ansammeln, welcher der Coterie der Verbündeten mißfällt.

Es war in der That eine bemerkenswerthe Sache, wenn man sah, auf welche Weise jener lärmende, lohndienerische Haufe den Jansenismus begriffen hatte; die gesammte Kochlöffelcorporation ergab sich mit Leib und Seele den Verzückungen. Zu damaliger Zeit hätte kein einziger Jesuit, selbst nicht in der miserabelsten Pariser Küche, eine aus Freundschaft dargebotene Fleischbrühe finden können. Bekanntlich gab es eine Zeit, wo der Jesuit der Tourlourone das unentbehrliche Möbel der Küche und Speisekammer war.

Ein wenig später übertrug man diese Vorliebe auf die Jagdhunde.

Nehmen wir aber den Faden unserer Geschichte wieder auf.

Es läßt sich leicht denken, wie peinlich in solchen Versammlungen das Gefühl der Verlassenheit und Langweile an dem eleganten Vicomte von Hauteville zehrte, wenn er sich nur von Handlungsgehilfen oder Arbeitern seines Alters umgeben sah, die immerhin sehr achtbare Leute sein mochten, aber wenig nach seinem Geschmack waren. Es überwältigte ihn also das Gähnen . . . er gähnte in der Congregation und zwar dermaßen, daß er hiedurch bei der ganzen Versammlung Aergerniß erregte, und die niederschmetternden Blicke des Abbé Laurent, Direktors der kleinen Kirche, die Ermahnungen des Abbé Pucelle, gleichzeitig Parlamentsrath, und die periodischen Strafpredigten der Gräfin seiner Frau Mutter sich zuzog.

Er war nahe daran, aus lauter Langeweile und verhaltenem Aerger seine Seele der göttlichen Barmherzigkeit zu empfehlen, als er in einer Ecke zwei herrliche Geschöpfe bemerkte, welche mit einer solchen Entschlossenheit und Kraft

gegen die Bulle sich verwahrten, daß sie die gesammte Zuhörerschaft hierdurch erbauten.

Er strich um sie herum, forschte nach ihnen und nahm endlich Notiz von der ganzen Familie, nämlich: von Herrn Badouret, Vater, von dessen beiden Schwestern, Fräulein Badouret, die jüngste 50, die ältere 60 Jahre alt, von der Frau Badouret, geborene Merlivier, eheliche Tochter eines Schreibers an dem Hülfs-Gerichtshofe und endlich noch von den Fräulein Rosa und Tonton, oder Toinette oder Antoinette, beide zusammen blos 37 Jahre und einen Monat zählend.

Das Souper im Hause Badouret war gerade vorüber, und Fräulein Scholastika, die jüngste unter den Schwestern, die Leuchte des Hauses, arbeitete Dankgebete aus, welche die Mutter Angelika mit lobenden Zusätzen versehen hatte; neben den Gebeten ertönten aber auch Verwünschungen gegen die Gesellschaft Jesu, als sich plötzlich aus der Oeffnung des Kamins herab ein furchtbares Trompetengeräusch vernehmen ließ. Bei diesem unerwarteten Lärm wissen die Ueberraschten nicht, ob das Ende der Welt herbeigekommen sei, oder ob ein in den Himmel zurückkehrender Engel noch vor Thorschluß sich ein Vergnügen daraus bereite, die „ehrlichen Leute" mit einer himmlischen Musik zu beschenken. Das Erstaunen wird aber noch höher gesteigert, als auch noch die reinste und sanfteste Stimme, welche man hören kann, aus der Kaminöffnung tönt, und sich ungefähr in folgenden Worten vernehmen läßt:

„Gloria in excelsis Deo et in terra pax homini bonæ voluntatis."

„Ich gebe Ihnen hiemit ein Zeichen, wie sehr die Familie Badouret von der Liebe des Herrn getragen ist, und setze Sie in Kenntniß, daß der heilige Pâris morgen um die nämliche Stunde kommen wird, um Ihnen ohne Umstände einen Besuch abzustatten. Er hat Ihnen eine Menge Dinge hinsichtlch der

Bulle mitzutheilen, aber Sie werden nichts erfahren, wenn Sie auch nur ein Wort von dieser Nachricht verlauten lassen."

Nach dieser Anrede beginnt das Gloria wieder, die Trompete läßt sich abermals hören, die Hunde in der Nachbarschaft heulen zusammen, und alle Nachbarn legen sich an die Fenster oder erscheinen auf der gemeinschaftlichen Treppe mit dem Leuchter oder der Lampe in der Hand. In dem großen Hause, in welchem die Familie Badouret wohnt, giebt sich eine außerordentliche Bewegung kund, nicht deßhalb weil auch noch Andere als die Betheiligten, die verkündeten Worte gehört hätten, sondern weil ihnen der weit geräuschvollere Aufruf des kriegerischen Instrumentes nicht hatte verschwiegen bleiben können. Obgleich die Familie Badouret fünf haubentragende Personen in ihrer Mitte zählten, so wußte sie dennoch den ganzen ersten Tag ihrer Freude Einhalt zu gebieten. Man schloß die ganze Nacht kein Auge. Tausendmal betrachtete man die lithographirten oder Gyps-Bildnisse des heiligen Pâris, man grub sich seine außergewöhnliche Nase, sowie seine fromme Gesichtsbildung ins Gedächtniß. Am darauffolgenden Tage, hörte man ihm zu Ehren die Messe; hierauf versammelten sich die „honetten Leutchen" zu einer Art von Concil, um wegen des angemessenen Empfanges des hochehrwürdigen Diaconus ernstlich zu berathen. Es wurde beschlossen, ihm einen Trinkbecher zu verehren; ferner kaufte man eine große Cervelatwurst, eine halbe Hasenpastete, einen Mainzer Schinken, eine Kalbszunge, eine Crême à la Vanille, Pflaumenküchelchen, eine Flasche Frontignan und zwei große Krüge, welche man mit Weihwasser füllte, damit das Getränk in würdigem Einklange zu allem Uebrigen stehe. Hierauf stellte man eine mit feinem Linnen bedeckte Tafel nebst einigem Silbergeschirr auf; vier Lichter bildeten die Beleuchtung des Tisches, zwei Armleuchter wurden auf dem Kamingesimse angezündet, und so erwartete man den Gottesmann mit klopfendem Herzen.

Wenn dieses Possenspiel seither auch wiederholt worden ist, so beweist dies einfach nur, daß die Leichtgläubigkeit bei den unwissenden Leuten stets noch die nämliche ist. Trotz der Ansprüche der modernen Welt in Bezug auf Fortschritt und Aufklärung, glauben wir dennoch, daß diese Ueberlieferung noch lange Zeit schmeichlerische Betrüger und Diebe reizen wird, die aber kaum halb so gefährlich sein mögen, als die Betrüger einer anderen Art.

Schlechtes Wetter ist an den Ufern der Seine keine Seltenheit. In der in Frage stehenden Nacht stürzte der Regen in Strömen herab, der Wind pfiff solchermaßen, daß Niemand in dem Gemache, besonders bei den so erregten Gemüthern daran zweifelte, das Herabsteigen des göttlichen Lieblings auf die Erde werde auch noch durch Donner verkündet werden.

Jedermann hatte sich auf das Beste herausgeputzt. Die vier heirathslustigen Fräulein trugen gurkengrüne Kleider mit gelben und rothen Verzierungen, wodurch sich ein furchtbar greller Anblick ergab, welcher aber von den Tanten süperb befunden und von den Nichten daher als eine Nothwendigkeit angenommen wurde.

Herr Badouret trug einen zimmtfarbenen Frack aus feinem Tuche mit grauer Seide ausgefüttert und mit goldenen Schnüren verziert, eine silberglacirte Weste, silberne Schuhschnallen, rothseidene Strümpfe mit Zwickeln, und kurze Hosen von der nemlichen Farbe des Fracks. Die Mutter trug eine achtzehn Zoll hohe mit Seidenspitzen garnirte Florhaube, einen himmelblauen mit Marderpelz verbrämten Ueberwurf: ein Anzug, welchen die dicken Gemüsedamen der Halle, sowie jene aus den Straßen St. Denis und St. Martin, nur mit neidischen Seufzern betrachten konnten.

Jede Person trug ferner noch einen Orkan in der Hand, d. h. ein Art Fächer von ungewöhnlicher Größe, ein tragbarer Verschlag, hinter welchen sich eine Frau für einen Augenblick des Incognito's in Hinterhalt legen konnte.

Die Familie Badouret, an Ordnung gewöhnte Leute, zwei-

felte nicht daran, daß man im Himmel ebenso zeitig zu Bette gehe, wie bei ihr auf Erden, und erwartete daher die Ankunft des Heiligen gegen 7 Uhr Abends.

Wie groß war aber ihre gemeinschaftliche Enttäuschung, als es nach einander 7, 8, 9 und 10 Uhr schlug, und immer noch nichts den ersehnten Besuch des himmlischen Geistes anzeigte, für welchen man Gebete abhielt. Die Sache fing an beunruhigend zu werden. Es war gegen 11 Uhr und man begann fast zu fürchten, der heilige Petrus möchte dem Besucher den Hauptschlüssel zum Paradies verweigert haben, um die Stunde der Rückkehr nicht beliebig in seine Hand zu geben; daher die Angst, die Parthie könnte aufgeschoben sein — als man plötzlich an der äußeren Thüre des Gemaches einige Schläge vernahm.

Die Monatsfrau, welche gewöhnlich das Haus besorgte, war heute frühzeitig entlassen worden.

Die jungen Mädchen gingen somit und nicht ohne lebhaftes Herzklopfen die Thüre zu öffnen. — Von Außen wird nun die Klinke rasch aufgedrückt, ebenso rasch tritt Jemand ein, schließt die Thüre wieder und läßt einen Mantel fallen.... Ein doppelter Schrei des Erstaunens, der Bewunderung der Liebe entfährt den beiden Jungfrauen, bei dem Anblick des ganz und gar nicht häßlichen, oder schwarzen und schmutzigen Diakonus Pâris, sondern bei jenem des artigen, charmanten, lieblichen Gesichtes, der schlanken biegsamen und herrlichen Taille und des so hübschen Anzuges, aus Seide und Gaze, mit Silberblumen gestickt, voll blendenden Glanzes.

— Ave! meine Liebchen, spricht beim Eintritt der Heilige und ein sanftes Lächeln läßt dabei wahre Perlenzähne schauen; ave! meine Fräulein Badouret, ave! Herr und Madame sowohl in meinem Namen, wie in jenem Eurer Schutzpatrone und Schutzpatroninnen, welche mich beauftragten, sie bei Euch ins Gedächtniß zu rufen.

Man antwortete hierauf den strengen Regeln gemäß wie sie

vorgeschrieben sind in „der kindlichen und honetten Höflichkeit“, ein damals viel benütztes Buch, eine Art von Etiquetten-Formular, welches im Marais von der gesammten guten Bürgerschaft gelesen, auswendig gelernt, überlegt und gedeutet wurde, und aus welchem sie herrliche Regeln des Benehmens schöpfte. Als die Großeltern den glückseligen Diakonus in den dreifarbigen mit Brokat ausgeschlagenen und mit goldenen Nägeln verzierten Lehnstuhl, den sie am Morgen vom gegenüber wohnenden Tapezier gemiethet, haben niedersitzen lassen, bemächtigten sie sich endlich des Wortes, und erkundigten sich vor Allem nach der Gesundheit Gottes des Vaters des Sohnes, ohne dabei den heiligen Geist, die heilige Jungfrau, den heiligen Joseph rc. zu vergessen.

Die Unterhaltung belebt sich, Herr Badouret behauptet, daß das Reisen die Kehle austrockne und bietet daher dem heiligen Pâris zu trinken an, welcher aber den angebotenen Trunk dankbar zurückweist, weil man da Oben bloß von Weihrauch lebe. In diesem Falle aber würde ja die vorbereitete Mahlzeit völlig verloren seyn: eine Betrachtung, die der Familienmutter, welche vor Allem an Ordnung im Hause gewöhnt ist, sicher schwer fallen müßte, wenn sie nicht zu überrascht wäre, um sie machen zu können.

Inzwischen wird man mit einander bekannter, man steht auf, geht hin und her.

Der Glückselige schlägt den jungen Mädchen eine Parthie pied de boeuf oder das Taubenspiel, sog. Schnäbelspiel vor.

— Wie! Wird das auch im Paradies gespielt?

— Oh mein Gott! Erst gestern noch habe ich mit dem heiligen Eger, den Erzengeln Raphael und Gabriel eine prachtvolle Parthie Reiterspiel gemacht.

— Was sagt man da droben, fragte die Tante Scholastika, von der heiligen Maria Magdalena, der heiligen Maria-Egyptienne und der heiligen Pelagîe?

— Ei! Ei! man plaudert unter sich von so allerhand.

— Was! Die Zunge spielt also da oben auch eine Rolle?

— Oh! zum Teufel! daran fehlt es nicht.

— Wie! gnädigster Herr, wird im Paradies auch geflucht?

— Wenn die Apostel gerade nicht anwesend sind, führt die Jugend des Himmels ein wahres Teufelsleben.

Frau Badouret erkundigt sich nun ihrerseits, ob die allerheiligste Jungfrau die Haushaltung der Dreieinigkeit besorge. Eine der ausgedienten Badourets erkundigte sich, wer die Heiligen ankleide, ob die Kirchspielmesse von dem Pfarrer oder von dem Kanonikus abgelesen werde, und Herr Badouret hat Lust zu fragen, wo man die Nachtmützen kauft.

Der Heilige bleibt keine Antwort schuldig. Er fragt nun aber auch seinerseits wo die verschiedenen Familienglieder schlafen; endlich findet er auch einen geeigneten Augenblick, um der schönen Rosa ein Wörtchen allein zu sagen, und benachrichtigt sie, daß er den Wunsch hege sie zu ehlichen, und gern nächtlicher Weile mit ihr davon reden möchte, ohne von Jemanden gehört zu werden.

— Leider! wird ihm geantwortet, kann das nicht seyn, denn ich schlafe mit Toinette . . .

— Wohlan! in diesem Fall muß ich wohl von meinem Diakonatsrecht Gebrauch machen.

— Von welchem?

— Ich kann zwei Frauen heirathen, — die Priester drei, die Bischöfe vier oder fünf, die Cardinäle steigen bis zu dem halben Dutzend, der Papst nimmt soviel er kann, alle Güter dieser Erde sind ja sein Eigenthum, sobald er Jansenist ist.

Rosa ist gerade über diese Himmelsregel nicht besonders erfreut, denn sie würde schon ganz allein und freiwillig mit einem Heiligen und wenn er sogar Papst wäre fertig geworden seyn; immerhin verspürt sie aber eine so große Lust, die Frau

eines Heiligen zu werden, daß sie den Vorschlag doch annimmt und ihre Schwester für die folgende Nacht vorzubereiten verspricht.

Um 1 Uhr Morgens und um den heiligen Petrus, welcher ihm versprochen hat, an der Himmelspforte bis zu seiner Rückkehr Wache zu halten, nicht zu lange warten zu lassen, zieht sich der Diakonus endlich wieder in den Himmel zurück.

— Wie bewerkstelligen Sie Ihre Rückkehr?

— Eine Wolke, sagte er, erwarte ihn auf dem Dache des Hauses, und um dieselbe zu erreichen und von den Nachbarinnen nicht gesehen zu werden, bedeckt sich der Glückselige mit einem Mantel; denn sie würden über die der Familie Badouret erwiesene Ehre eifersüchtig werden, und wenn die Sache kund würde, könnte der Diakonus nicht wieder kommen. Er grüßt zum Abschied und steigt nach einem von ihm im zweiten Stockwerke gemietheten Zimmer empor, wo er sich auskleidete. Von dort aus hatte er auch das Kaminrohr durchbohrt, und vermittelst eines Sprachrohrs Tags vorher den Trompetenlärm verursacht und die Anrede gehalten.

Die kleine Toinon willigte ebenso wie ihre Schwester in die Heirath mit dem Diakonus. Man öffnete dem Spitzbuben somit die Thüre des jungfräulichen Zimmers. Er gestand offen, daß er in feierlicher Weise erst dann heirathen könne, wenn er eine fünfhundertjährige Laufbahn der Seligkeit durchgemacht habe, inzwischen aber und gerade wie Ludwig XIV. es mit der Marquise von Maintenon gehalten, werde auch er als der heilige Pâris eine geheime Ehe abschließen, ebenso gültig wie jene Seiner Majestät.

Von diesem Augenblick an zeigte sich der Spitzbube bei der Familie Badouret nicht mehr in himmlischem Kostüm, und in der Congregation verkleidete er sich aufs Sorgfältigste, um nicht erkannt zu werden; aber drei Mal in der Woche kam er bei

völliger Nacht um die beiden jungen Weibleins zu besuchen. Die Großeltern konnten ihrerseits die ihnen zu Theil gewordene göttliche Gunst nicht fortdauernd verschweigen. Madame Badouret vertraute daher Alles ihrem Beichtvater an. Fräulein Scholastika versetzte durch eine ähnliche Erzählung, zwei alte Jansenistinnen und Freundinnen in einem solchen Grad von Eifersucht, daß sie vor Neid fast vergingen. Das Gerücht von dem Erscheinen des im Himmel ebenso schön gewordenen glückseligen Pâris, wie er auf Erden häßlich gewesen, verbreitete sich da und dort, von den Einen geglaubt, von den Andern bezweifelt. Ein Fanatiker schrieb ein dickes Buch um die Wirklichkeit des Wunders zu beweisen, und die Auszeichnung der Familie Badouret, nahm unter den Verzückten bedeutend zu.

So standen die Dinge, als bei einer der Kreuzigungen der famosen Schwester Françoise Lambert, Fräulein Scholastika Badouret sich durch die Menschenmenge bis zur Gräfin von Hauteville vorgedrängt sah. Der junge Eduard vermuthete sie nicht so nahe, und stets derart manövrirend, um von seinen Gefoppten nicht bemerkt zu werden, wurde er nun doch von so hellen Augen gesehen, daß die heilige Jungfer vor Freude fast außer sich gerieth, endlich einmal Gelegenheit gefunden zu haben, ihren Freundinnen zu beweisen, daß sie wahr gesprochen, als sie den Besuch des heiligen Diakonus erzählte. Sie kehrte deswegen eilends zu den Freundinnen zurück und benachrichtigte sie, daß heute die Congregation mit der Anwesenheit des heiligen Pâris beehrt sey.

Die Neuigkeit wird in Umlauf gesetzt; man flüstert, man stellt in Abrede; Scholastika beruft sich auf ihre nächsten Anverwandten, und plötzlich, in dem Augenblick wo der Vicomte von Hauteville am wenigsten daran denkt, was ihm zustoßen kann, besteigt der Abbé Laurent die Kanzel, befiehlt Schweigen und beginnt folgendermaßen:

„Es lebe Jesus! Meine theuern Brüder und Mitschwestern, die Zeit ist endlich herbeigekommen, wo die Gottlosigkeit verblüfft gemacht, und wo wir diese hinterlistigen Füchse und verschlingenden Wölfe, diese angeblichen Christen, Jesuiten genannt, in Verwirrung bringen werden. Meine Ehrenwerthen und Tugendsamen! bereitet Euch auf ein großes Wunder vor. Der von Euern Tugenden gerührte Himmel, hat einen seiner bevorzugten Auserwählten an Euch abgesendet, er befindet sich hier unter uns, er verbirgt sich noch, aber lange kann es nicht mehr dauern. Im Namen des heiligen Cyran, der heiligen Mutter Angelika, des dreimal heiligen Arnauld beschwöre ich Sie, heiliger Pâris zum Troste der Gläubigen und zur Verwirrung Ihrer Feinde, Ihr Gesicht als Auserwählter anzunehmen.

— Ja, schrien alle Badourets, hier ist er! hier ist er! laßt uns ihn verehren! Und die ganze Familie, indem sie den Vicomte von Hauteville als den auserwählten Heiligen bezeichnet, läßt sich gleichzeitig vor ihm auf die Knie nieder. Wer war nun erwischt? außer Zweifel unser Spitzbube. Er wollte sich flüchten; aber wo das Mittel finden, der stets wachsenden Begeisterung dieses Haufens von Wahnsinnigen zu entgehen??

— Dies ist ja mein Sohn! schrie die Gräfin.

— Dies ist ja unser junger Herr, fügten die von Frau v. Hauteville auf die rechte Spur gelenkten Lakeien hinzu.

— Dies mag man andern weiß machen, entgegneten die Badourets, er ist und bleibt der heilige Pâris! er ist es, welcher uns eines Abends erschienen ist!

— Er ist es, welcher uns geehlicht hat, meine Schwester und mich! sagte die einfältige Toinon, indem sie sich vom Kitzel der Eitelkeit hinreißen ließ.

— Wie das? geehlicht? fragten nun die Großeltern und mit ihnen, von gleichem Erstaunen ergriffen, noch andere.

— Ja, ja, begann Toinon wieder, geehlicht, in Erwartung des Ablaufs der fünfhundert Jahre der Heiligkeit, ganz auf dieselbe Weise wie der verstorbene König Ludwig XIV. die Frau von Maintenon auf die linke Hand geheirathet hat.

Der Abbé Laurent, der hinter dem Wunder einigen Unrath zu merken beginnt und von der anstößigen Entdeckung eine weitere Enthüllung befürchtet, bemächtigt sich nun des jungen Mannes, führt ihn in ein nahes Zimmer, öffnet dort eine Thüre, zeigt ihm die unterirdische Treppe und räth ihm, sich davon zu machen; hierauf öffnet er mit Geräusch das Fenster tritt in den großen Saal zurück, und erzählt, wie der Heilige in einer Wolke abgefahren sey, um in den Himmel zurückzukehren . . .

Während man sich in dieses zweite Zimmer stürzt, welches augenscheinlich keinen sichtbaren Ausgang hat und aus welchem dennoch die gesuchte Person verschwunden ist, zieht sich die Gräfin von Hauteville als kluge Frau ebenfalls zurück. Der Freudenlärm wird nun allgemein, man stimmt ein Te Deum an, und Alle zusammen vereinigen sich in dem festen Glauben, daß ihnen der hl. Pâris in leiblich greifbarer Gestalt erschienen sei. *)

Von diesem Tage an erschien die Familie Badouret der Mahnung der Censoren gemäß nicht mehr in der Congregation. Statt aber fortan am Glauben festzuhalten, ließ sie sich vielmehr durch einen verdammten Jesuiten verführen.

Nach Verfluß von neun Monaten beschenkten beide fromme Schwestern die sündige Welt mit zwei kleinen Pârisleins, welche die Familie von Hauteville erziehen ließ; der eine dieser kleinen Heiligen wurde Huissier, der andere Apotheker, denn die himmlischen Zeugungen tragen von Natur aus den Stem-

---

*) Polizei-Archiv von Peuchet.

pel der Demuth. Nebenbei war der heilige Matthäus ja auch nur ein Wucherer und der heilige Petrus ein Fischer. Es ist gerade nichts Uebles dabei, die Gewerbe zu canonisiren, wenn solche zufälliger Weise honett sind.

Dieses Abenteuer, wie es die heiligen Geistererscheinungen mit Vorliebe in Scene zu setzen pflegen, war eines von jenen, welches die „Verzückungen" am schnellsten zum Falle brachte; zwei oder drei Jahre später war von dem glückseligen Diakonus, von den Karpfensprüngen, von jenen mittelst Holzprügel und Eisenstäben erzielten Heilungen keine Rede mehr.

Viertes Kapitel.

Polizei-Dramen.

Herr de la Reynie versah bereits seit einigen Jahren zur allgemeinen Zufriedenheit die Stelle eines Generalpolizeilieutenants, als ein durch außergewöhnliches Verschwinden von Menschen begründeter Schrecken sich plötzlich durch alle Hauptplätze der Stadt Paris verbreitete.

Seit vier Monaten ungefähr, waren nemlich sechsundzwanzig junge Leute, worunter der Jüngste 17 und der Aelteste 25 Jahre noch nicht überschritten hatte, in ihren Familien vermißt worden, die über den Verlust untröstlich waren.

Geheimnißvolle und widersprechende Gerüchte liefen in dieser Beziehung in der Vorstadt St. Antoine um, wo vier bis fünf hübsche Jungen, Söhne von Möbelschreinern und Möbelhändlern auf diese unerklärliche Art verschwunden waren. Die Klatschschwestern behaupteten, daß eine mit einer Leberkrankheit behaftete Prinzessin, deren Leben in Gefahr sey, ihr Uebel dadurch zu bekämpfen suche, daß sie sich täglich in Menschen-

blut bade. Andere behaupteten, es seyen die Juden, die aus Haß gegen den gekreuzigten Gott von Zeit zu Zeit einige Christen tödten. Diese wahnsinnige Meinung fand glücklicherweise im Volke keinen Glauben.

Immerhin aber erfüllte der Schrecken und die Trostlosigkeit ganz Paris.

Der Herzog von Gèvres unterrichtete den König davon und dieser, als der Polizeilieutenant zur Einholung der königlichen Befehle kam, beklagte sich nun auf's Lebhafteste über diese fortwährenden Verschwindungen, mit denen ohne allen Zweifel heimliche Mordgräuel verknüpft seien, da keiner der Verschwundenen bis jetzt wieder aufgetaucht sei.

La Reynie, über die Unzufriedenheit Sr. Majestät in Verzweiflung, kehrte höchst traurig nach Paris zurück. Als er zu Hause angekommen war, ließ er einen Agenten seiner Verwaltung, einen der gewandtesten Männer, Namens Lecoq rufen, dessen er sich bei allen schwierigen Gelegenheiten mit Nutzen bedient hatte. Lecoq erschien und der Polizeilieutenant stellte ihm seine Verlegenheit vor, theilte ihm die Unzufriedenheit des Königs mit und machte ihm derartige Versprechungen, daß Lecoq von seinem Diensteifer fortgerissen ausrief:

— Beruhigen Sie sich, gnädiger Herr! ich sehe es wohl, daß ich, um Sie aus dieser Verlegenheit zu ziehen, Abraham's Opfer erneuern muß. Ich erbitte mir 8 Tage Zeit und hoffe nach Ablauf derselben Ihnen gute Rechnung über diese Angelegenheit ablegen zu können.

Lecoq erklärte sich nicht deutlicher, und Herr de la Reynie, welcher ihn als seinen besten Agenten kannte, verabschiedete ihn mit einer Geberde, welche ihm die ausgedehnteste Vollmacht sicherte.

Man bediente sich in damaliger Zeit bei der Polizei

stummer Zeichen, einer Art von Telegraphen, wozu aber nur eine kleine Anzahl Eingeweihter den Schlüssel erhielt.

Lecoq war nicht verheirathet; er hatte aber einen natürlichen Sohn, welcher der Gegenstand seiner ganzen Zärtlichkeit war, und dessen Erziehung er selbst überwachte. Dieser Junge welchen seine Kameraden wegen der Lebhaftigkeit seines Geistes L'Éveillé (den Aufgeweckten) nannten, besaß in der That auch eine seltene Intelligenz. Er war erst 16 Jahre alt, aber die Natur, indem sie seine Vernunft rasch entwickelte, hatte dabei auch nicht vergessen, ihn mit äußern Vorzügen auszustatten.

Der junge Lecoq besaß ein stattliches Aeußere, er war groß, stark und von ansprechendem Wuchs, man hätte ihn weit eher für einen Mann von 25 Jahren, als für ein sechzehnjähriges Kind gehalten.

L'Éveillé dessen wirklicher Name Exupère war, erhielt von Lecoq Alles, was nur immerhin der Eitelkeit eines jungen Menschen schmeicheln kann. Er war schön gekleidet, und sein reicher und moderner Anzug erhöhte noch sein gutes Aussehen; aber er ging wenig aus. Lecoq wußte welcher Gefahr die schönen jungen Leute auf dem Pariser Pflaster ausgesetzt waren; aus diesem Grunde war Exupère, so oft es ihm beliebte, einen Spaziergang zu machen, jedesmal zur Vorsorge von Spionen umgeben, über welche sein Herr Vater verfügte, oder von einer andern Person überwacht, die sich ihm gern gefällig bezeigte. An dem Tage, an welchem La Reynie wie oben gemeldet mit dem Vater Lecoq sich verständigte, war dieser nach Hause zurückgekehrt, wo er sich mit L'Éveillé in ein abgesondertes Zimmer einschloß; die Conferenz dauerte lange, und eine Stunde später bemerkten die Nachbarinnen noch weit mehr als die Nachbarn, daß L'Éveillé in prachtvollstem Anzug ausging, und zwar völlig allein.

Um seinen Hals und um seine Hutform trug er goldene Schnüre und Goldplättchen, aus seinen Hosentaschen hingen zwei

Uhrenketten herunter, und sehr oft ließ er klimpernd den Klang der zahlreichen Goldstücke vernehmen, welche seine Börse füllten. Was aber das Erstaunen auf das Höchste steigerte (denn das Gewerbe Lecoq's war unbekannt), bestand darin, daß man den schönen und glänzenden L'Éveillé während vier Tage hintereinander ein und ausgehen sah, ohne daß, wie sonst gewöhnlich, sein „Onkel" (sein Vater) oder sein Freund ihm als Escorte diente.

Lecoq hatte begriffen, daß die jungen Leute in die Falle irgend eines galanten, listigen Anschlages gerathen sein müßten, und daß die ihnen gebotene Lockspeise, wahrscheinlich ein schönes Mädchen gewesen sei. Er hatte aber auch vorausgesehen, daß wenn er seinen Sohn der Gefahr aussetze mit einer solchen Sirene zusammen zu kommen, diese auch den Versuch nicht unterlassen werde, L'Éveillé zu verderben. Es mußte also vorgesorgt werden, damit er nicht in die Falle gerathe, wo so viele Andere bereits umgekommen waren.

Am fünften Tage ungefähr gegen 3 Uhr des Nachmittags spazierte der junge Lecoq im ganzen Glanze seines Schmuckes, dem Ufer der Seine gegenüber auf der Terasse im Garten der Tuilerien und hier lustwandelte ein wunderschönes Fräulein an ihm vorüber. Es ging zwar allein, aber in einiger Entfernung folgte ihm eine Gouvernante nach. Diese Dame mochte ungefähr 22—25 Jahre alt sein, und sowohl ihre ganze Haltung als ihr Gesicht war ein Musterbild von Lieblichkeit.

L'Éveillé prüfte mit Interesse die feine Taille und das hübsche Gesichtchen. Die ihr zugeworfenen Blicke gingen nicht verloren, und wurden mehrmals in der unzweideutigsten Weise erwiedert. Den Jungen überkömmt ein Vorgefühl, daß er sich auf der Spur eines Abenteuers befinde; sollte es vielleicht gar jenes sein, welches er erwartet und wofür er bereits seine Vorschriften besitzt? Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, schlendert er hin und her, die Schöne immer mit Wohlgefallen betrachtend; und setzt sich endlich

auf eine der Bänke des Labyrinthes, den elyseeischen Feldern gegenüber*).

Kaum saß er zehn Minuten dort, als er die Gouvernante der jungen Dame um sich herumstreichen, und nachdem sie einige Gänge hin und her gethan, auf der nemlichen Bank neben ihm Platz nehmen sieht. Der Sitte gemäß begrüßt man sich. Die Unterhaltung entspinnt sich, und unser durchtriebener Junge, welcher auf diese Weise seine Sache ganz in Bereitschaft findet, richtet nun ungesäumt die Frage an die Gouvernante, wer die junge Dame sei, welche sie begleite.

— Oh! mein Herr, erwiedert man ihm, die Geschichte meiner Herrin ist fast ein Roman.

— Ein Roman? wiederholte L'Éveillé, Sie reizen mein Interesse, wäre Ihre Herrin denn nicht....

— Ja mein Herr, erwiedert die Gouvernante mit großer Vertraulichkeit, sie ist es wirklich.. es ist jene junge so interessante Person mit welcher sich ganz Paris noch beschäftigt, und da die öffentliche Stimme Sie damit bekannt gemacht hat wer sie ist, so will ich Ihnen auch aus ihrer Geschichte kein Geheimniß machen.

Die Duenna erzählt ihm nun, daß ihre Herrin die Tochter eines großen polnischen Prinzen, und einzige Erbin seiner Güter sei.

L'Éveillé theilte seinerseits der Gouvernante mit aller nur möglichen Treuherzigkeit mit, daß er der Sohn eines Arztes, eines reichen Bürgers aus Mans, und daß er nach Paris gekommen sey, um hier seine Universitätsstudien zu machen.

---

*) Die Ausschmückung des Tuileriengartens war damals nicht gerade vollständig so, wie wir sie heute sehen. Auf jeder der an dem äußersten Ende des Gartens, auf der Seite nach den Champs Elysées zu, sich erhebenden Terrassen sah man noch kurze Zeit vor der Revolution von 1789 geschnittene Eibenbäume, Gitterwerke, Pallisaden, grüne aus Laubwerk gebildete Cabinetchen, wo ein großer Theil der galanten Abenteuer damaliger Zeit angesponnen wurde.

Nach einigen Augenblicken der Unterhaltung, ergreift die Alte die Hand L'Éveillé's und spricht; Sie haben mein Herz gewonnen, und ich fühle Zuneigung für Sie. Ich will Ihnen einen Beweis davon geben. Hören Sie mich an.

Meine Herrin hat Sie bemerkt, Sie haben ihr gefallen, und sie hat mir den Auftrag gegeben, zu erforschen, wer Sie sind.

Ich bin entzückt darüber, daß sie es so gut getroffen hat. Kommen Sie also heute Abend an die große Eingangsthüre zur Kirche Saint-Germain L'Auxerrois, ich werde dort mit Ihnen zusammentreffen, und allem Anschein nach, werde ich Ihnen gute Nachrichten bringen.

Verfehlen Sie nicht, sich auf das Beste herauszuputzen, denn Sie wären verloren, wenn Sie vor meiner Herrin in dem Aufzuge eines schäbigen Studenten erscheinen würden.

Nachdem diese Worte gewechselt waren, trennte man sich. In seiner Freude berührte L'Éveillé fast den Boden nicht. Ohne allen Zweifel hat er jene Schurkin gefunden, welche die jungen Leute anzieht, um sie dann verschwinden zu lassen. In aller Eile sucht er nun seinen Vater auf und unterrichtet ihn von dem Vorgefallenen. Lecoq theilt den Verdacht und die Hoffnungen seines Sohnes, aber in der Stunde der Ausführung des Wagstückes, erwacht die väterliche Zärtlichkeit, die Furcht seines Herzens; er zittert vor der Gefahr, welcher der junge Mann entgegen gehen soll, und um deren Größe zu vermindern, versammelt er die ihm untergebenen Polizeiagenten, unterrichtet sie mit wenigen Worten von ihrer Hauptrolle, befiehlt ihnen ganz besonders an, sich in der Nähe seines Sohnes zu halten, jedoch in solcher Weise, daß hierdurch nicht der Erfolg des von ihm gewagten Handstreichs blosgestellt werde. Er selbst aber stellte sich an die Spitze seiner Abtheilung.

Die Nacht ist endlich hereingebrochen und L'Éveillé, noch weit feiner als des Nachmittags gekleidet, begiebt sich nun nach

dem bezeichneten Platze. Dort steht man im Begriffe die Kirchthüren zu schließen, eine alte ärmlich gekleidete und ganz in ihre Kapuze eingehüllte Frau tritt zuletzt noch aus dem heiligen Orte, wirft da und dort flüchtige Blicke umher, und L'Éveillé erkennend, giebt sie ihm ein Zeichen ihr nachzufolgen.

Er folgt dem Winke der Alten, die stets einige Schritte vorausspaziert. Hinter ihnen schlängelten sich vorsichtig die Spione nach. Das Abenteuer war also im besten Gang.

So durchschritten sie die Straßen L'Arbre-Sec, La Monnaie, dann in vielen Wendungen die Straßen Betizy, des Lavandières, des Mauvaises Paroles, des deux Boules, de Jean Lambert und endlich machten sie in der Straße des Orfevres Halt, einer der abscheulichsten in diesem verpesteten und schwarzen Viertel.

Die Alte hielt vor einem Hause von ziemlich schönem Aussehen.

— Mein hübscher Junge, sagte sie zu L'Éveillé: Das Fräulein wohnt nicht in diesem geringen Hause, da es ihr aber zugehört, so hat es Sie hier empfangen wollen. Ich will dem Fräulein unsere Ankunft melden. Nach einer kurzen Abwesenheit, kam die böse Sybille wieder zurück. Sie forderte den jungen Mann auf sich die Augen verbinden zu lassen; da sie aber in diesem Betreff seine Weigerung nicht besiegen konnte, so führte sie ihn endlich ohne weitere Einrede in das fatale Haus. L'Éveillé ist bewaffnet und schreitet in tiefer Finsterniß voran, jeden Augenblick einen plötzlichen Angriff befürchtend; es zeigte sich aber kein Feind. Bald darauf befindet er sich in einem Zimmer von mittlerer Größe, welches mit Wachskerzen beleuchtet, und splendid ausmöblirt ist.

Ein mit karmoisinfarbenem Lampas überzogenes und mit goldenen Nägeln eingefaßtes Sopha, steht in einer Zimmerecke.

Auf dem Sopha liegt in dem reizendsten Nachtkleid die Tochter des Prinzen Jabirouski, die Prinzessin Jabirouska.

Bei dem Anblick des Fremden bringt ihre mit kostbaren

polnischen Edelsteinen geschmückte Hand die schwebenden Falten des offenen Nachtkleides in Ordnung; sie grüßt den jungen Mann durch ein Lächeln und mit einem einzigen Wort entläßt sie die Dienerin. Trotz all seiner Geisteskraft verliert L'Éveillé dennoch seine Geistesgegenwart. Der Anblick dieser schönen Person hat ihn fest gebannt; er kann sich nicht mehr bewegen, auf den ersten Schlag bereits hat der junge Spion seine Rolle vergessen; er ist weiter nichts mehr, als ein verliebter Narr, welcher sich in der Gewalt eben derselben befindet, welche er selbst hatte fesseln wollen.

Indessen steigt die Göttin von ihrem Throne, und bietet L'Éveillé ihre Hand, welche er küßt. Dieser Kuß bringt das Blut des jungen Mannes in Wallung und verleiht ihm augenblicklich seine Kühnheit wieder. Ohne Zweifel befindet er sich an einem schlechten Orte, hingegen aber in der Umgebung einer herrlichen Frau. Er wird zudringlich. Er verliert den Kopf. Er fühlt, daß ihm eine Hand seine Börse entwendet; hingegen aber entfernt man die Hand seiner Lüsternheit nicht.

Vater Lecoq befand sich mit seinen Agenten in der Straße, wo sie ungeduldig das Zeichen erwartend, welches ihnen das Haus überliefern sollte, einstweilen Wache hielten.

Dieses Zeichen ließ sich aber nicht vernehmen. Vater Lecoq gab daher ein solches, er ließ nämlich einen gellenden Pfiff ertönen, welcher den in den Armen der Jabirouska ruhenden L'Éveillé erzittern machte und wieder zu sich selbst rief.

Zwei Minuten darauf hatte sich die Prinzessin in ein Cabinet zurückgezogen. L'Éveillé benützte diese Abwesenheit, um das Zimmer zu durchsuchen, er will einen Windschirm auseinanderfalten, was ihm aber nicht gelingt. Die Blätter dieses Möbels scheinen unter sich festgenagelt. L'Éveillé schüttelt endlich stark daran; eines der Blätter senkt sich nun herab und

gestattet den Blick in einen geheimen und tiefen Wandschrank, wo auf 26 silbernen Schüsseln 26 Menschenköpfe stehen, welche durch eine ebenso bewundernswerthe wie fürchterliche Verfahrungsart abgeschnitten und aufbewahrt worden waren.

Ein solcher Anblick ist allerdings ein sonderbares Erweckungsmittel aus den Träumen der Wollust, und der junge Lecoq öffnete nun seine von den Küssen der Unbekannten noch glühenden Lippen, um einen Schrei des Schreckens und des Entsetzens auszustoßen. Wie wurde ihm aber erst zu Muth, als er sich einem Fenster näherte, und dort hinter den Scheiben andere Köpfe von Leichnamen zu erblicken glaubte, welche blitzende Augen auf ihn zu richten schienen! Die Hände krampfhaft an einem Lehnstuhl festgeklammert, mit zu Berge stehenden Haaren, noch weit blässer als die Todtenköpfe selbst, deren scheußliche Sammlung ihn umgibt, ohne Blick, ohne Stimme, ohne Athem, fällt er endlich auf die Kniee nieder, und faltet die Hände zum Gebet.

In diesem Augenblick aber wird das Fenster mit Gewalt aufgestoßen, und sein Vater, von seiner ganzen Brigade gefolgt, stürmt in das Gemach.

Durch das Schweigen seines Sohnes erschreckt, und ihn vielleicht schon ermordet glaubend, war Lecoq gegen dieses verfluchte Haus im Sturmschritt angedrungen. Diese glückliche Kühnheit rettete L'Éveillé in der That das Leben, denn bei dem Geräusch, welches Lecoq und seine Leute bei dem Vordringen nach dem Zimmer machten, trat Fräulein Jabirouska, von vier bis an die Zähne bewaffneten Banditen gefolgt, aus dem Cabinete wieder herein.

Die Leute des Königs waren aber in hinreichender Zahl vorhanden, ein Widerstand war unmöglich, und die vier Missethäter, nebst dem Fräulein, ihrer Mitschuldigen, wurden mit

gefesselten Händen hinweggeführt. Die vorgenommene genaue Hausdurchsuchung ergab keine weiteren Entdeckungen.

Die unumgänglich nothwendige Vervollständigung dieser so sonderbaren Geschichte, besteht in nachfolgenden Mittheilungen:

Es hatte sich nemlich eine Verbindung aus Missethätern gebildet, die sämmtlich reif waren für Galgen und Rad, und deren Oberhaupt die Angelegenheiten der Verbündeten folgendermaßen leitete. Eine Engländerin, eine moderne Messaline, welche das Oberhaupt auf seinen Reisen angeworben hatte, diente den jungen Leuten zur Lockspeise. Nachdem diese Unglücklichen die Geilheit dieses Weibes befriedigt hatten, überantwortete man sie den Mördern. Zuerst tödtete man sie, und trennte dann das Haupt von dem Körper. Die Leichname wurden an die Studenten der Chirurgie verkauft, und die wahrscheinlich ausgetrockneten und einbalsamirten Köpfe dienten damals in Deutschland zu Studien einer Wissenschaft, welche seitdem eine ungeheure Ausdehnung gewonnen hat; wir reden nämlich von jener Wissenschaft, deren Verbreiter bei uns in Frankreich Gall und Spurzheim gewesen sind.

Die Regierung fürchtete das Bekanntwerden einer solchen Reihe von Verbrechen, man ergriff somit auch Maßregeln um die Schuldigen in rascher, strenger aber verborgener Weise zu bestrafen. Sie wurden sämmtlich gehängt. *)

---

*) Polizei-Archiv von Peuchet.

Fünftes Kapitel.

Die Gifte und die Vergiftungen.

Der Uebergang von den Schändlichkeiten der Missethäter zu jenen der Vergiftungen ist ein leichter. Immerhin müssen wir aber hier doch ein wenig weiter in der Geschichte zurückgehen.

Die Polizei hat in der Brinvilliers'schen Angelegenheit eine zu wichtige Rolle gespielt, als daß wir uns enthalten könnten, sie in einem der Hauptereignisse unserer Geschichte beschäftigt zu zeigen.

Niemanden ist das Aufsehen unbekannt, welches die Verhaftung, Verurtheilung und die Vollstreckung des Todesurtheils an der Marquise von Brinvilliers und der la Voisin erregte; das Leben und die Verbrechen dieser beiden so strafbaren Frauen erzählen wollen, wäre eine unnütze Mühe, denn kein Umstand ihrer Uebelthaten und ihres Todes ist unbekannt.

Aber nicht ohne Interesse wird es seyn, den Schleier zu lüften, welcher bis heute jene schrecklichen Geheimnisse überdeckte, welche sich auf diese Processe beziehen, und welchen gegenüber die Regierung sich bemüht hat, eine Dunkelheit zu unterhalten, wodurch selbst die Zeitgenossen hintergangen wurden.

Diese aufeinanderfolgenden Vergiftungen, von einer dem ersten Gesellschaftsrange angehörenden Frau an ihrem, mit der Leitung der Pariser Polizei beauftragten Vater, und an zwei Brüdern vollzogen, wovon der eine ein Civillieutenant, der andere Parlamentsrath war, die an ihrem Gemal und ihrer Schwester gemachten Vergiftungsversuche, ähnliche in den Sälen der Spitäler mit einer teuflischen Ruhe vorgenommene Vergif-

tungs-Experimente, dies Alles hatte nicht nur in Paris, sondern in ganz Frankreich und im Auslande eine ungeheure Unruhe verursacht. Man hätte fast glauben sollen, daß Jedermann bei dem Prozesse betheiligt sey, und man sprach von nichts anderem mehr, als von den poudres siccosirs.

Der Generaleinnehmer der Geistlichkeit, Reich v. Penautier ward zur nemlichen Zeit angeklagt, seinen Vorgänger vergiftet zu haben, und seine Freisprechung, ob nun gerecht oder nicht, welche man aber Einflüssen jeder Art zuschrieb, hatte den Skandal nur noch vermehrt.

Endlich glaubte man auch noch (und die Gerüchte, welche bei Gelegenheit des Todes von Madame in Umlauf waren, und deren noch lebendiges Andenken trugen nicht wenig dazu bei), daß es in Paris Giftapotheken gäbe, welche den zu Grunde gerichteten Söhnen vornehmer Familien, den schlechten Ehen, den Ehrgeizigen und den Ungeduldigen zur Verfügung stünden. Selbst die Richter, welche die Marquise v. Brinvilliers verurtheilt hatten, theilten diese Befürchtungen und als der erste Präsident v. Lamoignon dem Priester, welcher sie zum Tode vorbereiten sollte, seine Verhaltungsbefehle gab, sagte er zu ihm: „Wir haben dem Publikum gegenüber ein Interesse daran, daß ihre Verbrechen mit ihr sterben, und daß sie somit auch durch eine Erklärung Alles dessen, was sie weiß, allen jenen Folgen vorbeuge, welche ihre Verbrechen mit sich führen könnten.“ Allein die Marquise v. Brinvilliers hatte sich einfach darauf beschränkt, ihre entsetzlichen Vergiftungen zu beichten, und durchaus keine jener Mittheilungen gemacht, welche das Gericht von ihr erwartete; damit ließ sie auch über Allen die Drohung einer Gefahr schweben, welche um so furchbarer war, da nach dem allgemeinen Glauben die neuen Gifte, das raffinirte Werk der Italiener, schon durch ihre einfachen Ausdünstungen ohne sichtbare Verletzung den Tod bewirkten. In diesem Falle war es

eben so unmöglich, dem Verbrechen zuvorzukommen, als dasselbe nachzuweisen.

Die Marquise v. Brinvilliers war am 16ten Juli 1676 hingerichtet worden. Ein Jahr später, am 21ten September 1677, rief ein in einem Beichtstuhl der Jesuitenkirche in der Straße St. Antoine gefundenes Billet ohne Unterschrift, aus welchem ersichtlich war, daß ein Plan bestehe, um den König und den Dauphin zu vergiften, die Beunruhigung des General-Polizeilieutenants im höchsten Grade hervor.

Nach einigen Monaten der Nachforschung faßte er endlich zwei Individuen, Louis Vannes und Robert de la Mirée (letzterer Grundherr zu Badimord im Artois), deren Aufführung mehr als verdächtig schien, ohne jedoch durch genauere Thatsachen eine auf ihnen ruhende Anklage zu rechtfertigen.

Der Erstere begnügte sich nicht mit Giftstudien im Großen, ondern fabricirte auch Liebestränkchen, welche er an Zwischenhändler, an Hebammen ꝛc. verkaufte; nebenbei war er verdächtig, einige Jahre vorher den Herzog von Savoyen vergiftet zu haben. Bachot, welcher ihn durch seine abgelegten Geständnisse sehr belastete, war einer seiner Agenten und lebte von dem nemlichen Handwerk.

Mittelst dieses leitenden Fadens gelangte La Reynie durch Schlußfolgerungen zu einer gewissen Anzahl mehr oder minder blosgestellter Personen, welche er ebenfalls verhaften ließ; darunter eine Frau La Vosse, Wittwe eines Kleiderhändlers, La Vigoureux, die Frau eines Frauenschneiders (unser Jahrhundert kann demnach die Ehre dieser Erfindung nicht für sich in Anspruch nehmen), einen gewissen Noil und eine Frau Lagrange. Sie wurden sämmtlich für schuldig erkannt, Gifte zubereitet zu haben, und mit Ausnahme der beiden Letzteren, deren Sache besonders abgeurtheilt werden sollte, durch Parlamentsurtheil zum Tode verurtheilt und am 6ten Februar 1679 hingerichtet.

Indessen hatte aber ein Beschluß des Raths vom 10ten Januar desselben Jahres La Reynie beauftragt, gegen die Frauen La Bosse, Vigoureux und deren Mitschuldige die Untersuchung einzuleiten. Am 12ten März fand beim Ausgang aus der Messe der Notre-Damekirche eine Verhaftung statt, nemlich jene der Catharina Deshayes, Frau des Bijoutiers Anton Monvoisin oder Voisin, welche einen bedeutenden Einfluß auf den Prozeß üben sollte.

Von diesem Tage nahmen die Giftangelegenheiten ganz unerwartete Verhältnisse an. Um dieselben der Oeffentlichkeit zu entziehen, errichtete die Regierung am 7ten April eine königliche Kammer, welche ihren Sitz im Arsenal haben sollte, und welcher das Volk den Namen des „Feuergerichts" oder „Giftkammer" beilegte. La Reynie und ein anderer Staatsrath Louis Bazin, Grundherr zu Bezons wurden zu Berichterstattern bei derselben ernannt. Alsbald und trotz der den Richtern anempfohlenen Verschwiegenheit, kam aber doch in ganz Paris das Gerücht in Umlauf, daß die hervorragendsten und dem Throne am nächsten stehenden Personen durch die Frau Voisin blosgestellt seyen. Endlich erfuhr man eines Tages, nämlich am 23sten Januar 1680, daß ein Prinz des Hauses Bourbon, der Graf v. Clermont, die Herzogin von Bouillon, die Prinzessin von Tingry, Palastdame der Königin, die Marquise d'Ackuye, die frühere Maitresse Fouquets, von welcher man so expansive Briefe besitzt, die Gräfin de Roure, Frau von Polignac, der Herzog von Luxemburg und noch viele Andere vom allerhöchsten Range vor die Kammer geladen, oder bereits in die Bastille gesetzt seyen.

Ferner erzählte man noch, daß eine Schwester der Herzogin v. Bouillon, die Gräfin v. Soissons, die stolze Nichte des Cardinals Mazarin, welche, nachdem sie eine der ersten Maitressen des jungen Königs gewesen, Oberintendantin des Hauses der Königin

geworden, Dank der Nachsicht Ludwigs XIV. Paris in aller Eile verlassen habe, um dem gleichen Loos zu entgehen.

Diese der öffentlichen Meinung von Ludwig XIV. gegebene Genugthuung muß ihm hoch angerechnet werden, und brachte ohne Zweifel im Publikum auch eine gute Wirkung hervor. Neben seinen despotischen Instinkten besaß dieser Fürst als Milderungsmittel derselben, in einem hohen Grade das Gefühl seiner Sendung; daher wollte er auch aufrichtig, daß die Gerechtigkeit, insofern es Verbrechen und Vergehen betraf, welche keinen politischen Charakter hatten, für alle seine Unterthanen gleich sey; überdies war ihm auch das ehrliche und gerade Gefühl der ersten Aufwallung eigen. Somit befahl er denn auch, daß diese ernste Angelegenheit mit der strengsten Unparteilichkeit geprüft, und die Schuldigen ohne alle Rücksicht auf Stand und Rang nach Verdienst bestraft werden sollen.

Man findet in La Reynie's Papieren und von seiner eigenen Hand geschrieben ein kostbares Zeugniß dieser großmüthigen Anordnungen.

Den 27. December 1679 hatte ihn Ludwig XIV. mit dem Kanzler Louis Boucherat, dem Generalprocurator der Feuerkammer Robert, und v. Bezons, zweitem Berichterstatter, nach St. Germain berufen. „Seine Majestät, sagte La Reynie, hat uns dort die Gerechtigkeit und unsere Pflicht in äußerst starken und festbestimmten Ausdrücken anempfohlen, uns gleichzeitig auch bedeutend, daß Allerhöchstsie zum öffentlichen Wohle von uns verlangen, daß wir, so weit nur immer möglich, in diesen unglücklichen Gifthandel eindringen, und denselben mit der Wurzel vertilgen sollten. Se. Majestät hat uns dies zu thun befohlen, mit Hintansetzung jeder Rücksichtsnahme auf Standes- und Geschlechtsunterschied, und zwar in so klaren und lebhaften Ausdrücken, und gleichzeitig mit so vieler Güte, daß es unmöglich ist, an den allerhöchsten Absichten in diesem Betreff zu zweifeln, und nicht zu begreifen, mit

welchem Geiste von Gerechtigkeit Allerhöchstdieselben wollen, daß diese Nachforschungen vorgenommen werden sollen."

Durch diese Worte ermuthigt, leitete La Reynie nun auch die Untersuchung dieser Angelegenheit ohne Rücksichten ein, und Ludwig XIV., über die täglich neuen Entdeckungen tief entrüstet, befahl nun die oben angeführten Verhaftungen; aber so groß auch bereits der Skandal war, über welchen man sich entschlossen hinweggesetzt hatte, so wurden dennoch gar bald die übertriebensten Voraussetzungen übertroffen, und hier eröffnen sich nun für die Geschichte neue, den Zeitgenossen völlig unbekannte Horizonte. Die Verhöre stellten nicht nur heraus, daß das Leben des Königs, jenes des Dauphins, Colberts, des Fräulein v. Lavallière, der Herzogin v. Fontanges der Reihe nach in Gefahr gewesen wäre, sondern die Herzogin v. Viorme und Frau von Montespan wurden selbst bei der Obrigkeit angeklagt, zu diesen Plänen die Hand geboten zu haben.

La Reynie, welcher Befehl hatte, den Hauptinhalt der Verhöre täglich an Colbert und Louvois zu schicken, erzählt, daß er sich am 6. Februar 1680, auf den Befehl des Letzteren, zu dem Lever des Königs begeben, welcher ihm mehrere folgenschwere Dinge sagte, und mit besonderem Nachdruck beifügte, daß man auch noch einem andern Verbrechen den Krieg erklären müsse, worüber aber Seine Majestät eine nähere Erklärung nicht gegeben hat."

Worin bestanden nun aber diese neuen Geheimnisse? La Reynie sagt es nicht, aber wir wissen dennoch aus seinen Papieren, daß die Verhöre nicht ohne Unterschied allen Richtern gezeigt werden sollten, um nicht Thatsachen zu verbreiten, deren Kenntnißnahme blos dem König, Louvois und Colbert vorbehalten war.

Ausnahmsweise auf fliegende Blätter geschrieben, konnten diese Verhöre ohne Schwierigkeit vernichtet werden; man stellte

also eine Commission in der Commission her. Nebenbei kam man auch überein, die Papiere des Prozeßverfahrens zu verbrennen.

Diese Papiere, deren Spur Ludwig XIV. so ausdrücklich vertilgt zu haben wünschte, sind aber noch heute entweder in den Originalen oder in Abschriften vorhanden, und erlauben somit, den berühmten Prozeß, von dessen hoher Wichtigkeit, namenlich in Bezug auf die Einzelheiten, man keine Ahnung hat, gewissermaßen wieder zusammenzusetzen. Es befinden sich unter den einzelnen Verbrechen solche, die Colbert so in Verlegenheit setzten, daß er sie blos im Allgemeinen mit den Worten zu bezeichnen wagt: „Heiligthumschänderisch, Entweihung, Schandthat,“ kurz als Dinge, „welche zu abscheulich seyen, um auf's Papier gebracht werden zu können.“

In der That gerieth man auch in die größte Verlegenheit, gewisse Ausübungen eines verderbten Aberglaubens nur zu nennen, daher man aus Furcht, sich daran zu beschmutzen, sie in den Aktenheften der Generalprocuratoren lassen muß, und für welche sogar noch heute die geschlossene Thüre höchst nothwendig ist.

Ueber die gemeinen Angeklagten werden wir schnell hinweggehen, um unmittelbar zu den historischen Persönlichkeiten zu gelangen. Indessen müssen wir hier aber doch bemerken, daß sich 240 Personen in die Anklage verwickelt sahen, daß unter dieser Anzahl 36 mit dem Tode bestraft wurden, nachdem sie die gewöhnliche und außerordentliche Frage (Folter) ausgestanden hatten, und daß unter Jenen, welche mit dem Leben davon kamen, die Einen zu lebenslänglichem Gefängniß, zu den Galeeren, zur Verbannung verurtheilt wurden, die Andern aber ungesetzlich bis zum Ende ihrer Tage gefänglich gehalten wurden; die Schuldigsten unter ihnen waren wegen Vergiftungsthatsachen, wegen Zauberei, Abhaltung gottloser Messen, wobei junge Kinder geopfert worden, verurtheilt. Die Fabel der Devineresses (Wahrsagerinnen) welche aus jener Zeit sich datirt, faßt in herrlichster Weise die Beweggründe aller dieser Verbrechen folgendermaßen zusammen:

Perdait-on un chiffon — avait on un amant,
Un mari vivant trop au gré de son épouse
Une mère facheuse, une femme jalouse
Chez la Devineresse on courait. *)

Wir wollen nun nach dem Dichter, dem hauptsächlichen Berichterstatter, dem wahren Leiter der Angelegenheiten, La Reynie, hören. Die Frau la Rose (eine der Angeklagten, welche lebendig verbrannt wurden) sagt, daß man nichts Besserers thun könne, als alle jene Arten von Leuten auszurotten, welche in die Hand schauen; die Wahrsagerin sey das Verderben aller Frauen von Stand wie der andern, und zwar deßhalb, weil man dabei alsbald deren schwache Seiten kennen lerne, und aus der Kenntniß ihrer Schwächen sodann ihre Fesseln schmiede.

Jene, welche dem Prozesse ihren Namen gab, nemlich die Frau Voisin oder Monvoisin, war alt und früher Geburtshelferin. Da sie dieses Handwerk aber nicht hinlänglich einträglich fand, so ließ sie es sich einfallen, auf die öffentliche Leichtgläubigkeit zu speculiren, indem sie aus den Karten wahrsagte, und das Horoscop stellte. Es war dies der erste Schritt zu einem noch weit einträglicheren, aber auch gefährlicheren Gewerbe, nemlich dem Verkauf von Liebestränkchen und Giften. Die Voisin leistete Vorzügliches in diesem Fach.

Ein Bericht hierüber, welchen wir in Peuchets Archiven finden, und welcher nach den vertraulichen Mittheilungen der Rose, Kammerjungfer der Frau Voisin verfaßt ist, gibt uns merkwürdige Mittheilungen und sonderbare Einzelheiten über die Art und

---

*) Hatte man ein Läppchen, einen Liebhaber verloren,
Eine Frau einen zu lang lebenden Mann erkoren,
War eine Mutter betrübt, eine Frau voll Eifersucht,
Zur Wahrsagerin nahm sie die Zuflucht.

Weise des Verfahrens dieser berühmten Schurkin, und über die Auftritte, deren gewöhnlicher Schauplatz ihr Haus war:

„Rose hat bei der Voisin die vornehmsten Personen des Hofes gesehen. Der Herr Herzog von Orleans hat sie zweimal unter Begleitung des Chevalier de Lorraine, des Marquis d'Effiat und des Grafen von Beuvron berathen. Das erste Mal verlangte er zu wissen, was aus einem Kinde männlichen Geschlechtes geworden sey, mit welchem seine erste Frau, Madame Henriette von England, im Jahre 1667 schwanger ging, und dessen Vater nicht zu seyn er fest behauptet. Wie er glaubt, sey seine Frau in England niedergekommen, wo ein Hebarzt dieses Landes sie von einem todten Kinde männlichen Geschlechts entbunden habe. Um dem Prinzen sachgemäß antworten zu können, sandte die Voisin ihren Vetter Beauvillard einzig dieser Sache wegen nach London, und derselbe bewies sich als einen so vortrefflichen Kundschafter, daß er die ganze Geschichte erfuhr. Das Kind war nicht todt, und der König von England, sein Onkel, besuchte es im Geheimen und erwies ihm tausend Freundlichkeiten. Die Voisin theilte dies Monsieur (dem Prinzen) mit, welcher wüthend hinwegging, und im Zorn sogar die Aeußerung fallen ließ, daß er den Vater des Kindes kenne; ja er wagte es, Ludwig XIV. geradezu als denjenigen zu nennen, worauf die Voisin auch nicht verneinend antwortete.

Am nemlichen Abend noch sandte Monsieur der Voisin fünfhundert halbe Louisd'or; diese aber, welche die doppelte Summe für die Reise nach England ausgegeben hatte, sagte zu den Dienern, welche mit der Ueberbringung dieser Summe beauftragt waren, daß sie ihnen dieselbe für ihre Mühe schenke. Weit entfernt, über eine solche Frechheit in Zorn zu gerathen, schickte ihr Monsieur augenblicklich 4000 Pistolen, einen großen Edelstein, welcher mindestens das Doppelte werth war, und zwei Reihen Perlen, welche sie für zwölftausend Livres tournois verkaufte.

Was die erste Sendung betreffe, ließ der Herzog ihr sagen, so sey diese für Beauvillard bestimmt.

Die zweite Zusammenkunft fand zu Meudon statt.

Monsieur ließ die Voisin dorthin kommen. Es plagte ihn die Neugierde den Teufel zu sehen, und von ihm den Ring Turpin's oder ein Zaubermittel zu verlangen, wodurch er in den Stand gesetzt würde, den König regieren zu können.*) Durch eines jener ihr eigenthümlichen Kunststückchen, ließ die Voisin in einem Spiegel ein Gesicht erscheinen, welches Monsieur für jenes des Teufels hielt; und um die Wirkung dieser Fantasmagorie noch vollständiger zu machen, ließ der Priester d'Avaux, welcher Bauchredner ist, eine furchtbare Stimme ertönen, welche ein ehrlicher Mann in einem Augenblick der Thorheit wohl für jene des Teufels halten konnte. Was die Behändigung eines Talismans betrifft, um den König regieren zu können, so gestand dieser nämliche Priester in seiner Teufelsrolle, daß der König selbst einen solchen besitze, der es jedem Menschen unmöglich mache, ihn zu beherrschen.

„Die Königin hat die Voisin einmal gesehen. Die Voisin legte ihr die Karten und bot der Königin einen Liebestrank an,

---

*) Ein magischer Ring ließ Charlemagne in solcher Weise in eine seiner Maitressen verliebt werden, daß er seine Leidenschaft noch an ihrem Leichnam befriedigte. Turpin, Erzbischof v. Rheims und Geschichtschreiber damaliger Zeit, eine Zauberei vermuthend, bemächtigte sich des am Finger oder unter der Zunge der Todten befindlichen Ringes. Augenblicklich war die Zärtlichkeit des Kaisers dem Besitzer des Talismans zugewendet. Aber Turpin, entweder zu fromm oder zu stolz, um die Freundschaft Charlemagne's nur diesem Preise zu verdanken, warf diesen Ring in einen See. Und augenblicklich an dem Ufer dieses Sees sich niederlassend, wollte der Kaiser auch von dort nicht mehr hinweg. Charlemagne ließ eine Stadt daselbst bauen, welche er Aix la Chapelle (Aachen) nannte, und wo er auch den Sitz seines Reiches aufschlug. In dieser Stadt befindet sich auch sein Grabmal.

welcher die Liebe des Königs ausschließlich nur an ihre Person fesseln sollte. Ihre Majestät erwiederte mit einer Großmuth, welche mehr Glück verdient hätte, daß sie es lieber vorziehe, über die Untreue ihres Gemahls zu weinen, als ihn ein Gebräu trinken zu lassen, welches ihm schädlich werden könnte.

„Frau v. Soisson ist mehr als dreißig Mal in die Wohnung der Voisin gekommen, welche ihrerseits vielleicht eben so oft bei dieser Dame gewesen ist.

„Die Gräfin v. Soisson verfolgte einen doppelten Zweck: Vorerst trachtete sie danach, die gesammte Verlassenschaft des Cardinals von Mazarin an sich zu ziehen, ohne sich um die anderen Verwandten zu bekümmern; dann aber suchte sie auch über den König jene Gewalt wiederzugewinnen, welche sie früher über ihn ausgeübt. Im Gegensatz zur Königin verlangte sie ein Gebräu oder eine Zusammensetzung, welche den König verliebt und unterwürfig zu ihr zurückführe.

„Um diesen Liebestrank zu erhalten, hatte sie sogar die Entheiligung nicht gescheut, den Betrügern, welche ihr denselben versprachen, Haare, Nägelabschnitzel, zwei Hemden, mehrere Strümpfe, eine Halskrause des Königs zu übergeben, um damit eine Liebespuppe herzustellen. Der gnädige Herr wissen jedenfalls, daß man mit diesen Puppen die schändlichsten Dinge treibt. Ich glaube sogar, daß sie in einem kleinen Crystallfläschchen Blut Sr. Majestät zur Vervollständigung des Zauberwerks ausgeliefert hat.

„Sr. Gnaden, der Abbé d'Auvergne, mit 27 Jahren bereits Cardinal und bald darauf Grand-Aumônier, war kaum mit dieser Würde bekleidet, als man ihn auch zur Voisin eilen sah. Er war als Savoyarde verkleidet, und es wurde der Hexe schwer, unter dieser Kleidung einen so vornehmen Herrn zu vermuthen.

„Er hatte es sich nämlich in den Kopf gesetzt, daß trotz

der edlen Uneigennützigkeit, von welcher Herr v. Türenne so viele Beweise gegeben, dieser Held dennoch große Geldsummen und eine Masse von Edelsteinen verborgen haben müsse, welche von seinen Feldzügen und den ihm unter der Hand gemachten Geschenken herrühren sollten.

„Dieser schöne, aber für seinen Onkel entehrende Gedanke schien ihm aber so natürlich, daß er sich dazu entschloß, nichts zu vernachlässigen, um den Schatz zu entdecken, was ihn dies immerhin auch kosten möge. Nach seiner eigenen Ansicht mußte dieser Schatz so gut verborgen seyn, daß keiner unter den Dienern oder Freunden des berühmten Verstorbenen das Vorhandenseyn desselben auch nur im Geringsten ahnen konnte. Er befestigte sich selbst in dieser Unterstellung besonders dadurch, daß er an den unvermutheten Tod des auf dem Schlachtfelde gefallenen Marschalls dachte, welcher natürlicherweise sein Geheimniß Niemandem hatte anvertrauen können.

„Derartigen Gedanken sich überlassend, sagte Emanuel Theodor de la Tour, Prinz von Bouillon, welcher, wenn es sich um Begierden handelte, nicht der Mann war, selbst vor Abgeschmacktheiten zurückzuweichen, zu sich selbst:

„Da es mein Onkel für gut gefunden hat, diese Welt zu verlassen, ohne mir anzuzeigen, wo sein Schatz sich befindet, und sich ohne Zweifel damit tröstet, daß gleich ihm auch sein theurer Schatz begraben sey, so will ich meinen Onkel, den großen Besieger des großen Condé, selbst fragen, wo seine Thaler rosten."

„Und um seinem Herzen in dieser Beziehung Luft zu machen, begab er sich zur Voisin.

„Man muß dieser Letzteren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie den gottesschänderischen Neffen und dessen Gesuch nicht anhören konnte, ohne ihn zu fragen, ob er verrückt sey.

„Worüber aber sogar eine Voisin erstaunte, schien dem

Groß=Aumonier von Frankreich, die einfachste Sache der Welt zu seyn. Er spöttelte über die Furcht der Voisin, belustigte sich über die Ohnmacht ihrer Kunst, und um sie endlich desto sicherer zu bestimmen, seinem Willen zu willfahren, versprach er ihr 50,000 Livres, wenn sie Herrn v. Türenne heraufbeschwöre, und 200,000, wenn das Phantom den Platz bezeichne, wo das Gold, das Silbergeschirr, der Schmuck und die Edelsteine des Marschalls lägen."

„Die Voisin war habgierig, und die 50,000 Franken besiegten ihre Zweifel und verscheuchten ihren Schrecken. Zwar kommt sie öfters auf ihren Schrecken zurück, läßt sich aber dennoch dazu bestimmen, trotz der Schwierigkeiten des Unternehmens, das Grab zu sprengen, und steht dafür ein, den großen Krieger nicht nur heraufzubeschwören, sondern ihn sogar reden zu machen.

„Ein Theil der versprochenen Summe wird ihr nun unverweilt übergeben, der Rest aber einer dritten Person, dem Abbé v. Choisy anvertraut, welcher ihn der Zauberin treulich einhändigen wird, wenn der Cardinal zufrieden ist. Es wird deutlich bestimmt, daß die fünfzigtausend Livres, wenn man des Marschalls auch nur in der geringsten Weise ansichtig werde, für den unwürdigen Neffen verloren seyn sollten.

„Die Voisin verlangt eine vierzehntägige Frist, sie bedarf deren, um die mächtige Beschwörung vorzubereiten, welche die Asche des Todten erwecken soll.

Die Voisin stellte zuerst die Forderung, daß die Cermonie in vollständigstem Geheimniß vor sich gehe. Sie wollte nur Lesage und den Cardinal zulassen. Dieser Letztere, ebenso feige als habgierig, wies aber diese Bedingung zurück und bestand darauf, zwei muthige Edelleute und ergebene Diener seines Hauses bei sich zu haben.

Der Eine war Hauptmann im Regiment Champagne und

Neffe des französischen Marschalls Gassion, der Andere, weit jünger und von seltener Schönheit, versah bei dem Cardinal drei verschiedene Aemter; er war nämlich zu gleicher Zeit Sekretär, Klopffechter und . . . . . des Grand Aumoniers.

— Die Polizeiregister enthalten hinlängliche Beweise der Ausschweifungen dieses Prälaten.

„Wenn die Voisin auch einwilligte, vor den gedachten beiden Personagen zu operiren, so gab es aber noch einen weitern Punkt, hinsichtlich dessen sie nicht nachgeben wollte. Sie verlangte nämlich und es wurde ihr auch zugestanden, daß die Heraufbeschwörung in der Abtei zu St. Denis und zwar unter den Wölbungen der Kirche vor sich gehen solle.

Der Ort schien sonderbar gewählt und die Schwierigkeit, sich denselben öffnen zu lassen, nicht minder groß. Aber die Lockspeise des Schatzes machte Se. Eminenz derart lüstern, und ein Cardinal, Groß-Almosenier und Neffe des Herrn v. Türenne, ist mächtig genug, den Sakristan der Abtei durch hundert Pistolen und die Zusicherung einer Stelle von 200 Livres Einkünften in der Groß-Aumonerie zu gewinnen, daß er es bereitwillig verspricht, den Herrn Cardinal und die Personen seines Gefolges, welche einem Gelübde gemäß einen Theil der Nacht im Gebete über dem Grabe des Herrn v. Türenne zubringen wollten, unter die Kirchthürme zu St. Denis einzuführen.

„Man hat nie erfahren können, aus welchem Grunde die Voisin dieses Lokal gewählt. Wahr ist allerdings, daß ihre Kammerjungfer Rosa sich erinnert, einige Tage vorher den Sakristan nächtlicher Weile zwei Mal bei der Wahrsagerin eintreten gesehen zu haben.

„Man hatte für diesen geheimnißvollen Feldzug einen Freitag und den 13. Tag des Monats gewählt, der Cardinal, seine bei-

den Freunde, die Voisin und die beiden Priester Lesage und d'Avaux, welche eine Messe rückwärts lesen sollten, machten sich auf den Weg.

Rosa, welche ihre Herrin nicht verließ, und ein Neger, welcher das magische Handwerkszeug trug, folgten dem Zuge. Man ging einer nach dem andern, damit man zu St. Denis die Neugierde nicht erwecke.

Der Sakristan war auf seinem Posten, und durch Gänge, welche von seiner Wohnung nach der Kirche ausmündeten, führte er die gottesschänderische Rotte nach der Treppe des Thurmes. Dort zündete man fünf schwarze Wachskerzen an, es wurde eine Art von Altar aufgerichtet, die heiligen Bücher wurden in der entgegengesetzten Ordnung, welche sie in dem erhabenen Opfer, welches man parodirte einnehmen, aufgelegt, selbst das Christusbild wurde umgedreht, und die beiden Priester begannen nunmehr eine fürchterliche Heiligthumsschändung. Ihre Meßgewänder zogen sie verkehrt an, so daß man nur das Futter derselben sah.

Es war eine stürmische Nacht; es blitzte und donnerte, und man hegte daher auch die Erwartung, daß das furchtbare Wetter dazu beitragen werde, die strafbare Handlung, welche man zu begehen im Begriffe stand, vollständig zu verschleiern. Die Voisin hatte den Cardinal zum Voraus benachrichtigt, daß im Augenblick, wo durch die Heftigkeit der Beschwörungen der Geist Türennes dem Sarge entrissen werde, der Körper des Marschalls sich gerade über ihnen zeigen, und aus der Mitte des Altars hervorkommen würde.

Ohne Aufhören fuhren die Blitze und Donner vom Himmel, und mehr als einmal riefen die Erscheinungen des Gewitters Schrecken und Entsetzen in der Seele des Cardinals und seiner beiden Freunde hervor. Der fatale Augenblick war endlich herbeigekommen; jener nämlich, wo die beiden erbärmlichen Priester die Heiligkeit des Priesterthums entweihten, indem sie die mächtigen Worte aussprachen, die ein Stück-

chen Brod in einen lebendigen Gott verwandeln. Hier, und durch eine gehässige Vervollständigung der Gottesschändung war es Satan, in dessen Namen das Geheimniß vollzogen wurde. Bereits hatte Lesage mit dumpfer und bebender Stimme zweimal gesagt: Der Todte kommt. Es war nun an seinem Gefährten d'Avaux die Reihe, diese Phrase zum Drittenmale zu wiederholen.... als plötzlich die Lüfte durch einen solchen Donnerschlag zerrissen wurden, daß die Kirche, das Kloster, die Stadt St. Denis, die umliegenden Ortschaften in ihren Grundfesten erzitterten; ein furchtbarer, gellender Schrei antwortete ihm als Echo, und statt aus der Mitte des Altars auf seinen Neffen zuzugehen, erscheint Türenne in seinem halbgeöffneten Grabe. Man hätte glauben sollen, daß sich die Wölbung der Kirche wie ein Schleier emporgehoben habe, man sieht weiter nichts mehr als einen Schlund, dessen Tiefen bis zu den Todtenkellern hinabreichen, wo der Marschall ruht. Dort erhebt er sich, schüttelt sein Todtentuch, steigt empor und durchschreitet den Raum bis zu dem Orte, wo Verbrecher auf ihn warten und zittern....

Näher gekommen, wirft das Phantom dem Cardinal einen Blick voll Zorn und Verachtung zu:

„— Elender! spricht es zu ihm, mein Haus, welches so viele Helden berühmt gemacht haben, wird fortan in Verfall gerathen und sich erniedrigen. Alle Jene, welche seinen Namen tragen, sind zum Voraus seines Ruhmes beraubt, und ehe ein Jahrhundert vergeht, wird es keinen Bouillon mehr geben. Der Schatz welchen ich zurückgelassen, besteht in meinem Ruhm und in meinen Siegen; was willst Du damit thun, Du, sowohl des einen wie der andern unwürdig?

Ein erneuter Donnerschlag erschüttert nun abermals das Gebäude, aber die Wölbung hat sich nunmehr wieder geschlossen, Türenne ist verschwunden.

Die beiden Priester, die Voisin, Rosa und alle Andern sind

mehr oder minder in sich versunken und sprachlos; der Sakristan, welcher Eile hat, diese Truppe endlich wieder zu verabschieden, erinnert daran, daß die Stunde des Weggehens gekommen sey. Alle steigen nun, ohne ein Wort zu sagen, den Thurm herab, setzen sich in den Wagen, und fahren nach Paris zurück. Dort angekommen trennen sie sich.

„Ich wiederhole es Ihnen, gnädigster Herr, sagt der Bericht welchem wir diese Darstellung entlehnen, daß Rosa diese Thatsachen bestätigt. Ich habe sie berichtet, ohne etwas hinzuzufügen oder zu streichen. Mögen Sie nun selbst urtheilen über das Entsetzliche, und die nachdrückliche Rede der Geistererscheinung; ich schreibe blos was mir gesagt worden ist.

Der Herr Marschall v. Luxemburg hat den Teufel sehen wollen; nun hat er ihn gesehen und Angst vor ihm gehabt. Es fehlte nicht viel, so hätte er die Voisin ihrer Plauderhaftigkeit wegen getödtet, und zwar deßhalb, weil sie ausgeplaudert hatte, daß sie dem Herzog in Folge dieses Auftritts eine andere Hose habe verschaffen müssen. Dieser hohe Herr hatte sich vom bösen Geist eine sonderbare Gunst erbeten. Er wollte nemlich, daß seine Ernennung zum Herzog von Piney bis zum Tage der Errichtung dieses Herzogthumes zur Pairie, also bis zum Jahr 1596 vorgerückt werde, um ihn dadurch an jenen Pairs zu rächen, welche ihn blos im Range der letzten Herstellung des Herzogthum vom Jahr 1661 anerkennen wollten. Und da Alle, welche unserm großen Monarchen nahe stehen, auch von dem nämlichen Hunde gebissen sind, so wünschte der Herr Herzog von Luxemburg noch überdies, die bevorzugteste Gunst seines Herrn zu genießen.

„Herr v. Lauzun fand sich ebenfalls ein und äußerte: „Ich möchte stets von jener Frau geliebt seyn, in welche der König verliebt seyn wird.“

„Außerdem verlangte er auch noch die Anerkennung seiner Heirath mit Mademoiselle durch Se. Majestät, und seine

Ernennung im Range der Ordensritter. Die Voisin hatte ihm versprochen, er werde das blaue Band tragen.*)

Herr Fouquet gab der Voisin bis zu seiner Ungnade eine starke Pension und Rosa weiß aus sicherer Quelle, daß, seitdem er zu Pignerol ist, seiner Familie die Sorge obliegt, diese Pension fort zu entrichten. Die Voisin erhält jedes Jahr 1000 Pistolen von dieser Seite.**)

Dies sind aber immerhin nur Bagatellsachen und aus dem gegen die Voisin und ihre Mitschuldigen eingeleiteten Criminalprozesse gehen noch weit furchtbarere Entdeckungen hervor, wodurch das Geheimniß, mit welchem die Regierung damals diese Angelegenheit zu umgeben suchte, sich rechtfertigen läßt.

Durch einen der Angeklagten, deren sich La Reynie nach der Entdeckung jenes aufklärenden in der Jesuitenkirche gefundenen Briefchens bemächtigt hatte, signalisirt, wurde sie an dem Vorabend eines Tages verhaftet, an welchem sie dem König eine Bittschrift zu Gunsten eines Militärs, Namens Blessio, ihres Geliebten, überreichen wollte, und nur hauptsächlich in Folge ihrer Geständnisse geschahen diese Verhaftungen, welche die Pariser Gesellschaft in so große Aufregung versetzten.

Ihren Geständnissen zufolge, hatten sich zwei Hofdamen, die Gräfin du Roure und Frau von Polignac, schon vor mehreren Jahren Rathes bei ihr erholt, um die Liebe des Königs zu erlangen und sich der Frau La Vallière zu entledigen. Die Voisin

---

*) Er hat es nie erhalten. Der König Jakob II., welchem er geholfen, sich mit seiner Familie aus England zu flüchten, gab ihm den Hosenband-Orden. Er wurde in der Notredame-Kirche als Ritter dieses Ordens aufgenommen. Der Hosenband-Orden bildete zu jener Zeit einen der vier ersten Ritterorden in Europa. Die drei andern waren jene des goldenen Vließes, des heil. Geistes und der Maria-Verkündigungs-Orden von Savoyen.

**) Polizei-Archive von Peuchet.

ging noch weiter, sie behauptete nämlich, daß die Gräfin von Soisson darüber in Verzweiflung, daß Ludwig XIV. trotz aller angewandten Hexereien und Zaubereien, ihn von seiner Maitresse zu trennen, dennoch derselben treu blieb, gesagt habe: Wenn er nicht zu mir zurückkommt, und ich mich dieser Frau nicht entledigen kann, dann werde ich meine Rache bis auf's Aeußerste treiben, und mich Aller Beiden entledigen."

„Frau von Sevigné, welche so gut von allen Hofgerüchten unterrichtet war, hatte ohne Zweifel diesen Umstand berühren hören, denn nachdem sie ihrer Tochter (am 31. Januar 1660) von einem Besuch mehrerer hohen Damen bei der Voisin erzählt hatte, fügte sie bei: Frau v. Soisson fragte, ob sie nicht einen Geliebten wieder erlangen könne, welcher sie verlassen habe.

Dieser Geliebte war ein großer Fürst, und sie soll in Bezug auf ihn als sicher geäußert haben: daß er, im Fall er nicht zu ihr zurückkehre, dies bereuen werde. Es handelt sich um den König, und hinsichtlich eines solchen Gegenstandes ist Alles von Bedeutung."

Im Uebrigen machte sich die Voisin fast ein Vergnügen daraus, die höchsten Persönlichkeiten aller Kreise mit sich in's Verderben zu ziehen.

In einem Verhör vom 17. Februar erklärte sie auf ihrer Armensünderbank:

„Sie habe die Schauspielerin Fräulein du Parc seit 14 Jahren gekannt und Umgang mit ihr gehabt, und deren Schwiegermutter, die Marquise v. Gordo, habe ihr gesagt, daß Racine sie vergiftet habe."

Man ist geneigt anzunehmen, daß diese Denunciation nicht beachtet wurde, und daß Racine auch nie Kenntniß davon erhielt.

Nach jeder Richtung hin auf das handgreiflichste der Vergiftung überführt, wurde die Voisin zum Tode verurtheilt, nach-

dem sie die ordentliche und außerordentliche Frage (Tortur) erlitten hatte.

Man kann es sich heute nicht leicht erklären, weßhalb sich das Gericht in einer so verwickelten Angelegenheit des Hauptangeklagten entledigte, während dessen Mitschuldige noch ihr Urtheil erwarteten. Es war dies, man kann es nicht in Abrede stellen, eine sonderbare Art, die Procedur zu vereinfachen.

Dessenungeachtet wurde die Voisin am 22. Februar lebendig verbrannt. „Man spricht noch nicht davon, was sie gesagt hat, schrieb Frau v. Sevigné des darauffolgenden Tages, welche vom Hôtel de Sully aus die Verurtheilte hatte vorüberziehen gesehen; aber die Erwartung ist allgemein, man werde noch sonderbare Dinge erfahren. Die Voisin hatte aber nichts bestimmt nachgewiesen, sie hatte sich auf allgemeine und vage Anklagen beschränkt, welche in directer Weise Niemand blosstellten.

„La Reynie berichtet, daß die Voisin im Beisein ihres Beichtvaters gesagt habe, daß sie sich für verpflichtet halte, zur Entlastung ihres Gewissens uns zu erklären, daß eine große Anzahl von Personen aller Stände und Würden, sich an sie gewendet hätte, um von ihr tödtliche Mittel zu erhalten zur Beseitigung gewisser Personen, und der Hauptgrund all dieser Verbrechen sei immer die Ausschweifung gewesen.

Der Tod hat dieser modernen Locuste gegenüber Gerechtigtigkeit geübt, ohne daß die außerordentliche Torturanwendung unerwartete Enthüllungen zur Folge gehabt hätte. Es lag deswegen auch die Vermuthung nahe, die Angelegenheit würde nun fortan einer raschen Entledigung entgegengehen und nicht noch neuer Scandal dem bereits vorhandenen beigefügt werden. Es kam aber ganz anders. Es geschah dies in der That dadurch, daß die Tochter der Voisin und drei andere Mitangeklagte, nämlich eine Frau Filastre und zwei Priester, Namens Lesage und Guibourg Thatsachen eingestanden, welche unmittelbar darauf

durch Colbert und Louvois dem Könige hinterbracht, eine ganz sonderbare Wirkung auf Ludwig XIV. hervorbringen mußten.

Hier treten wir nun in das Herz des Prozesses ein und man wird sehen, ob die Dunkelheit, in welche die Regierung denselben einzuhüllen die Vorsicht hatte, nicht gerechtfertigt war.

Ein Brief von Louvois an la Reynie vom 18. Oktober 1678 besagt, daß er am vorhergehenden Tage nach Vincennes gegangen sei und Lesage das Leben versprochen habe, sofern er unumwundene Geständnisse ablege. Dieser Lesage, welcher Aumonier des Hauses von Montmorency war, hatte zwar die Verbindlichkeit eingegangen, Alles zu sagen, aber er hatte sich seitdem dennoch sehr rückhaltend gezeigt.

Die Enthüllungen der Tochter Voisin nach dem Tode ihrer Mutter bestimmten aber nun auch ihn zum Reden. Der Aussage der Tochter Voisin zufolge, bestand der Zweck ihrer Mutter darin, dem König eine Bittschrift zu überreichen und ihn mittelst eines Pülverchens, das sie bei dieser Gelegenheit in seine Tasche und auf sein Taschentuch streuen wollte, zu vergiften.

Sie fügte ferner noch bei, daß ihre Mutter während langer Jahre mit Frau von Montespan in Verkehr gewesen, und eine von deren Frauen, das Fräulein Desoeillets welches sie, trotz seines falschen Namens, ganz genau kenne, sehr oft zu ihrer Mutter gekommen sey, von der sie Nelken (des ocillets) empfangen habe. Frau von Montespan habe jedesmal, „so oft sie eine Abnahme der Gewogenheit befürchtete,“ die Voisin davon in Kenntniß gesetzt, die dann Messen lesen ließ, und ihr ein Liebespulver gab, welches sie den König sollte einnehmen lassen. Endlich aber von dem Mißlingen aller dieser Versuche ermüdet, habe Frau von Montespan beschlossen, die Dinge auf das Aeußerste zu treiben, so daß Vertraute ihrer Mutter Bernani und Bertrand (jetzt beide verhaftet) es unter-

nommen hätten, sich bei Frau von Fontanges einzuführen, um derselben vergiftete Stoffe und Handschuhe zu verkaufen.

Die Tochter Voisin erwähnte auch noch einer Messe, welche der Abbé Guibourg in Anwesenheit eines hohen Herrn aus England las, der 100,000 Franken versprach, wenn es gelänge den König zu vergiften.

Allerdings fand sich in diesen Aussagen viel Unzusammenhängendes, aber die gleichlautenden Enthüllungen, Aufdeckungen des Guibourg, des Lesage und der Frau Filastre, erregten dennoch die Aufmerksamkeit de la Reynie's, welcher die Anempfehlung des Königs wörtlich nehmend, nur eine Sache, nämlich die Wahrheit suchte. So erklärte der Abbé Guibourg, daß er im Sinne der Frau von Montespan auf dem Körper einer nackten Frau die Messe gelesen (und dieser abscheuliche Umstand war noch lange nicht der ärgste unter den unzähligen andern die er eingestand); daß er, nach Abschlachtung eines jungen Kindes, dessen Blut man sorgsam aufgefangen hatte, nachfolgendes Schriftstück unter den Kelch gelegt: „Ich begehre die Freundschaft des Königs und jene des gnädigsten Herrn Dauphins, möge mir die Unfruchtbarkeit der Königin fortdauernd gewährt seyn. Ich verlange ferner, daß der König meinetwegen sein Bett und seinen Tisch verlasse, und daß mir Alles von ihm willfahrt werde, was ich für mich selbst und meine Verwandten erbitte. Ich verlange weiter, daß auch meine Diener und Dienstleute ihm angenehm seien; daß ich von den hohen Herrn geliebt und geachtet in des Königs Rath berufen werde, und erfahren könne, was dort vorgeht. Endlich verlange ich, daß seine frühere Neigung für mich um das doppelte wachse; daß der König die La Vallière verlasse und nicht mehr ansehe, und die Königin verstossen werde, damit der König mich heirathen kann.

Der Abbé Lesage erkärte in einem Verhör vom 16ten

November 1680 daß er das Fräulein Desoeillets mit einem Fremden bei der Voisin gesehen habe.

Ihr Vorhaben sei gewesen, den König zu vergiften, um eine große Summe, die der Fremde ihnen versprochen mit einander zu theilen und dann Frankreich zu verlassen. Lesage fügte bei: „daß er auch in den letzten Todesqualen nichts weiteres auszusagen im Stande sei, als daß die Voisin und Desoeillets im Jahre 1675 zu Sommeranfang im Interesse der Frau von Montespan gearbeitet oder zu arbeiten geschienen haben; daß sie aber, in Wirklichkeit unvermögend, ihr die Liebe des Königs durch eitle Zauberkünste zu erhalten, die Montespan blos ausgebeutet haben, indem sie ihr einfach stark aufreizende Pulver gaben, welche in gewissen Dosen genommen allerdings die Wirkung eines wahren Giftes hervorbringen konnten.

Zu diesem Behufe habe man der Desoeillets eine Mischung von Arsenik und Sublimat übergeben, und ein gewisser Giftkünstler Namens Vautièr habe noch andere Mischungen mit Tabak fabrizirt.

Die durch den Abbé Guibourg angezeigten Thatsachen bestätigten die vorhergegangenen Aussagen, die ein um so größeres Gewicht hatten, weil sie in einem Hauptpunkte übereinstimmten, nämlich den Verkehr betreffend zwischen der Desoeillets und der Voisin, den die Letztere nicht nur formell geleugnet, sondern sogar behauptet hatte, sie seyen einander völlig fremd gewesen. Es war damit erwiesen, daß die Voisin in diesem Betreff gelogen hatte.

Die Geständnisse der Frau Filastre während der Tortur waren noch weit bloßstellender. Diese Frau, eine würdige Nachahmerin und Nebenbuhlerin der Voisin, trieb einen förmlichen Gifthandel und war zudem überführt, daß sie außer der Zauberei und anderen abscheulichen Schandthaten auch noch eines ihrer Kinder hingeschlachtet habe, um dessen Blut zu benützen. Ein

Zeuge behauptete ein Schreiben gesehen zu haben, durch welches sie einen Pakt mit dem Teufel gemacht, um für die Leute von Stand Alles erlangen zu können, was diese wünschten. Auch die Herzogin v. Viormes, welche darauf abzielte, die Frau v. Montespan, ihre Schwägerin, in der Gunst des Königs zu ersetzen, sey in diesem Schreiben genannt gewesen; ebenso habe es sich darin um Bouquet gehandelt, den man an die Stelle Colberts, der getödtet werden sollte, zu setzen die Absicht hatte. Dem Abbé Lesage zufolge hatte Frau v. Viormes außerdem noch mit der Herzogin von Angouleme und der Frau v. Vitzy eine Schrift unterzeichnet, worin alle drei einen Vertrag eingingen, die Frau v. Montespan gewaltsam aus dem Wege zu räumen.

Auf der Folter am 30. Sept. 1680 erklärte die Filastre außer andern Thatsachen, daß der Abbé Guibourg hinsichtlich des Mordvertrags der Frau v. Montespan und eines Mannes vom Stande, welcher den Tod Colbert's wünschte, die Messe in einem Keller gelesen habe. „Beim dritten Keil der Außerordentlichen (wir citiren das Tortur-Protokoll) legte sie das Geständniß ab, daß es Frau v. Montespan gewesen sey, die dem Fräulein von Fontanges Gift und sich selbst Liebespulver geben ließ, um des Königs Zuneigung wieder zu erlangen . . . ., daß sie wegen Frau v. Vivonne einen Pakt mit dem Teufel habe schließen wollen . . . . Bei dem vierten Keil der Außerordentlichen bekannte sie, daß Guibourg für den Pakt der Frau v. Montespan gearbeitet habe, und der Todfeind des Herrn Colbert ein Wittwer mit zwei Kindern gewesen sey.“ Immerhin muß hier bemerkt werden, daß die Filastre vor ihrem Tode dem Beichtvater erklärte: Daß dasjenige, was sie bezüglich der Frau v. Montespan gesagt, nicht wahrheitsgemäß, sondern bloß geschehen sey, um sich von Schmerzen zu befreien und aus Furcht, man könne sie abermals auf die Folter spannen. Nur Furcht und Respekt vor den Commissarien sei der Grund gewesen, daß sie seither beharrlich darauf

bestanden und mit Fräulein v. Fontanges habe sie sich blos deßwegen in Verbindung setzen wollen, um ihre Familie voran zu bringen. Aber war dieser Widerruf, welcher, abgesehen von allem Andern, die auf Frau v. Vivonne bezüglichen Thatsachen und die Pläne gegen Colbert vollständig bestehen ließ, war dieser Widerruf, fragen wir auch wirklich ganz aufrichtig, und nicht vielleicht durch Gründe hervorgerufen, die uns unbekannt sind?

So lauten die Anklagen der Mitschuldigen gegen die Voisin die wenigstens ihrer Sonderbarkeit wegen bemerkenswerth sind.

Trotz der handgreiflichen Uebertreibungen läßt sich doch denken, welche Wirkung dieselben auf den Geist des Königs hervorbringen mußten. Die Beweise dafür, welche Bedenken sie in ihm erregten, obgleich bis heute nur wenig bekannt, sind nichtsdestoweniger zahlreich und authentisch. Herr Pierre Clement, der eine äußerst merkwürdige Arbeit über die Kammer des Arsenals geliefert hat, welcher wir Schritt für Schritt in dieser Darstellung folgen, hat einen voluminösen Fascikel unter den Händen gehabt, aus Auszügen bestehend, welche Colbert eigenhändig aus den Verhören der Angeklagten und den Bemerkungen eines berühmten Advokaten damaliger Zeit zusammenstellte. Dieser Advokat war Claude Duplessis, dem er die Verhöre mittheilte, um sich durch seine Ansicht aufzuklären und in diesem Irrgarten zurechtzufinden.

Louvois schrieb seinerseits Briefe an Ludwig XIV. und an La Reynie, welche für uns Lichtstrahlen sind.

Am 21. Juli 1680 benachrichtigte Louvois Herrn La Reynie, daß er dem König die für Frau v. Montespan so fürchterliche Erklärung der Voisin vorgelesen habe, „und daß der König hoffe, endlich die Wahrheit zu entdecken.“ Einige Tage darauf befahl er ihm, die Gefangenen von Vincennes während der Abwesenheit des Königs nicht aburtheilen zu lassen; zwei Monate später, den

20. September, schrieb er an Herrn Robert, General-Prokurator bei der Arsenalkammer:

„Ich habe dem König die Briefe vorgelesen, welche Sie mir heute und gestern geschrieben, nebst den Denkschriften, welche dieselben begleiteten. Seine Majestät haben dieselben mit Mißvergnügen bemerkt, und zwar deßhalb, weil sie den Anschein haben, als ob Frau v. Vivonne mit der Filastre und andern Gefangenen zu Vincennes einen strafbaren Verkehr unterhalten hätte; da aber der Beweis hierüber noch nicht vollständig ist, so hält Seine Majestät es für besser, den sichersten Weg zu gehen und nicht eine öffentliche Kundgebung zu veranlassen, wie dieß bei einer Vorladung einer Frau von dem Stande der Frau v. Vivonne der Fall seyn würde. Man soll sich zuvor nach allen Seiten hin eine völlige Aufklärung verschaffen, was nach der Ansicht Seiner Majestät nicht schwer fallen kann, wenn man das Torturprotokoll der Filastre zur Unterlage nimmt.“

Demnach hatten also sogar die am allerhöchsten stehenden Personen am Hofe, der König, die Königin, der Dauphin, Colbert, die Herzogin v. La Vallière, die Herzogin v. Fontanges, Gegenstand verbrecherischer Versuche seyn können, deren vermuthliche Urheber keine geringeren waren, als die Gräfin v. Soissons, die Marquise v. Montespan, die Herzogin v. Vivonne, Fouquet oder dessen Agenten. Frau v. Montespan soll inzwischen von ungeduldigen Nebenbuhlerinnen selbst bedroht gewesen seyn. Colbert befand sich ganz insbesondere in einer eigenthümlichen Lage. Die zahlreichen und völlig übereinstimmenden Zeugen weisen unbestreitbar nach, daß man ihm an das Leben wollte. Ein Brief von ihm an einen seiner Brüder scheint diese Angaben zu bestätigen. „Da ich einen schlechten Magen habe, schrieb er am 19. November 1672, so habe ich seit einiger Zeit eine sehr regelmäßige Lebensweise begonnen. Ich esse besonders und verzehre bei Tische blos ein Huhn nebst etwas Suppe. Abends begnüge

ich mich mit einem Stück Brod und einer Fleischbrühe oder dergleichen, und Morgens ebenfalls mit einem Stück Brod nebst Fleischbrühe.

Diese Unordnung, diese wirkliche Störung in den Verrichtungen des Magens hatten das Nachdenken La Reynie's erregt, welcher in einer seiner Denkschriften anbefiehlt, die Aufmerksamkeit auf „jene Zeit zu richten, wo Herr Colbert erkrankte, und einen Diener wieder herbeizuschaffen, der verdächtig und verderbt war."

Andererseits hatte eine der Töchter Colberts am 14. Februar 1679 den Herzog v. Mortemart,*) den Sohn der Herzogin von Vivonne geheirathet, und die Marquise von Montespan, deren Schwägerin, hatte diese Heirath zu Stande gebracht. Der Herzog von St. Simon hat von der Frau v. Vivonne das nachstehende hübsche Bild entworfen: „Sie gehörte bei all den häufigen Wechsellaunen des Königs zu jenen Begünstigten, deren er sich nicht enthalten konnte, und die ihm dennoch nicht immer zu Diensten stand. Sie war hochmüthig, frei, launisch, kümmerte sich weder um Gunst noch um Zuvorkommenheiten, und wollte weiter nichts als ihre Lüste befriedigen. Frau v. Montespan und Frau v. Thianges schonten sie, sie aber schonte dieselben sehr wenig. Sehr oft fanden Streitigkeiten und herrschsüchtige Auftritte zwischen ihnen statt.

Es läßt sich nun wohl begreifen, daß Ludwig XIV. zögerte, Frau v. Vivonne verhaften zu lassen, und daß Colbert das Un-

---

*) Der Herzog von Mortemart, welcher jung starb, war mit seinem Vater entzweit; welchen man indessen doch an sein Todtenbett führte. Die ganze Familie, sagt St. Simon, war da und untröstlich; nach langem Schweigen begann plötzlich Frau v. Vivonne in folgende Worte auszubrechen: „Dieser arme Mensch da wird nicht davonkommen; ich war in Gefahr, ganz auf dieselbe Art zu sterben, worüber sein armer Vater Aufschluß geben kann." Man kann sich den Skandal vorstellen, welchen diese Aeußerung hervorrief. Dieser angebliche Vater war ein Stallmeister des Herrn v. Vivonne. Er kam aber dadurch nicht in die geringste Verlegenheit, und nach einigen Augenblicken des Schweigens ging er hinweg.

mögliche versucht habe, um der Mutter und Tante des Herzogs von Mortemart diese grausame Demüthigung zu ersparen.

Wenn aber auch einige der Angeklagten hochstehende Persönlichkeiten bloß deßhalb zu compromittiren suchten, um sich dann hinter diesen verschanzen zu können, so ist doch unzweifelhaft, daß die Kammerfrau der Frau v. Montespan, von welcher wir gesprochen haben, und das Fräulein Desoeillets mit der Voisin in Verkehr gestanden, obgleich Letztere gestorben ist, ohne ein hierauf bezügliches Geständniß abgelegt zu haben. Ferner ist durch die Procedur bekannt, daß das Fräulein Desoeillets der Tochter Voisin gegenüber gestellt wurde.

Die zahlreichen über diese Angelegenheit noch vorhandenen Papiere thun indessen nirgends von deren Verhör Erwähnung, und während die Aufzeichnungen La Reynies nachweisen, was mit sämmtlichen Angeklagten geschehen, und zu welchen Strafen sie verurtheilt wurden, so findet sich aber nirgends eine Spur bezüglich dessen, was gegen die Desoeillets beschlossen wurde, und eben so wenig, was sonst aus ihr geworden ist.

Das Läugnen, bei welchem die Voisin bis zu ihrem Tode über ihre Bekanntschaft mit dem Fräulein Desoeillets beharrte, sagt La Reynie in einer Denkschrift an den König, muß um so verdächtiger erscheinen, da es heute bewiesen ist, daß beide im Verkehr miteinander gestanden haben. Wenn Fräulein Desoeillets diesen Verkehr selbst läugnet, so scheint dieses den Verdacht noch zu vermehren.

Es geht aus dieser Denkschrift ferner noch hervor, daß La Reynie, trotz seiner Bedenken hinsichtlich der Wahrheitsliebe der Angeklagten, dennoch sich sichtlich zu dem Glauben hinneigte, daß Frau v. Montespan von der Voisin und der Filastre Pülverchen verlangt hatte, welche das Leben des Königs in Gefahr bringen konnten, und daß Frau v. Vivonne vor der Anwendung des Giftes nicht zurückgebebt hätte, um eine Nebenbuhlerin

los zu werden; endlich schien er auch noch anzunehmen, daß die Herzogin v. Fontanges, welche damals an einer Krankheit gelitten hat, die jeder Wissenschaft trotzte, vergiftet worden sey.

Diese Letztere, von welcher die Prinzessin Palatine, deren Ehrendame sie war, gesagt hat, „daß sie zwar entschieden roth, hingegen aber vom Kopf bis zu den Füßen ein Engel sey,“ war erst 19 Jahre alt, als sie im Monat Juli 1680 von einem unheilbaren Uebel befallen, den Hof verließ, um sich vorerst in die Abtei zu Miettes und später in jene von Port Royal zu begeben, wo sie während eines Jahres dahin schmachtete. Die mehrmals erwähnte Denkschrift La Reynie's wurde erst einige Monate nach diesem Abgang der Herzogin vom Hofe verfaßt.

Frau v. Sevigné, welche sehr oft von den achtspännigen Equipagen der blendend schönen Herzogin, von ihrem Luxus, von ihrem Bedauern das Leben verlassen zu müssen, spricht, schreibt diese Krankheit einer unglücklichen Niederkunft zu, aber es liefen Gerüchte von Vergiftung um, und die Prinzessin Palatine, welche in Wahrheit weder etwas tiefer ergründet, noch irgend etwas schont, fügt mit ihrer gewöhnlichen Offenheit hinzu:

„Die Montespan war ein eingefleischter Teufel, aber die Fontanges war gutmüthig und einfach, beide waren ausgezeichnet schön, die Letztere ist gestorben, wie man sagt, weil sie die Erstere in der Milch vergiftet hat; ich weiß zwar nicht, ob dieß wahr ist, aber so viel weiß ich, daß zwei von den Leuten der Fontanges an Gift gestorben sind, man sagte dieß ganz öffentlich.“

Die junge Herzogin war am 26. Juni 1681 gestorben. Der Herzog v. Noailles, welcher auf Befehl des Königs bei ihr war, hatte ihn davon benachrichtigt. Ludwig XIV. schrieb ihm hierauf folgenden Brief, in welchem man vergeblich den Zug irgend eines Mitgefühls sucht.

Die Worte, welche wir unterstreichen, ermächtigen uns, an den Verdacht der Vergiftung zu glauben, zu dessen Echo sich die Prinzessin Palatine macht. Der Leser möge selbst urtheilen:

Samstag, 10 Uhr.

„Obgleich ich die Nachricht, welche Sie mir gemeldet haben, schon längst erwartete, so hat mich dieselbe dennoch betrübend überrascht. Ich ersehe aus Ihrem Briefe, daß Sie alle nöthigen Befehle zum Vollzug dessen gegeben haben, was ich Ihnen aufgetragen habe. Sie haben somit bloß das Begonnen fortzusetzen. Bleiben Sie, so lange ihre Gegenwart nöthig ist, und kommen Sie alsdann zurück, um mir von Allem Rechenschaft abzulegen. Sie sagen mir nichts von dem Vater Bourdalone. Was den Wunsch betrifft, die Leiche öffnen zu lassen, so glaube ich, daß es das Beste seyn wird, wenn man es vermeiden kann. Vermelden Sie den Klosterbrüdern und Schwestern meinen Gruß, und versichern Sie dieselben, daß sie bei vorkommender Veranlassung mich stets bereit finden werden, ihnen Beweise meines Schutzes zu geben.

Louis.“

Der von Ludwig XIV. ausgedrückte Wunsch, erklärt sich natürlich durch die Furcht, dem Prozesse eine neue Nahrung zu bieten.

Jedenfalls aber war dieser Wunsch ein Befehl, somit darf man auch versichert seyn, daß die Oeffnung der Leiche unterblieben ist. Eine spätere Denkschrift La Reynies trägt folgende bedeutungsvolle Randbemerkung: Besondere Thatsachen, welche mühsam anzuhören waren, an die man sich nur ungern erinnert, und welche noch weit schwieriger zu berichten sind.

In dieser Denkschrift, welche um jene Zeit verfaßt worden zu seyn scheint, wo die Herzogin v. Fontanges den Hof verlassen mußte, nimmt La Reynie alle die Frau v. Montespan belastenden Aussagen wieder auf, besonders aber besteht er auf dem Versuche, welchen zwei als Hausirer verkleidete Angeklagte gegen das Leben der jungen Herzogin vermittelst Lyoner Stoffe und Grenobler Handschuhe unternehmen sollten, „welcher Versuch deßhalb fast unfehlbar war, sagte die Denkschrift, weil sie doch wenigstens Handschuhe nehmen mußte, da die Damen dieß nie versäumen, wenn sie welche finden können, die gut gemacht sind!"

La Reynie zählt ferner alle jene schändlichen Messen auf, welche zu verschiedenenmalen in alten baufälligen Häusern, bald zu Monthléry, bald zu St. Denis im Sinne und oft in Gegenwart der Frau v. Montespan gelesen wurden. Endlich erinnert er zur Bekräftigung der neueren Thatsachen noch daran, daß im Anfang des Jahres 1668 zwei Priester, Mariette und Lesage, in das Appartement der Frau v. Thianges im Schlosse St. Germain eingeführt wurden, daß Mariette, mit Chorhemd und Stola versehen, dort Besprengungen mit Weihwasser vorgenommen, und das Evangelium der „Könige" auf dem Haupte der Frau v. Montespan aufgeschlagen habe, während sie eine Beschwörungsformel recitirte und Lesage Weihrauch brannte, und daß der Name des Königs, sowie jener der Frau v. La Vallière dabei ausgesprochen wurde, deren Tod Frau v. Montespan damals wünschte, daß endlich mehrere andere Messen unter ähnlichen Umständen und zum nämlichen Zwecke gelesen wurden.

Ein Umstand, welcher La Reynie und Ludwig XIV. beschäftigte, hatte sich in den ersten Monaten des Jahres 1680 zugetragen. Der Abbé Lesages hatte nämlich unter andern Vermuthungen erklärt, er glaube, daß Herr v. Lamoignon,

welcher den Prozeß der Marquise v. Brinvilliers geleitet habe, an Gift gestorben sey.

Der Sohn des ersten Präsidenten, welchem La Reynie hierauf bezügliche Eröffnungen machte, erwiederte, daß sein Vater in der That während des Prozesses der Frau v. Brinvillieres sich unbehaglich gefühlt, daß er sich viel mit dieser Angelegenheit beschäftigt habe, und da er damals auch etwas von der Gräfin von Soissons gefunden habe, so hätte ihm diese deßwegen einen tiefen Groll bewahrt, aber dieser Zwischenfall hatte keine Folgen und die Gräfin v. Soissons verließ Frankreich erst später.

Darüber verfloßen Monate, und was Frau v. Montespan betraf, hatte bisher kein direkter Beweis von Mitschuld den ersten Verdacht gerechtfertigt, daher befand sich La Reynie auch in ganz außerordentlicher Verlegenheit. Zögernd, befürchtend einen falschen Weg eingeschlagen zu haben, rieth er daher dem Louvois am 6. Oktober 1680 es zu vermeiden sie zu nennen, stets in Erwartung weiterer Aufklärungen.

Fünf Tage später, schrieb er ihm aufs Neue, daß, trotz aller seiner Anstrengung sich nur von seiner Pflicht allein leiten zu lassen, er doch nicht wisse, woran er festhalten soll. „Auf der einen Seite sagte er, hat man ein außerordentliches Aufsehen zu befürchten, dessen Folgen sich nicht vorhersehen lassen; anderseits aber, scheine es daß wenn schon so viele Verbrechen unter der Regierung des großen Königs entdeckt wurden, in dessen Hand Gott eine große Macht und absolute Gewalt gelegt hat, daß dann auch diese nicht verborgen bleiben sollten . . .

„Aber gleich darauf befürchtend sich zu weit vorgewagt zu haben, fügte La Reynie hinzu: Ich gestehe, daß ich die mich umgebende Finsterniß nicht zu durchdringen vermag. Ich verlange somit Frist um noch mehr darüber nachzudenken, es kann

aber kommen, daß wenn ich noch länger darüber nachgedacht, ich am Ende noch weniger klar sehen werde, als heute.

Ich weiß wohl, daß mein Vorschlag mehrere Mißstände mit sich führt, und daß es, soweit die Natur dieser unglücklichen Angelegenheit es erlaubt, angemessen gewesen wäre, sie möglichst rasch zu beenden, aber nach reiflicher Ueberlegung konnte ich zu keinem andern Schluße gelangen, als zu dem Vorschlage, noch weitere Aufklärungen zu suchen und Hülfe von der Vorsehung zu erwarten, welche aus den unscheinbarsten Umständen, die man sich nur denken kann, die Entdeckung einer unendlichen Anzahl der sonderbarsten Dinge, deren Kenntniß für uns von großer Wichtigkeit, ermöglicht hat. Alles, was bisher geschehen ist, läßt hoffen, und ich hoffe es mit großem Vertrauen, daß Gott damit enden wird, diesen Abgrund des Verbrechens aufzudecken, daß er uns gleichzeitig die Mittel zeigen wird, davon los zu kommen, und daß er endlich auch noch dem König alles Dasjenige eingeben wird, was er bei einer so wichtigen Veranlassung thun müsse.

La Reynie, in dieses Labyrinth von Angebereien verirrt, wußte ganz entschieden nicht mehr, wie er aus demselben herauskommen sollte, und der Prozeß drohte sich zu verewigen, wenn nicht eine kräftige Hand Jenem zu Hülfe eilte, welcher denselben leitete. Es war dieß auch um so nothwendiger, da die Feuerkammer den Gegenstand aller Gespräche in ganz Europa bildete, welches stündlich hierauf bezügliche Neuigkeiten erwartete. Allerdings theilten die fremden Zeitungen von Zeit zu Zeit die Verurtheilung und Hinrichtung irgend eines gemeinen Verbrechers mit, aber dieß war auch Alles, denn die Einzelnheiten wurden dadurch nicht bekannt. Was die Gazette de France das officielle Hofjournal betrifft, so bewahrte dieselbe ein völliges Schweigen; die Feuerkammer war für diese Zeitung gar nicht vorhanden. Sie erzählte in ausführlichster

Weise von den königlichen Festen, von den Promenaden der Königin, den Besuchen des Dauphins, den religiösen Ceremonien, und von Allem was in dem Königreiche Siam, in China, in der Türkei, und bei den Moscoviten sich zutrug, aber hinsichtlich eines Punktes, welcher das Publikum am meisten interessirte, blieb sie stumm.

Colbert mußte endlich einschreiten, um dieser Lage ein Ende zu machen, welche nicht länger andauern konnte, ohne die Damen von Montespan und von Vivonne bloßzustellen, und das Königthum selbst in Mißcredit zu bringen.

Wir haben bereits gesehen, daß dieser Minister, welcher direkt dabei betheiligt war, den auf diesen Damen ruhenden Verdacht zu entfernen (es handelte sich nämlich um die Familienehre), die Verhöre der Angeklagten dem Advokaten Duplessis mitgetheilt hatte, um sich mit ihm hinsichtlich des Ganges der Prozedur zu berathen.

Das schriftliche von Duplessis an Colbert erstattete Gutachten ist noch vorhanden, und bietet ein äußerst merkwürdiges Material zur richtigen Beurtheilung damaliger Zustände. An gewissen Stellen wird dieses Gutachten zu einem wahren Plädoyer, um den ungünstigen Eindruck zu verwischen, welcher aus den Geständnissen der Angeklagten gegen zwei hohe Damen sich ergab, und welche von dem Prozesse zu befreien man bemüht war. Es war somit auch unumgänglich nöthig geworden, einen Entschluß zu fassen und der Sache ein Ende zu machen. Auf die Fragen Colberts antwortend, erkannte Duplessis, daß die Prozedur eine regelmäßige war, und daß die vielen Verhöre, keinen Grund der Nichtigkeit darboten, da die Richter das Recht hatten, deren so viele vorzunehmen, als sie für nöthig hielten. Die Länge der Untersuchung war allerdings dem Geiste der Ordonnanz von 1669 zuwider. Da aber dieselbe keine Frist festsetzte, so ergab sich auch hieraus kein Nichtigkeitsgrund.

Nach mehreren andern Erwägungen über den nämlichen Punkt, kam der Advokat endlich zu den Mitteln um den Prozeß zu beendigen.

Seinem Dafürhalten gemäß, gab es deren vier: Das erste Mittel bestand darin: „die Kammer aufzulösen, gar nicht abzuurtheilen und alle diese Canaillen nach verschiedenen fernen Punkten zu deportiren;“ allein wenn man so handelte, so blieben die denunzirten Personen compromitirt, der Prozeß unentschieden, und man konnte in diesem Falle auch die Akten nicht verbrennen, um das Andenken daran zu vernichten.

Das zweite Mittel bestand darin, die Angelegenheit vor den ordentlichen Richter zu verweisen; hierdurch würde man aber an Schnelligkeit nicht gewinnen, und ferner kamen in den Verhören Namen vor, welche man vor dem einfachen Richter gar nicht aussprechen lassen konnte.

Das dritte Mittel war, hinsichtlich der großen Verbrechen, durch die Kammer erkennen zu lassen, alle übrigen aber ohne Urtheil in verschiedene Gefängnisse zu stecken.

Das vierte Mittel endlich, und zu diesem neigte sich Duplessis hin, bestand darin: sämmtliche Angeklagte summarisch abzuurtheilen und die Akten auf der Stelle zu verbrennen.

Ein Hauptpunkt auf welchen er großes Gewicht legte, war jener, daß die Angeklagten nicht mehr gefoltert werden sollten: „Wenn der König, sagte er, die Güte hat, diesen Nachforschungen und dieser Inquisition Einhalt zu gebieten, um den Familien ihre Ruhe wieder zu geben, so gibt es hiezu kein anderes Mittel, als eine fernere Anwendung der Folter zu verhindern, denn im entgegengesetzten Falle wäre dieß das sicherste Mittel um die Kammer für ewig fortbestehen zu lassen und die Sache berühmt zu machen. „Ein Zweifel drängte sich aber dem Geiste des Duplessis auf: Es gab nämlich eine Reihe von Angeklagten, welche bloß durch die Geständnisse Ande-

rer belastet waren, aber selbst nichts eingestanden hatten, deren Schuld somit bestreitbar war. Was diese betrifft, sagte er, so könne man aus dem allgemeinen Stande der Angelegenheit und aus den Thatsachen, welche die andern Angeklagten, sey es nun gegen jene, oder gegen sich selbst anerkannt haben, endlich auch aus dem offenen Handel, welchen sie zu Paris getrieben haben, die Mitschuld der ersteren nicht annehmen, ohne weitere Beweise dafür beigebracht zu haben.

Von Seiten eines für einen Augenblick zum Generalprokurator umgewandelten Advokaten, war ein solcher Schluß zum Mindesten sehr sonderbar, es ist dies aber ein bedeutungsvolles Zeichen, was die Gerechtigkeit damaliger Zeit zu bedeuten hatte. Was Jene betrifft, welche lebenslänglich zu verbannen wären, so erachtete Duplessis, daß sie der König gefänglich zurückhalten, wie man dies bereits bei Fouquet gethan, oder, daß er sie auf eine Insel verweisen könne. Er schloß, indem er sagte: daß man gut daran thun werde, einen der großen Verbrecher bis zuletzt zu behalten, um dem König Veranlassung zu dem Befehle zu bieten, daß die Akten dieses Prozeßes, welcher so viel Gottlosigkeit und Schändlichkeit enthalte, nicht aufbewahrt, sondern verbrannt und mit ihnen jede Erinnerung an den Prozeß selbst vertilgt werde.

Mit Ausnahme dieser letzteren Anempfehlung (denn die Arsenalkammer urtheilte nicht über alle Angeklagten ab, auch wurden die Prozeßakten nicht verbrannt) gelangten die verschiedenen Rathschläge Duplessis zur Ausführung, und er gab, man darf es wohl sagen, obgleich nur im Verborgenen wirkend, dieser ungeheuren Procedur eine Lösung. Durch La Reynie wissen wir, was aus den Gefangenen geworden, und zu welchen Strafen sie verurtheilt wurden. Sechsunddreißig, unter diesen die Voisin, die Filastre, die Vigoureux, eine Frau von Carada, mehrere Priester, ein gewisser Jean Maillard, Auditor am Rechnungshofe, wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Dieser Maillard,

welchen das Urtheil des Verbrechens der Majestätsbeleidigung beschuldigte, war auch eines gegen den König und Colbert gerichteten Vergiftungsversuches angeklagt, auch vermuthete man, daß er ein Agent, ein Söldling Fouquets gewesen sey. Eine große Anzahl Anderer kam mit lebenslänglicher oder zeitlicher Gefängnißstrafe oder mit Verbannung davon, aber man hat gesehen, was dies Wort zu bedeuten hatte. La Reynie gibt in der That die Liste von achtzig Angeklagten, welche zur Verbannung verurtheilt oder über welche gar nicht abgeurtheilt wurde, welche aber auf des Königs Befehl gefänglich zurückgehalten wurden. Es verblieb nun noch jene Kategorie von Angeklagten, deren Urtheil der König aufschieben ließ, und es waren dies nicht die am wenigsten strafbaren, denn unter diesen befanden sich die Tochter Voisin, die Priester Lesage und Guibourg, eine Frau Chaplain, und mehrere Andere, deren Aussagen für die Damen v. Vivonne und Montespan niederschmetternd waren.

Was Lesage betrifft, so war es die Erfüllung des Versprechens, welches er von Louvois persönlich erhalten hatte. Wahrscheinlich war man Verpflichtungen dieser Art gegenüber allen Jenen eingegangen, deren Urtheil aufgeschoben wurde. Was ist aus diesen Gefangenen geworden? Die Register der Bastille und der Staatsfestungen hätten dies sicherlich sagen können; man erräth es, wenn man den nachfolgenden Auszug aus einem Berichte an La Reynie liest, welcher ihm ungefähr 12 Jahre später, hinsichtlich der Gefangenen des im Roussillon gelegenen Fort Salces erstattet wurde.

Unter den Gefangenen, welche auf Befehl Ludwig XIV. zurückgehalten wurden, befand sich auch ein Gendarm, Namens La Frace.

Hinsichtlich seiner spricht sich der Auszug des Berichts folgendermaßen aus:

„Der genannte la Frace behauptet, Lieutenant in dem Re-

giment Condé gewesen zu seyn, und später habe er unter den Gendarmen gedient. Er ist zu Vincennes oder in der Bastille drei Jahre und zwei Monate Gefangener gewesen, und sitzt nun seit neun Jahren in Salces. Er sagt, er wisse nicht, weßhalb er verhaftet, da er noch niemals verhört worden sey. Dieser la Frace log wissentlich, indem er so sprach, denn man liest in dem Auszug eines Verhörs, welches Colbert verfaßt hat, daß die Frau Filastre im Monat August 1679 ihn im Lager besucht hat, um ihn zu ersuchen, sie bei Fräulein v. Fontanges in Dienst zu bringen. La Frace kannte somit die Filastre, welche zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden war. Aus Vorsicht in eine Festung im Roussillon geschickt, war er dort wahrscheinlich vergessen worden. Er war nicht der Einzige, man erinnert sich der Anklagen, welche anfänglich auf dem Herzog von Luxemburg gelastet.

Späterhin verloren diese Anklagen viel von ihrem Ernst, da die Kammer erkannt hatte, daß der Herzog von Luxemburg durch einen Intendanten hintergangen worden sey, welcher auf seine eigene Faust hin an Lesage und Guibourg verbrecherische Ansuchen, angeblich im Interesse seines Herrn, gestellt habe. Ein Erkenntniß verurtheilte diesen Intendanten zur Galeerenstrafe und Luxemburg wurde der Anklage entbunden.

Aber man findet nachfolgende Note, welche wie jene auf La Frace bezügliche, einen Bestandtheil des Inspektionsprotokolls des Forts Salces bildet: „Der Herr Graf von Montmagor hat mir gesagt, er hätte während 12 Jahren als Freiwilliger unter dem Herrn Marschall von Luxemburg gedient. Er sagt, er sey des Letzteren wegen verhaftet worden, wie dies aus den gemachten Erhebungen hervorgehe.

Er ist nun bereits zwölf Jahre Gefangener, nämlich drei Jahre zu Vincennes und fast neun zu Salces.“ Er sagte, daß der Herzog von Luxemburg sich blos eine indiscrete Neugierde vorzuwerfen habe, und daß seine Untergebenen ihn unkluger Weise

blosgestellt, dieß scheint wahrscheinlich, und es läßt sich leicht begreifen, selbst wenn man annimmt, daß seine der Voisin abgestatteten Besuche nicht von jeder strafbaren Absicht frei gewesen, es ist also in der Ordnung, daß er freigesprochen wurde; aber mit welchem Rechte hält man alsdann ein ganzes Leben lang und dazu ohne Urtheil einen Mann zwischen den vier Mauern eines Staatsgefängnißes zurück, dessen einziger Fehler allem Anschein nach nur darin besteht, dem Willen eines Herzogs zum Werkzeug gedient zu haben? denn augenscheinlich klar ist, daß, wenn er noch anderes Unrecht begangen hätte, man ihn sicherlich abgeurtheilt haben würde. Ein neuer und trauriger Beweis von der gehässigen Leichtfertigkeit, mit welcher die Regierung über das erste und höchste Gut des Menschen, die Freiheit, verfügte; und diese Verletzung des Gesetzes, welche bei barbarischen Völkern, bei welchen das Recht in der Gewalt besteht, vielleicht verzeihlich gewesen wäre, war es zu damaliger Zeit in Frankreich um so weniger, da dort die Sitten weit höflicher, die Gesellschaft weit aufgeklärter war, als anderwärts und weil unsterbliche Schriftsteller wie Corneille und Molière, Racine und Bossuet in den Produkten ihres Genies die erhabensten, reinsten Grundsätze ausdrückten, und über die erste Hälfte dieser, in so mannichfacher Hinsicht hervorragenden Regierung einen Glanz verbreiteten, welcher nie erbleichen wird. *)

Durch ein Patent vom Monat April 1679 war die Arsenalkammer errichtet worden, und in den letzten Julitagen 1682 stellte sie ihre Amtsverrichtungen wieder ein. Der Brief Ludwig XIV., ein Werk La Reynies, durch welchen der König den Kanzler Boucherat von seiner Entscheidung benachrichtigte, lautete:

„Da die hauptsächlichsten Urheber der Verbrechen, deren

*) Diese Ungerechtigkeit und Willkür zeigte sich nur zu oft in den politischen Prozessen des alten Regimes.

Untersuchung den Commissären der Kammer übertragen worden, nunmehr bestraft sind, so erachte er es für nöthig, dieselbe unter anderweitiger Fürsorge für die öffentliche Sicherheit hiermit wieder abzuschaffen."

Die Einleitung einer um die nämliche Zeit erlassenen Ordonnanz (Juli 1682) erkennt an, daß in der That eine große Anzahl von Magikern und Zauberern, welche aus fremden Landen nach Frankreich gekommen seyen, viele Betrügereien verübt und viele Opfer getäuscht, indem sie die eitle Neugierde und den Aberglauben ausgebeutet, und zu ihrer Gottlosigkeit und Gottesschändung auch noch die Zauberei und die Giftmischerei hinzugefügt haben.

Um diesem Uebel abzuhelfen, befahl Ludwig XIV. den Wahrsagern und Wahrsagerinnen unverzüglich das Königreich zu verlassen, und verhängte die Todesstrafe über Jeden, welcher kirchenschänderische und jene schändlichen Messen lesen würde, welche eine der größten Scheußlichkeiten des so eben erst abgeurtheilten Prozesses gewesen seyen. Der Art. 6 der fraglichen Ordonnanz constatirte die Ungewißheit des Gerichts, hinsichtlich der Wirkung gewisser geheimnißvoller Gifte: „Als Gifte, hieß es in gedachter Ordonnanz, werden nicht nur jene angesehen, welche einen schnellen Tod herbeiführen, sondern auch jene, welche die Gesundheit nach und nach zerstören, Krankheiten verursachen, sey es nun daß es einfache, natürliche, oder von kunstreicher Hand bereitete Gifte seyen .... Ein anderer Artikel regelte den Verkauf des Arseniks, Operments, Sublimats ꝛc. Der letzte Artikel verrieth die hauptsächlichsten Bedenken La Reynies; er verbot nämlich die Anwendung giftiger Insekten, z. B. Schlangen, Kröten, Vipern und dergleichen zu Heilmitteln, ohne hiezu eine spezielle Erlaubniß eingeholt zu haben. Dieses Verbot, welches durch die Angelegenheit der Frau v. Montespan hervorgerufen wurde, enthält manche An-

spielungen auf jene Liebespulver, welche diese Dame dem König zugedacht hatte, und welche den Tod verursachen konnten.

Zur Vervollständigung des bisher Gesagten, verbleiben uns nur noch einige Mittheilungen, um das letzte, durch diese schreckliche Vergiftungsangelegenheit hervorgerufene Aufsehen bekannt zu machen. Wir haben die Gräfin v. Soissons aus Paris flüchten, und in aller Eile den Weg nach der nächsten Gränze einschlagen gesehen.

Ueberall als Giftmischerin verfolgt, hatte sie die Thore von Antwerpen und Namur sich vor ihr verschließen gesehen, wohin ihr der Ruf bereits vorausgeeilt war. Endlich gezwungen, auch mehrere Städte Frankreichs zu verlassen, wo sie erkannt wurde, hatte sie schließlich das Glück, einem Herzog von Parma zu begegnen, welcher sich, da sie noch sehr schön war, trotz ihrer 42 Jahre in sie verliebte, und sie gegen die entrüstete Bevölkerung in Schutz nahm.

Acht Jahre später finden wir sie am spanischen Hofe, in enger Freundschaft mit dem Gesandten Oesterreichs, und bald darauf stirbt die junge Königin, die Tochter jener Prinzessin Henriette, deren plötzliches und frühzeitiges Ende den ganzen Hof Ludwig XIV. entsetzte, mit allen Anzeichen der Vergiftung. Es ist eine Fatalität für das Andenken der Gräfin v. Soissons, daß überall, wo sie auftritt, unvorhergesehene und unerklärbare Todesfälle eintreten. Die zu nachsichtigen Geschichtsschreiber haben sie entschuldigen und an dem Tode der Königin von Spanien für unbetheiligt erklären wollen, ein Tod, welcher aber unglücklicher Weise nur zu gut der Politik und den Ansprüchen Oesterreichs zu Statten kam. Sogar die zu Gunsten der Gräfin angerufene Correspondenz und das Zeugniß des französischen Gesandten, Grafen v. Rebenac, lauten für sie eher ungünstig:

„Frau v. Soissons, schreibt der Gesandte an Ludwig XIV.,

wegen der ihr gewordenen Weisung, sich nach Flandern zu begeben, von Groll erfüllt, hat den Entschuß gefaßt, sich in die Arme des Grafen Orpesa und des Grafen Mansfeld zu werfen, welche doch die einzigen Urheber ihrer Ungnade waren .... Diese beiden Männer, Sire, haben sie für eine gegen die Königin von Spanien und die Interessen Euer Majestät aufgereizte Person angesehen.

Ferner hat am 12. Februar 1689, nach dem Tode der Königin, Franchini (deren Arzt) gesagt: „daß er während des Verlaufs der Krankheit und bei Oeffnung der Leiche außergewöhnliche Symptome bemerkt habe, daß es sich aber um sein Leben handle, wenn er davon rede .... Das Publikum hält sich nun von der Vergiftung überzeugt, und läßt hierüber keinen Zweifel zu, aber die Bosheit dieses Volkes ist so groß, daß viele Leute diesen Mord gutheißen, weil, wie sie sagen, die Königin keine Kinder habe, und sie somit das Verbrechen als einen Staatsstreich betrachten, welchem sie ihre Zustimmung geben ... Es ist wahr, Sire, daß sie auf eine schauderhafte Weise gestorben ist."

Die historische Unparteilichkeit verlangt es, daß wir auch noch eines, wenn nicht gerade sonderbaren, aber doch zum mindesten sehr bedauerlichen Ereignisses, nämlich des plötzlichen Todes Fouquet's Erwähnung thun, welcher gerade zu jener Zeit eintrat, wo verschiedene Angeklagte behaupteten, daß seine Freunde complottirten, und, um ihn zu rächen, den König und Colbert vergiften wollten.

Die Feinde Fouquets hatten ihn stets für verdächtig gehalten, mit dem Gift *sein Spiel getrieben* zu haben. Man sagt, so erzählt Frau v. Motteville, daß man Gift bei ihm gefunden habe, und man hatte sogar einigen Verdacht, daß er den verstorbenen Cardinal vergiftet habe, was aber

einige Tage darauf in die Reihe der lächerlichen Fabeln verwiesen wurde.

Später, während man ihn nach Pignerol brachte, wurde er dort krank, und das Gerücht verbreitete sich, man habe sich seiner entledigen wollen.

„Wie! jetzt schon!" rief hierauf bezüglich Frau v. Sevigné aus.

Von der einen, wie von der andern Seite beeilte man sich, durch die aufgeregte Phantasie getrieben, die abscheulichsten Verbrechen zu vermuthen.

La Reynie zufolge war bei dem Prozesse der Frau v. Brinvilliers auch von Fouquet die Rede gewesen, welcher auch verhört worden sey, und einen Apotheker bezeichnet habe, von welchem bekannt war, daß er sich mit Bereitung von Giften abgebe, ebenso daß er jedes Jahr für Fouquet's Rechnung nach Italien reise.

Gegen Anfang des Jahres 1680 verflochten die Mitschuldigen der Voisin seinen Namen in ihre Denunciationen. Wir haben gesehen, wie es sich bewahrheitete, daß diese Frau eine Pension von ihm bezog, welche sogar während seiner Gefangenhaltung nicht unterbrochen wurde.

Es läß sich die Unruhe des Hofes bei diesen unerwarteten Entdeckungen leicht begreifen. Ein Priester, Namens Durot, welcher später gehenkt und verbrannt wurde, erklärte, daß ein Parlamentsrath, ein Verwandter Fouquets, Namens Pinon-Dumartroy, welcher im Jahr 1679 gestorben war, Gift von ihm verlangt habe, um ihn zu rächen. Es wurden damals auch einige Andere lebendig verbrannt, und zwar als Mitschuldige eines Planes, welchen ein Mann und eine Dame von hohem Stand gefaßt haben sollen, um den König und Colbert ums Leben zu bringen, und alsdann dem Fouquet die Regierungsgewalt zu übertragen. Der Mann von hohem Stande

blieb unbekannt, aber die Dame war nach allen Aussagen Niemand anders, als die Herzogin v. Vivonne. Außerdem hatte auch die Frau Filastre auf der Tortur gestanden, einen Pakt unterschrieben zu haben, durch welchen sie sich zur Wiedereinsetzung des Herrn Fouquet, und zur Beseitigung des Herrn Colbert verpflichtete.

Man erinnert sich endlich auch noch, daß die Filastre im Augenblick ihres Todes, blos die auf Frau v. Montespan bezüglichen Aussagen zurückgenommen hatte.

So war die Lage, als die Gazette de France am 6. April 1680 folgende Nachricht meldete:

„Man berichtet uns aus Pignerol, daß Herr Fouquet dort an einem Schlagfluß gestorben ist; er war General-Procurator und Oberintentant der Finanzen gewesen."

Frau v. Sevigné schrieb darüber, „er sey Krämpfen und Uebelkeiten erlegen, ohne daß er sich habe erbrechen können."

Auf derartige schwache Beweise hin wollen wir Niemanden anklagen, indessen weisen aber die Plötzlichkeit und die Umstände dieses Todes unwillkürlich auf die Befürchtungen hin, welche man um die nämliche Zeit zu Paris hegte, daß nämlich die Freunde Fouquets es wohl versuchen könnten, den König und Colbert zu vergiften.

Hier muß noch bemerkt werden, daß diese Befürchtungen sogar nach dem Tode des Oberintendanten nicht aufhörten.

In der That schrieb Louvois noch am 17. Juni 1681 an La Reynie:

„Ich habe ihren Brief vom 16. d. M. erhalten, durch welchen der König von dem Ansuchen unterrichtet wird, welches nach Aussage eines gewissen Debray *), eines Mannes aus dem Anhange des

---

*) Der Name ist zweifelhaft; ein Angeklagter dieses Namens wurde zum Strang verurtheilt.

Herrn Fouquet, an ihn gestellt worden sey. Seine Majestät zweifle nicht daran, daß Sie alle mögliche Eile anwenden werden, damit dieser Mann, wenn er verurtheilt seyn sollte, vor seiner Hinrichtung noch diese Thatsache aufkläre.

Ist es noch nöthig, aus dieser immensen Prozedur, aus welcher ich nur die aus Originalquellen geschöpften Einzelheiten zusammengestellt habe, einen Schluß zu ziehen? sagt Herr Pierre Clement, indem er seine interessante Arbeit schließt; lassen wir den Grafen Clermont, den Herzog v. Luxemburg, die Herzogin v. Bouillon, die Prinzessin v. Fingry, die Gräfinnen v. Roure und d'Allege, die Marquise v. Feuquieres, und noch einige andere bei Seite, gegen welche die Anklage nicht genügende Beweise aufgebracht hat; sprechen wir ebenfalls nicht von den Vergiftungen, wegen deren die Damen v. Dreux und v. Polignac, die Präsidentin Le Feron, die Damen v. Caradu und Lescalopier, die einen zur Verbannung, die andern zum Tode verurtheilt wurden. Es sind dies blos Privatverbrechen, und wir wollen nicht aus dem Hofkreise und aus jenen Versuchen heraustreten, welche die Person des Königs selbst zum Gegenstand hatten.

Was sehen wir da? Eine Gräfin v. Soissons, ehemalige Maitresse Ludwig XIV., von Louvois beschuldigt, sie habe ihr unbequem gewordene Domestiken verschwinden lassen, und mit Eile die ihr gebotene Gelegenheit benützt, um über die Gränze zu entkommen, gerade wie um zu zeigen, daß es sich um nichts Geringes gehandelt; dann sehen wir eine andere Maitresse des Königs, die schöne Herzogin v. Fontanges, im Alter von 20 Jahren mit dem von vielen Zeitgenossen getheilten Gedanken sterben, daß sie vergiftet sey; wir sehen Ludwig XIV., aus Furcht eine unangenehme Wahrheit zu erfahren, die Oeffnung des Leichnams untersagen; ferner erdrosselte Kinder, und von unwürdigen Priestern vollzogene Gottesschändungen inmitten

eines furchtbaren Aberglaubens, welchen niederzuschreiben die Feder sich sträubt, und welchen auch die verderbteste Einbildung sich vorzustellen unfähig wäre; endlich große Damen, die vornehmsten des Hofes, welche sich durch Hexen der untersten Sorte, durch Teufelspakte die Liebe, was sage ich, die Liebe! das Geld und die Freigebigkeit des Königs (unter dem Namen der großen Ausstattungen bekannt) streitig machen; schließlich noch einen ehemaligen Minister, im Verdacht stehend, Giftkünstler in seinem Solde gehabt zu haben, und endlich auch noch, wie dieser seit 20 Jahren gefangene Minister auffallender Weise gerade in dem Augenblick an einem Schlagflusse stirbt, wo Männer, welche man von ihm, oder von einigen ihm treu gebliebenen Freunden für besoldet hielt, denunzirt werden, den König und Colbert vergiften zu wollen.

Dieß ist es, was die Papiere La Reynie's und Colberts, die Denkschriften des Advokaten Duplessis und die Briefe Louvois enthalten; aber aus diesen Aufdeckungen, so traurig sie auch immerhin seyn mögen*) läßt sich dennoch eine heilsame Lehre ziehen, und wenn auch ein derartiger Aberglaube und derartige Verbrechen heute ferne von uns sind, wenn auch der Gerechtigkeitssinn des Volkes heute gegen die Sitten keine so fürchterlichen Kämpfe mehr zu führen hat, so darf man doch nicht verkennen, daß wir diesen Vortheil der freisinnigen Bewegung des 18. Jahrhunderts und den von ihr geheiligten Grundsätzen verdanken.**)

---

*) Die Arsenalkammer nach ungedruckten Dokumenten, von P. Clemens.

**) Wie viel Zeit bedarf es, bis der Haß des Despotismus und das Gefühl der Freiheit eine Gesellschaft tief genug durchdringen, um sie für alle großen Grundsätze empfänglich zu machen, wie solche in einem neulich erschienenen trefflichen Buche des Herrn About ausgesprochen sind:

Sechstes Kapitel.

Eine andere Vergiftungsgeschichte.

Wir wollen nun zum achtzehnten Jahrhundert zurückkehren; Herr v. M..., Rath beim Parlament von Paris, ging eines Tages ganz geheimnißvoll zu dem General-Polizeilieutenant Herault, um mit ihm zu reden. Die Unterredung dauerte lange, und war sehr belebter Natur. Der Oberpolizeibeamte machte sich Notizen, schloß dieselben in ein besonderes Heft ein, und führte alsdann den Herrn zu seinem Wagen zurück, wie es die Etiquette damaliger Zeit verlangte.

Was hatte Herr v. M... in dem Polizei-Hôtel zu thun? Die innere Ruhe seines Hauses war gestört, zwei geheimnißvolle Verbrechen, zwei Vergiftungen, waren Schlag auf Schlag in seiner Familie vorgekommen, ohne daß er deren Urheber hatte entdecken können. Sein sonst so ruhiges und ernstes Dasein, wie es auch seine Amtsverrichtungen waren, wurde durch diese Frevelthat unterbrochen und er in Kummer und Schrecken versetzt.

„Jeder Mensch, ob gut oder böse, weise oder verrückt, hat die ausgedehntesten Ansprüche auf die ganze Natur, er hat aber durchaus keine auf die Person eines andern Menschen. Eine gegenüber dem unbedeutendsten Individuum ausgeübte Gewaltthat, Schändung oder Zwang ist ein Attentat auf das Erhabenste auf der Erde, auf die persönliche Freiheit. Selbst die reinste Absicht kann eine solche Frevelthat nicht rechtfertigen. Du kannst mich regieren, mir dienen, mich zum Glücke leiten, wenn ich es dir erlaubt habe, wo nicht . . nein."

Le Progrès pag. 66.

Es wird gut seyn, den Parlamentsrath und seine Familie etwas näher kennen zu lernen, ehe wir weiter erzählen.

Der Parlamentsrath, ungefähr 65 Jahre alt, war ein Mann von altem Schrot und Korn, vollkommen ehrenhaft und bieder, in seinen strengen Amtsverrichtungen unbestechlich, übte er einen großen Einfluß auf die große Kammer aus, und man befolgte gerne seine Vorschläge.

Er hatte vier Söhne, wovon drei verheirathet, und der älteste ein Bischof war; dann drei Töchter, den Gesetzen Hymens ebenfalls unterthan; eine seiner Schwestern war die reiche Wittwe eines Parlamentspräsidenten; dann noch einen Bruder, welcher als Oberstlieutenant pensionirt und mit dem St. Louis-Orden geschmückt war.

Sie lebten Alle zusammen in seinem immensen Hôtel, welches sich in der Francs-Bourgeois-Straße im Marais befand. Seine drei Söhne hatten ihre Frauen bei sich; der älteste und der jüngste der verheiratheten Söhne hatten jeder einen Knaben, der zweite jedoch nur Töchter. Seine Töchter bevölkerten das Haus mit Wickelkindern.

Obgleich unter einem Dache lebend, speisten die Bewohner dieses Hauses doch nicht miteinander an dem nämlichen Tische. Die Tochtermänner führten besondere Küche, aber an jedem Sonntag und zu andern Zeiten des Monats vereinigten sich Alle zusammen, ohne fremde Gäste, um des gemeinschaftlichen Vaters Tisch; die Mutter war bereits seit mehreren Jahren gestorben.

Eines Morgens nun befand sich Herr v. M . . . in seinem Cabinete; er fand dort einen versiegelten Brief, welchen er öffnete, und darin Folgendes las:

„Zittere Unglücklicher! Du hast mich zu Grunde gerichtet, indem du deine Amtsgenossen zu deiner Ansicht bewogen. Von

diesem Augenblick an erkläre ich dir deshalb einen Krieg bis in den Tod! Du und die Deinigen, ihr werdet sämmtlich nach und nach zu Grunde gehen, denn mein Haß ist so stark, daß mir deine Vernichtung allein nicht genügen kann. Ich unterzeichne diesen Brief nicht. Suche meinen Namen unter deinen zahlreichen Opfern, es wird dir schwer werden, ihn dort herauszufinden."

Herr v. M . . . verachtete diesen Drohbrief. Umsonst befragte er seine Leute, wer diesen Brief überbracht habe. Niemand wußte es; er glaubte aber, daß er einen Gehülfen des Unbekannten im Hause habe; aber wer war es? seine Diener waren sämmtlich erprobte Leute, und in seinem Hause ergraut.

Kurz nach dieser Kriegserklärung wurde ein wirksames Gift in den Fleischkessel geworfen, in welchem man das Ochsenfleisch zur Erlangung der Fleischbrühe abkochte.

Ein armer Küchenjunge, welcher kurz vor dem Diner sich etwas restauriren wollte, hatte kaum einige Schluck von dieser Suppe zu sich genommen, als er auch bereits schmerzliche Bedrückungen im Oberleib und in allen edleren Körpertheilen verspürte. Es wurde ihm schnelle Hilfe geleistet. Die Kraft seiner Körperbeschaffenheit und seine Jugend widerstanden dem Gifte; es gelang, ihn dem Leben zu erhalten, aber während langer Zeit führte er ein sehr leidendes Dasein.

Der über diesen abscheulichen Versuch erstaunte Parlamentsrath ließ alle seine Leute vor sich kommen, und sprach mit ihnen als ein guter Herr; ein Anderer hätte sie sämmtlich gleich hinweggeschickt: er im Gegentheil behielt sie, aber er theilte ihnen mit, daß ein geheimer und furchtbarer Feind seinen und seiner Familie Untergang geschworen, und daß er sie deshalb beschwöre, sich von einem Unbekannten nicht bestechen zu lassen, was sie früher oder später zur Todesstrafe führen würde.

Durch diese traurige Mittheilung wie vom Blitze getroffen, fallen der Intendant, der Hausmeister, Kellerbeschließer, Koch, Schweitzer, Thürhüter, Kammerdiener, Kutscher, Austräger, bis zu den Weißzeugbeschließerinnen und Kammerfrauen auf die Kniee nieder, schwören eine unverbrüchliche Treue, bitten, schluchzen, insultiren den Elenden, welcher sie bloßstellt, und Herr v. M..., als geübter Menschenkenner sieht unter Allen, welche ihn umgeben, nur unschuldige Herzen.

Fortan wird nun eine größere Aufsicht geübt, und die Wohnung strengstens überwacht. Besonders werden die Küchen in eine Art von Festung umgewandelt, in welche man nur schwer vordringen kann. Eine derartige Aufsicht, ein so vielseitiger Wunsch die geliebte Herrschaft zu vertheidigen, können aber doch nicht verhindern, daß der älteste Sohn, seine Frau nebst Kindern, sämmtlich in einer einzigen Sommernacht den Folgen eines stark wirkenden Giftes unterliegen, welches man in eine Flasche Himbeersaft=Wasser geworfen, und von welchem Alle ziemlich viel getrunken hatten.

Die junge Frau befand sich in dem neunten Monat ihrer Schwangerschaft; die Qualen, welche ihr das Gift verursachten, beschleunigten ihre Entbindung, und indem sie ihr Leben aushauchte, gebar sie ein männliches Kind, welches die Aerzte, trotz der Catastrophe, welche seine Geburt beschleunigt hatte, für lebensfähig erklärten.

Der fürchterliche Schlag, welcher den Beamten traf, ließ ihm kein Zeit übrig, um sich mit dem Neugebornen zu beschäftigen, welcher unter so betrübenden Aussichten das Licht der Welt erblickte.

Die Frau des dritten Sohnes, deren edler Charakter sich bei diesem Unglück in seinem vollen Glanze zeigte, nahm ihren unglücklichen kleinen Neffen in die Arme, küßte ihn mit einer fast mütterlichen Zärtlichkeit, und schwur, daß er fortan ihr

Sohn, und nicht blos ihr Neffe seyn, und mit ihrem eigenen Kinde auferzogen werden soll.

Sie wollte auch dafür sorgen, eine Amme für ihn zu finden, und fand auch wirklich eine solche, welche wie gerufen von einem ihrer Güter kam, und kaum war das schwache Geschöpf in die Welt getreten, welche seine eigenen Eltern auf eine so schmerzliche Weise haben verlassen müssen, als man es auch schon der Zärtlichkeit seines Großvaters entzog, um es etliche 30 Stunden von Paris hinweg nach dem Berry zu senden.

In Folge dieses neuen, unglücklicher Weise nur mit zu großem Erfolge gekrönten Anschlages geschah es, daß Herr v. M . . . seinen Schmerz und dessen Ursache dem General-Polizeilieutenant mittheilte. Im Interesse des Herrn v. M . . . befragte ihn Herr Herault über alle früheren Vorgänge seines Lebens, über seine Verbindungen, seine Angelegenheiten, über die Prozeßführenden, welche durch seine Urtheile betroffen waren, über die Familien jener Verbrecher, welche durch die Criminalkammer zum Tode verurtheilt wurden, und an deren Verurtheilung er Theil genommen.

Herr v. M . . . verstand sich zu jeder Auskunft mit dem Eifer eines Mannes, welcher sich nichts vorzuwerfen hat. Sein Gewissen war so rein, seine Berichte waren stets so der Billigkeit entsprechend, daß er keinen Feind vermuthen konnte. Herr Herault gab ihm nur wenig Hoffnung, denn er selbst wußte nicht, in welcher Weise er sich benehmen müsse, um zur Entdeckung der Wahrheit zu gelangen.

Acht Tage nach dieser Katastrophe hörte der dritte Sohn des Herrn v. M . . ., Herr v. Vartelle, neue Feigen auf der Straße zum Verkauf ausbieten; er öffnet das Fenster, ruft den Bauer herbei, fragt um den Preis der Frucht, kauft sie und läßt das Körbchen, in welchem sich die gekauften Früchte befinden, vermittelst eines Bindfadens in sein Gemach hinaufziehen.

Als er in deren Besitz war, geht er, um seinen Vater zu holen, und ihm ebenfalls davon anzubieten; da er aber hört, daß dieser den Besuch Sr. Gnaden des Bischofs von Meaux empfangen habe, so kehrt er in sein Gemach wieder zurück, wo er sechs Feigen verspeist, und alsbald darauf von schrecklichen Krämpfen befallen wird.

Bei der ersten Klage, welche er über diesen Vorfall laut werden läßt, eilt man zu seiner Frau; sie befand sich in der Messe. Herr v. M... läßt nun geschickte Aerzte herbei holen. Diese kommen und constatiren das Vorhandenseyn einer giftigen Substanz in den Feigen.

Jede Feige war mit mehreren Körnchen sehr fein gepulverten Arseniks bestreut. Der Unglückliche schleppte sein Dasein bis zum darauffolgenden Tage hin, wo er seinen Geist aufgab.

Oh! Diesmal hatte der untröstliche Vater wahrlich seinen ganzen Glauben nöthig, um die Vorsehung nicht zu lästern, und sich nicht an sich selbst zu vergreifen. Ein leicht begreiflicher Schrecken gab sich in seiner ganzen Familie kund.

Zwei seiner Tochtermänner erklärten, daß sie für einige Zeit auf Reisen gehen wollten. Dies war aber blos ein Vorwand, um aus diesem verpesteten Hause zu kommen, und ihre Frauen und Kinder mitnehmen zu können.

Frau d'Orgerel, die Schwester des Parlamentsrathes, eben so entsetzt, wie ihre Neffen und Nichten, will ebenfalls das Haus verlassen, wird aber hieran durch die Lebhaftigkeit der Frau v. Vartelle, der neuen Wittwe, gehindert, welche, trotz der zahlreichen Thränen, welche sie vergießt, erklärt, daß ihr der Tod weniger Furcht einflöße, als sie Kummer empfinde, den Großvater ihrer Kinder zu verlassen. Ganz Paris bewundert den Muth dieser frommen Schwiegertochter, welche von ihrem Schwager, dem Bischof und, wie bereits gesagt, ältestem Sohne des Herrn v. M... unterstützt wird, welcher ebenfalls,

anstatt seinen Vater feige zu verlassen, aus seiner Diöcese herbeigeeilt ist, um an seinem Kummer Theil zu nehmen. Der Bischof sollte einen Monat bei der Familie zubringen.

Am 23. Tage legt er sich mit einem Schnupfenfieber zu Bette. Er bestellt sich einen aus Borretsch, Brustbeeren, trockenen Feigen und Rosenhonig zusammengesetzten Trank. Seine Tante und seine Schwägerin, beide gegenwärtig, bereiten diesen Trank in seinem Zimmer. Man bedarf Zucker und schellt. Es wird eine Zuckerbüchse aus sächsischem Porzellan gebracht. Der Trank wird endlich gereicht und genoßen.

Der Bischof trinkt zu verschiedenen Malen, und gegen Abend zeigen sich abermals neue Vergiftungssymptome.

Das Gift wirkt weniger schnell, und dem Bischof verbleibt vor seinem Tode noch so viel Zeit, dem Knaben der Frau v. Bartelle alle seine Güter zu vermachen, für den Fall, daß das von dem ältesten Sohne abstammende Waisenkind vor diesem sterben sollte.

Ich will mich nicht dabei aufhalten, den Zustand der Familie des Herrn v. M . . . nach diesem letztern Verluste zu schildern. Die Verzweiflung des Vaters, das Entsetzen der Tochtermänner und Töchter, die Entrüstung des Publikums, das Erstaunen der Behörde, die Verblüffung der Polizei, welche wüthend darüber war, diesen unbekannten Giftmischer, diesen so geschickten und abgefeimten Bösewicht nicht aufspüren zu können, wird der Leser leicht begreifen.

Inzwischen tritt eines Morgens ein Lieblingsdiener des zweiten Sohnes (des Herrn v. Niore, des Vaters des Kleinen, welcher auf dem Lande erzogen wurde) in das Cabinet des Parlamentsrathes ein.

Dort fällt er auf die Knie nieder, beschwört den Rath, bis zu Ende anzuhören, was er zu sagen habe, insbesondere aber ihm keine Weigerung entgegen zu stellen.

„Mein Herr, fuhr er zu reden fort, am Vorabend des Todes ihres dritten Sohnes, des Herrn v. Vartelle, fühlte ich mich stark in meinem Bette aufgerüttelt, und gegen 2 Uhr Morgens plötzlich aus dem Schlafe geschreckt, öffnete ich die Augen und wie groß war mein Entsetzen, als ich meinen guten Herrn, Ihren Sohn, den Herrn v. Niore vor mir sah. Er war blaß, trauig, er gab mir ein Zeichen, ich möchte mich nicht fürchten, aber seine Geberde vrrminderte meinen Schrecken nicht. Er sagte mir nun, daß ich darauf Bedacht nehmen solle, seinen Sohn zu retten. „Begehre von meinem Vater die Erlaubniß, dieses Kind weit von hier wegbringen zu dürfen, ferner soll mein Vater, und nur mein Vater allein, erfahren, wohin du das Kind gebracht hast, sonst wird es auch sterben, wie mein armer Bruder Vartelle sterben wird."

Als sie diese Worte gesprochen, verschwand die Erscheinung. Ich wurde ohnmächtig und kam erst nach Sonnenaufgang wieder zum Bewußtseyn. Um keinen Preis der Welt hätte ich Ihnen eine solche Entdeckung machen mögen, fest überzeugt, daß Sie solche für eine Chimäre ansehen würden; somit schwieg ich. Zwei Tage später hauchte ihr vierter Sohn sein Leben aus. Ich hatte nun Gewissensbisse, schwieg aber dennoch.

Am letzten Dienstag — und Se. Gnaden der Herr Bischof ist vorgestern, Donnerstag gestorben — war ich beim Eintritt der Nacht in der gemeinschaftlichen Küche, man hatte Feuer angezündet, um eingemachte Früchte für den Winter zu kochen. Auf einem Rohrstuhl sitzend und an meinen guten Herrn denkend, hörte ich denselben plötzlich sich an mir reiben, sich gegen mein Ohr wenden, und zwar so nahe, daß sein kalter Athem mich vor Entsetzen erstarren ließ.

— Saint Jean, sagte er zu mir, du hast mich also nicht geliebt?

— Oh! ganz gewiß, mein Herr, erwiderte ich, und sehr, und ich liebe Sie jetzt noch.

— Wohlan! Weßhalb willst du mir alsdann den Trost nicht gewähren, meinen Sohn, meinen armen Georg, dem Tode zu entreißen? Er ist ebenso vom Tode bedroht, wie mein Bruder, der Bischof von ....; armer Bruder! er ebenfalls ....

Es trat nun Jemand herein, ich hatte aber Niemanden hinweggehen gehört; die Stimme schwieg. Ich öffnete nun die Augen; es war der Koch welcher eintrat. Er sagte zu mir:

— Ich glaubte Sie nicht allein, St. Jean . . . es ist doch sonderbar . . . ich habe Jemanden reden hören.

— Ich habe die üble Gewohnheit, allein zu reden, beeilte ich mich zu sagen, um keinen Verdacht wegen des Vorgefallenen zu erregen. Ich hätte Sie nun allerdings aufsuchen sollen, mein Herr, aber eine tolle Furcht hielt mich stets zurück. Ich habe an die zweite Vorhersagung nicht geglaubt; sie hat sich dennoch verwirklicht. Ich habe noch einige Tage gekämpft, aber der Schrecken, das Gespenst abermals erscheinen zu sehen, und folglich auch ein neues Unglück anzeigen zu hören, haben mich endlich dazu bestimmt, meine Pflicht zu thun.

Herr v. M . . . hörte dieser sonderbaren Erzählung ernsthaft zu. Der Diener verlangte die Erlaubniß, durch ein oder mehrere Zeichen die Identität des Kindes zu constatiren, und dasselbe alsdann entweder nach Italien oder nach Deutschland zu führen, um dort bessern Zeiten abzuwarten.

Trotz des Eifers, welchen St. Jean bei dieser Erzählung entwickelte, konnte der Parlamentsrath es aber doch nicht über sich gewinnen, einen so außerordentlichen Schlag zu führen. Er leistete somit Widerstand, und verschob die endgiltige Antwort bis auf einige Tage.

Ich habe es bereits gesagt, er war ein geistreicher und

vernünftiger Mann, insbesondere gehörte er nicht zu den Leichtgläubigen, und konnte somit auch nicht glauben, daß sich der Himmel in Bezug auf seine Person eines Bedienten als eines Zwischenmannes bediene, wo doch den übernatürlichen Mächten eine unmittelbare Mittheilung eben so wenig Schwierigkeiten bot, und überdies ihrem Zwecke förderlicher erscheinen mußte. Da aber dieser Diener erst nach geschehenem Unglücke sprach, sollte er nicht etwa auf diesem Wege eine gewisse Wichtigkeit und ein Uebergewicht in dem Hause zu erlangen suchen? Wenn er aber auch, was nach so vielen Unglücksfällen wohl seyn konnte, wirklich von einem Schwindel befallen war, so schien es nur um so schwieriger, einen so delikaten Auftrag einem Geisterseher anzuvertrauen.

Inzwischen hatte auch die Schwester des Parlamentsrathes gegen ihren Bruder geäußert, daß sie, in der Voraussicht, eines eben so gewaltsamen Todes wie die übrigen Mitglieder der Familie sterben zu müssen, nicht den letzten Augenblick abwarten, sondern zum Voraus über ihr großes Vermögen verfügen wolle. Sie theilte dieses zu gleichen Theilen unter Georges den Waisenknaben und den jungen Ambroise, den Sohn der tugendhaften Wittwe des Herrn v. Vartelle, zumal sie beide den nämlichen Namen führten und geeignet schienen, das Geschlecht fortzupflanzen.

Dieses bestimmte nun den Großvater, ebenso wie seine Schwester zu handeln, und nachdem er den Antheil seiner Töchter geregelt hatte, vermachte er seine ganze Verlassenschaft dem jungen Niore, mit Rückfall auf dessen Vetter, sofern jener früher sterben sollte. Diese beiden Testamentsbestimmungen wurden der interessanten Wittwe mitgetheilt, welche mit dem reichen Antheil, welchen Frau d'Orgerel ihrem Sohne zuwendete, mit der herrlichen Aussicht, welche ihm das Testament des Bischofs und des Herrn v. M... eröffnete, so sehr zufrieden

war, daß sie im Angesichte Gottes schwur, der unglücklichen Waise die zärtlichste, aufrichtigste und ergebenste Mutter zu seyn.

Zwei oder drei Wochen nach dem letzten Ereigniß, — es mochte ungefähr Mitternacht seyn, und Herr v. M... mit einer dringenden Arbeit beauftragt, wachte noch in seinem Arbeitszimmer, — wurde plötzlich sanft an eine Thüre geklopft, durch welche man mit dem Innern des Hauses verkehrte. Die Dienerschaft benützte dieselbe blos für den Dienst am Morgen oder in außerordentlichen Fällen. Der Beamte war somit überrascht, daß man auf diesem Wege zu ihm komme, stand auf, näherte sich und fragte, wer da sey. Er glaubte, St. Jean habe sich genannt, war aber dessen nicht sicher, weil die Antwort kaum verständlich war.

Er öffnete nun die Thüre und sah in der That diesen Mann mit emporstehenden Haaren, entstelltem Gesichte, nur mit Hose, Strümpfen, Schuhen und Hemd bekleidet, ein Licht in der Hand haltend, hereintreten.

— Ach mein Herr, rief er aus, wir sind verloren; ich habe Sie nicht zu beugen vermocht, und der Tod Ihrer Frau Schwester steht nun nahe bevor.

— Was sagst du da, Unglücklicher? entgegnete sein Herr ganz bestürzt.

— Was ich so eben erst vernommen habe! Wir haben uns in der Küche verspätet, wo Rosette, die Kammerfrau der Madame d'Orgerel, uns ins Geheim mittheilte, was Sie mein Herr, nach der Behauptung Rosette's sogar selbst noch nicht wüßten.

— Was denn?

— Die Abreise ihrer Herrin, welche sich nach ihrem schönen Schlosse in Burgund begiebt. Herr v. M... wußte in der That nichts davon. Diese Mittheilung hat uns zum Plaudern geführt, so daß endlich Mitternacht herbeikam, und mit ihr

Herr Dumas (der Hausverwalter), welcher über unser langes Aufbleiben erbost war. Wir ergriffen somit unsere Lichter. Ich stieg, wie gewöhnlich, die kleine Wendeltreppe empor, als ich auf dem dritten Treppenabsatz, obgleich ich das Gesicht gesenkt hatte um die Stufen zu sehen, mein Licht erbleichen sah, und mir ein Gegenstand wie ein Körper den Weg versperrte. Mein Herz begann heftig zu klopfen und mein Blut erstarrte. Ich richtete nun den Kopf in die Höhe. Es war mein Herr.... aber dies Mal war er gereizt, wüthend; er nannte mich einen Schurken, einen Elenden, einen schlechten Knecht, welcher dem Hause nicht anhänglich sey; hierauf befahl er mir abermals, zu Ihnen zu gehen und wenn Sie mir nicht erlauben wollten, das Waisenkind zu retten, Ihnen ungehorsam zu seyn und das Kind zu stehlen. Endlich gab er mir mit einem Stock fürchterliche Schläge und prügelte derart darauf los, daß meine Arme ganz zerquetscht seyn müssen. „Uebrigens," sagte er noch, ehe er wieder verschwand, „das bevorstehende Hinscheiden meiner Tante wird meinen Vater lehren, ob ich ein falscher Prophet bin."

Herr v. M... über dieses Ereigniß noch weit erstaunter, als über das frühere, weil dieses letztere mit einer Mißhandlung begleitet war, hob nun selbst in lebhaftester Weise den Aermel des Bedienten empor und gewahrte mit einem von Abschen untermischten Entsetzen, die ganze Haut voll schwarzer Stellen, gelber und blutunterlaufener Flecken, die unabweislichen Spuren der fatalen Erscheinung. Seine Ungläubigkeit erlitt eine bedeutende Niederlage, obgleich er sich wegen eines Ueberbleibsels von Zweifel nicht augenblicklich zum Glauben bequemte. Das Uebernatürliche übt aber immerhin, wenn wir schmerzlich erregt sind, eine größere Herrschaft auf uns aus. Er blieb bestürzt. Er überlegte, schickte St. Jean hinweg, und rieth ihm sich zur Ruhe zu begeben.

— Morgen um 11 Uhr, sagte er zu ihm, wenn ich vom Gerichtspalast nach Hause zurückkehre, komme auf der nemlichen Treppe hieher, ich werde dir dann deine Verhaltungsbefehle geben und du kannst abreisen.

Saint-Jean, mit Briefen für den Erzbischof von Bourges, für den Intendanten der Provinz, den Chef der Marechaussée, den Civillieutenant des Seneschalls, den königlichen Prokurator und mit Identitäts-Urkunden bezüglich der in Gegenwart wichtiger Personen dem Kinde vor seiner Entfernung beigebrachten Erkennungszeichen versehen, reiste nun unter dem Vorwand, den Dienst zu verlassen und in seine bäuerliche Heimath nach der Bretagne zurückzukehren, aus Paris ab. Das ganze Haus war erstaunt über seine Abreise, die tugendhafte Wittwe noch mehr als die Andern, obgleich sie ihrem Schwiegervater zu verstehen gab, daß man an diesem Mann vielleicht nicht sehr viel verliere. Zwei Tage darauf ging die Kammerfrau der Madame d'Orgerel aus, und kehrte nicht mehr nach Hause zurück. Man wartete bis spät in die Nacht auf sie, aber umsonst. Gegen zwei Uhr Morgens ließ sich plötzlich ein furchtbares Getöse in dem Gemache neben jenem des Herrn v. M... und seiner Schwester vernehmen, welches die Schlafenden erweckte, und die Andern auf den bedrohten Punkt herbeizog. Die Wirkung einer Mine oder Höllenmaschine, welche glücklicher Weise nicht vollständig gelungen war, hatte Mauern gesprengt, Verschläge und Wände eingestürzt, Fußböden zertrümmert, und die Vertäfelungen hinweggerissen.

Ein doppelter Mordversuch hatte das Leben des Parlamentsrathes und jenes der Frau von d'Orgerel bedroht; die Letztere war unterlegen, wahrscheinlich aus Furcht, denn man fand sie ohne sichtbare Verletzung in eine Zimmerecke geschleudert, und sogar die Oeffnung des Leichnams ergab keine Spuren einer

angewandten Gewalt; Herr v. M... war glücklicher Weise mit einigen Quetschungen davon gekommen.

In einem Ofen des Gemaches der Frau von Bartelle fand man ein Päckchen Pulver, Kugeln, Stücke Eisen, Kupfer und zerbrochenes Glas. Ohne Zweifel hatte es dem Bösewicht an Zeit gefehlt, dort gleichfalls Feuer anzulegen.

Ein derartiges Attentat erfüllte ganz Paris mit Schrecken und brachte die Polizei auf die Beine. Da die Kammerfrau der Schwester nicht nach Hause kam und sich überhaupt nicht mehr zeigte, so hielt man sich natürlich davon überzeugt, daß sie Herrn M... gegenüber als Werkzeug der abscheulichsten Rache benützt worden war. Der Hof und die Stadt statteten dem Herrn v. M... und seiner Schwiegertochter Besuche ab, man beglückwünschte sie, diesem Angriff entgangen zu seyn. Leider war es ein trauriges Glück. Der Vater, all der Seinigen beraubt, nunmehr so ganz verlassen und allein, und sogar gezwungen, seinen rechtmäßigen Erben zu verbergen, schleppte ein elendes Dasein dahin. Immerhin aber erwartete er mit Ungeduld Nachrichten von seinem Diener, als seine Schwiegertochter von Schmerz zerrissen in sein Zimmer trat, um ihm anzuzeigen, daß der Sachwalter ihrer Gutsherrschaft in der Provinz Berry ihr so eben mittheile, daß ein Unbekannter den jungen Georg entführt und daß man umsonst Alles aufgeboten habe, ihn wiederzufinden.

Herr v. M... zögerte vorerst aus übertriebener Vorsicht, über welche er fast selbst erröthete, ob er seiner Schwiegertochter den Antheil, welchen er an diesem Ereignisse genommen, anvertrauen solle.

Sein treuer Diener hatte im Namen des Gespenstes Verschwiegenheit von ihm gefordert, sogar gegenüber der nächsten Verwandten, ein Umstand, dessen ich zu erwähnen vergessen, welchen ich hier aber nachträglich einschalte. Dessenungeachtet

schämte er sich, einer so tugendhaften, so ergebenen Frau gegenüber auf eine solche Weise zu handeln, und vertraute ihr deswegen den ganzen Vorfall an.

Frau v. Bartelle nahm diese vertrauliche Mittheilung mit Freuden entgegen; gab dieser außerordentlichen Vorsicht ihren ganzen Beifall, bemerkte aber ihrem Schwiegervater dabei, daß er Unrecht daran thue, ein solches Geheimniß für sich allein bewahren zu wollen, weil er ja leicht ebenfalls ein Opfer ihres unversöhnlichen Feindes werden könnte. In einem solchen Falle würde dann die Zukunft des Erben eines so großen Vermögens in der Gewalt eines nichtssagenden Mannes bleiben. Konnten die Töchter, die Schwiegersöhne des Herrn v. M... die Identität eines Kindes nicht beanstanden, welches keine andere Empfehlung, als die Aussage des St. Jean aufzuweisen hätte? Der Parlamentsrath erwiderte hierauf seiner Schwiegertochter, daß sie Recht habe, und daß er augenblicklich seinen Bruder, den Oberstlieutenant und ersten Präsidenten des Parlaments zum Vertrauten in dieser Angelegenheit machen werde.

— Ich hätte geglaubt, entgegnete Frau v. Bartelle, von Seiten meines Schwiegervaters mehr vertrauende Hingebung zu verdienen.

— Meine Tochter, hier bildet das einzige Hinderniß blos Ihr Geschlecht; Sie werden gewiß begreifen, daß vor Gericht die Erklärung des ersten Herrn Präsidenten ein ganz anderes Gewicht haben würde als die Ihrige. Ich muß dem Streit vorbeugen, wie Sie es mir selbst so richtig angerathen haben.

Frau von Bartelle, nur wenig hierdurch befriedigt, ging hinweg; die Gründe, welche ihr der Parlamentsrath entgegenstellte, waren zu offen ausgesprochen, als daß sie auf ihrem Wunsche hätte bestehen können.

Eines Abends nun kam der Pförtner, um Herrn v. M... ganz geheimnißvoll zu benachrichtigen, daß St. Jean aus seiner

Heimath zurückgekehrt sey, und ihn zu sprechen wünsche. Der Parlamentsrath ließ ihn eintreten, und St. Jean machte ihn nun damit bekannt, daß er keinen bessern Ort habe finden können, um seinen Pflegling unterzubringen als eben Paris. Er hatte ihn einer seiner Schwestern, welche in gesunder Gegend auf der Anhöhe St. Geneviève wohnte, übergeben, damit er ihn dort besser, als in weiter Entfernung, überwachen könne; dessenungeachtet, und stets im Namen des Gespenstes, des Vaters des Waisenkindes, blieb es Herrn v. M... strengstens verboten, ein Mitglied der Familie zum Vertrauten zu machen. Saint-Jean, welchem sein Herr die seiner Schwiegertochter gemachte fast vollständige Mittheilung nicht zu gestehen wagte, trat nun seinen Dienst wieder an.

Einige Wochen waren seither verflossen, als eines Morgens dieser nemliche Diener todtbleich und mit einem durch fürchterliche Schmerzen entstellten Gesichte, zu dem eben im Aufstehen begriffenen Herrn v. M... eintrat.

— In des Himmels Namen! rief er aus, lassen Sie den Herrn Generalprokurator (des Parlaments), den Herrn Civillieutenant und den Herrn General-Polizeilieutenant holen, ich habe vor denselben eine äußerst wichtige Erklärung abzugeben. Eilen Sie . . . ich gehe rasch dem Tode entgegen, nur ein Gegengift hält mich noch ein wenig am Leben; aber es ist nicht im Stande, das fürchterliche Gift, welches mich durchbrennt, zu zerstören.

Diese Worte versetzen den Herrn v. M... in die größte Bestürzung; er eilt selbst hinaus, nachdem er zuvor seinen Bruder beschworen, über St. Jean zu wachen, und ihn mit Niemanden, wer es immerhin auch seyn möge, allein zu lassen. St. Jean erkundigte sich noch, wo sich Frau v. Bartelle befinde.

— In der Kirche erhält er zur Antwort, es ist ihr An-

dachtstag, sie beichtet. Auf diese Antwort hin bricht St. Jean zwei bis dreimal in lautes Lachen aus. Der Parlamentsrath, welcher ein zu ungeheures Interesse hatte, das abscheuliche Geheimniß, welches ihn umgab, endlich einmal aufzuklären, führt nicht nur allein die verlangten hohen Persönlichkeiten, sondern auch den ersten Herrn Präsidenten, sowie zwei Parlamentsräthe herbei, welche er bei dem Generalprokurator angetroffen hatte. Vor diesem strengen Gericht erzählt nun St. Jean nachfolgende Thatsachen:

„Frau v. Vartelle, welche ihren Mann haßte, wollte gleichzeitig in maßloser Weise ihr Vermögen vergrößern und Wittwe werden, um mit einem Herzog und Pair von Frankreich, welcher sie insgeheim liebte, sich verheirathen zu können; die Möglichkeit dieser Verbindung forderte aber von ihrer Seite ein ungeheures Vermögen. Um nun diesen doppelten Zweck zu erreichen, mußte sie sich so benehmen, um sämmtliche Verlassenschaften ihrer Verwandten einzig und ausschließlich ihrem Sohne zuzuwenden und sich ihres Mannes zu entledigen. Zu diesem Zwecke betrieb sie das Gift-Studium, und um vor Allem jeden Verdacht, der auf irgend eine Person im Innern des Hauses hätte fallen können, zu entfernen, ließ sie um den Preis von fünf Louisd'ors von einem Schreiber, Namens du Charnier, den St. Jean ihr bezeichnet hatte, und welcher auch vernommen und mit der Verbrecherin confrontirt wurde, jenen Brief schreiben, welcher Herrn v. M... so sehr in Verlegenheit setzte. Da sie ferner ihn selbst, nemlich St. Jean, auch gewonnen hatte, so war es Beiden zusammen ein Leichtes, sich nach und nach aller Opfer zu entledigen. Sie war es, welche, die Gelegenheit benützend, die von ihrem Manne gekauften Feigen vergiftete, während er zu seinem Vater gegangen war. Durch eine Thüre, welche auf eine benachbarte Straße führt, das

Hôtel verlassend, hatte sie sich nach der Kirche begeben, um dort das Gelingen dieses entsetzlichen Streiches abzuwarten.

Je mehr indessen die Verbrechen in diesem Hause zunahmen, desto weniger konnte St. Jean sich daran gewöhnen; aber er war sich dabei gar wohl bewußt, daß er, sobald er seine Mitschuldige anklagte, sich selbst ins Verderben stürze; überdieß hatte er kein Beweismittel ihr entgegen zu halten, und erfand deswegen jene Fabel von der Erscheinung seines frühern Herrn. Er ging sogar soweit, sich selbst aufs heftigste mit einem Stocke zu schlagen, bloß um damit Herrn v. M... täuschen zu können. Er wußte, daß dieses abscheuliche Weib, in dessen Gewalt der erste Erbe dieser Familie sich befand, denselben erst dann würde sterben lassen, nachdem er von seinen nächsten Verwandten und von seinem Großvater geerbt haben würde; denn in diesem Falle wäre ihr Sohn nur noch der einzige Vertreter der männlichen Linie gewesen; aber kaum würde ihm der Besitz so vieler Güter zugefallen seyn, so hätte ihn seine Mutter derselben wieder beraubt, um sie selbst an sich zu ziehen.

Dadurch also, daß man den jungen Georges v. Niôre, welchen die Versehung so unzeitig für ihre teuflischen Pläne hatte geboren werden lassen, verschwinden ließ, wurde auch der Mord des Herrn v. M... und seiner Schwester vereitelt und unnütz.

Frau v. Bartelle, welche den Verdacht der teuflischen Absicht, mittelst Explosion einer Pulvermine ihren Schwiegervater sowie Frau d'Orgerel aus dem Weg zu schaffen, von sich ablenken wollte, hatte dieses Verbrechen nicht minder geschickt, wie die frühern, angelegt und ausgeführt.

Die durch Opium bewußtlos gemachte unglückliche Kammerfrau der Madame d'Orgerel, war während der Nacht von dieser Furie selbst aus ihrem Bette geholt, und nachdem sie ihr einige Dolchstiche in das Herz versetzt, in einen im Keller be-

findlichen Brunnen gestürzt worden, wo man dieselbe wieder fand. —

Hierauf legte sie in ihrem eigenen Zimmer die künstliche Miene an, welche sie aber nicht in Brand steckte, damit sie beim nachherigen Auffinden zu dem Glauben verleiten sollte, als habe man sie selbst ums Leben bringen wollen. Ihre Hand war es aber, welche den Apparat in Brand steckte, durch welchen der Tod der Frau d'Orgerel verursacht wurde. St. Jean hatte vor seiner Abreise hievon nichts gewußt, aber bei seiner Rückkehr hatte diese verwandten-mörderische Frau ihn aufs Neue zu gewinnen gesucht, und ihm somit auch diese letzte vertrauliche Mittheilung gemacht.

Wüthend darüber, daß sie weder von Herrn v M... noch von St. Jean erfahren konnte, wo man das Kind verborgen habe, was für sie doch eine Hauptsache war, hatte sie also beschlossen sich ihres Mitschuldigen zu entledigen, und zwar in der Hoffnung, daß man mit ihm auch die Spur ihres Neffen verlieren würde, zum mindesten daß man hierdurch die Echtheit des Kindes bestreiten könne.

Saint Jean, welcher ihr mißtraute, speiste außerhalb des Hauses, und konnte deßwegen auch nicht begreifen, wie es ihr gelungen sei, ihn zu vergiften.

Am Morgen desselben Tages hatte er sich überzeugt, daß er den Tod im Herzen herumtrage. Ungesäumt hatte er hierauf ein Gegengift genommen, allerdings zwar nicht hinreichend, um ihn zu retten, immerhin aber wirksam genug um seinen Tod bis nach vollbrachter Rache zu verzögern. Der Vergiftete bezeichnete den Ort, wo man noch Ueberreste von Gift oder Theile der Höllenmaschine, deren sich Frau von Vartelle bedient hatte, finden könne; auch gab er die Namen der Droguisten, der Juden und Apotheker an, welche die Rohstoffe geliefert hatten, und beschrieb es genau, wo man jene Papiere mit Be-

schlag belegen könne, welche das Gewissen seiner Zuhörer vollständig beruhigen würden.

Kurz nach Abgabe dieser Erklärung verfiel St. Jean in den letzten Todeskampf und hauchte gerade sein Leben aus, als das gottvergessene Weib von der Kirche des Minèmes auf der Place Royale, wo sie gebeichtet hatte nach Hause kam. Nun plötzlich verhaftet und unter einem erborgten Namen in ein entlegenes Gefängniß abgeführt, vermochte sie dort ihre Schande nicht zu überleben, und erhenkte sich mittelst eines seidenen Taschentuches. Die zahlreichen Quetschungen, die man an ihrem Leichnam entdeckte, waren sprechende Zeugen dafür, daß ihr Todeskampf kein leichter, sondern von langen und fürchterlichen Qualen müsse begleitet gewesen seyn.

Dieses furchtbare Ereigniß beschäftigte die Polizei in allen seinen Einzelheiten, und war die Ursache vermehrter Vorsicht und erneuter Nachforschungen in Bezug auf die Giftmischer, welche die traurigen Zeiten der Brinvilliers und der Voisin wieder heraufzubeschwören schienen. *)

Siebentes Kapitel.

Die Polizei und die Sitten.

Bei dem Tode Ludwig XIV. beherrschte die übertriebene, wahre oder falsche Frömmigkeit noch alle Geister und leitete jedes Haus. Die Mischung französischer Galanterie mit dem spanischen Prunk, bildeten zusammen jene geschmeidige Höflichkeit, welche über den Versailler Hof einen so großen Glanz verbreitete.

---

*) Polizei-Archiv von Peuchet.

Der junge und schöne Ludwig XIV., muthig und geschaffen um zu gefallen, aber selbst in seinen größten Schwächen noch den Gebieter zeigend, mußte natürlicher Weise seinem Jahrhundert eine Färbung ernster Frivolität verleihen. Man behandelte die Herzensangelegenheiten wie ein ernstes Geschäft: die Liebe hatte ihre Stelle in den Berechnungen der Diplomatie; selbst in den leidenschaftlichsten Liebesbriefen ließ man einen Schein von Größe durchblicken. All dieses jämmerlich Kleine, mit hohen Namen und großen Intriguen gemischt, wurde im Ton der wichtigsten Staatsangelegenheiten behandelt.

Die Würde des Königs folgte ihm bis zu seinen Ehebrüchen. Die Söhne der Frau von Montespan waren keine unbekannten verächtlichen Bastarde, sondern Prinzen des königlichen Hauses, welche ihrerseits eine Linie bildeten als wären sie dazu berufen, eines Tages, durch die Glücksfälle der Erbfolge, die Krone zu ergreifen, welche ihr ehebrecherischer Vater mit so großem Glanze getragen hatte.

Als er nicht mehr der hervorragende Liebhaber der Frauen und der sinnliche Anbeter ihrer Körpervollkommenheiten war, wurde der König in ihren Geist und in ihre Seele verliebt. Hierin bestand die große Umwandlung seines Lebens.

Nachdem er als Künstler geliebt hatte, liebte er nunmehr als Dichter.

Nach Lenoire war es nun Racine, welchem er Weihrauch streute. Dieses völlig umgewandelte Gefühl wandte sich nunmehr einer würdigen, strengen, melancholischen und frommen Frau zu, welcher die Welt aus eigener Erfahrung im vollen Ernste zuwider war; des Königs Neigung, in keiner Weise durch seine frühere Leichtfertigkeit gestört, erhielt noch den Heiligenschein durch die Ehe mit der neuen Geliebten, und ging so allmälig zu immer strengerer Sitte über, je mehr Ludwig XIV. seine geistigen Eigenschaften im Abnehmen begriffen fühlte. Jene

für große Seelen so sanfte, durch den Frieden, welchen sie verschafft, so trostreiche Andacht bemächtigte sich endlich des Königs in maßloser Weise: er glaubte nunmehr, das Beten sey das Hauptbedürfniß des Menschen, er erinnerte sich nicht mehr jener Zeit, wo er ebenfalls geglaubt hatte, nur Liebe sey das erste und letzte Wort des Lebens, das Geisteslicht, der Zweck aller unserer Gedanken.

Er wollte fortan blos Nachahmer seines strengen Sittenlebens um sich dulden.

Als der Hofmann sah, daß die Frömmigkeit der Weg zu Gunst und Glück geworden, wurde er nun bigott und heuchlerisch, für ausschweifende Menschen allerdings eine leichte Umwandlung. Alles nahm nun fortan die Miene der religiösen Weihe an. Aber außer dem König, der Frau v. Maintenon, dem Herzog v. Bourgogne, den Herren v. Beauvilliers, v. Chevreuse, v. Saint-Simon, v. Fenelon, spielten alle Andern bloß eine Rolle mit frommen Masken und füllten blos die Pflichten des Augenblicks aus.

Sehnsüchtig wurde daher die Stunde erwartet, wo man die lästige Larve abwerfen konnte. —

Ludwig XIV. starb; und siehe! bereits am darauffolgenden Tage war der Hof wieder gottlos und ausschweifend, weil der Regent ohne Religion und ohne Sitten war, eine Rolle, welche für gewisse Leute ebenso schwer durchzuführen ist, wie die Rolle der Frömmigkeit.

Dieser Schwierigkeit wichen sie durch Uebertreibung aus. Am Vorabend noch wurden die Jansenisten in fanatischer Weise verfolgt; aber schon am folgenden Tag galten deren Verfolger für Leute ohne Tugend, für Leute, welche durch das Laster krebsartig angefressen seyen, so z. B. die Cardinäle Dubois, v. Tencin, v. Billy; der seines Glanzes entkleidete Ehebruch begann nun sein Unwesen unter dem Bürgerthum und der Adel behielt sich die Blutschande vor.

Die Hofleute brachten ihr Leben mit Freudenmädchen, oder hinter den Coulissen der Comédie-Française und der Oper zu. Die Damen, welchen die Galane von Stande verleidet waren, weil dieselben, wie sie sich ausdrückten, der nachhaltigen Kraft ermangelten, nahmen vorerst was ihnen unter die Hände fiel, und alsdann in Ermangelung von Besserem ihre Lakaien. Jene, welche wie Frau von Richelieu ihre Freude im Hause fanden, hieß man Valétudinaires. Jene hingegen, welche im Garten, im Park von Versailles auf den Boulevards, im Palais Royal, in den Tuilerien, auf den Quais und in Paris herumstrichen, wurden Citadines genannt.

Die Prinzen von Geblüt brachten ihr Leben entweder mit unterhaltenen Buhlerinnen, mit Schauspielerinnen oder mit Frauen vom Stande zu, welche sich um die Palme des Scandals stritten. Einige unter ihnen trugen ihren Antinous zur Schau. Mit seiner Concubine leben, war der gesetzliche Zustand damaliger Zeit. Auf diese Weise wurde der Regent auch vom Schlage gerührt, während er in den Armen der Herzogin v. Falaris (oder Phalaris) lag. Frau von Prie, die Mätresse des Herrn Herzogs war es, welche Ludwig XV. heirathete. Wenn man von dem Cardinal v. Tencin irgend eine Gnadenbezeugung erhalten wollte, wendete man sich blos an seine Schwester, welche bekanntlich die Stelle seiner Mätresse vertrat.

Ludwig XV. welcher in der Ausschweifung hinter Niemanden, wer es auch seyn mochte, zurückblieb, nahm vorerst vier Schwestern, nämlich die Damen v. Mailly, v. Flamarens, v. Chateauroux und v. Flavacourt zu Mätressen. Seine Beziehungen zu der Letztgenannten werden jedoch bestritten. Der Herzog von Nevers hat gesagt, er habe gesehen (d. h. mit leiblichen Augen), daß Ludwig XV. mit Madame Adelaide die Leichtfertigkeiten des Regenten erneuerte. Ganz Frankreich ist es bekannt, daß der Graf Louis von Narbonne der Sohn

dieser Prinzessin und des Königs war. Der Großsiegelbewahrer d'Argenson wollte nur Klosterschwestern zu Mätressen haben, und er ist auch in einem Frauenkloster, welches er zum Harem umgewandelt hatte, gestorben. Der schöne Graf v. Evreux wenn er mit seiner eigenen Frau keinen Handel treiben konnte, verkaufte sich selbst. Er spielte ein Höllenspiel und hatte kein Glück dabei.

Der Hirschpark (Le Parc-aux-Cerfs) war eine Anstalt, wo man junge, zu des Königs Unterhaltung bestimmte Mädchen erzog; die Direktorin dieses infamen Hauses war eine von ihm angestellte Frau, ihre beiden Hauptagenten trugen das St. Louis Ordenskreuz; jedes Mädchen, welches schwanger aus der Anstalt kam, bezog eine Aussteuer von fünfmalhunderttausend Franken, oder einen Von als Unter-Generalsteuereinnehmer. Ich habe auf der Polizei Familien gesehen, so aller Scham entblößt und von Habsucht besessen, daß sie in Form einer Bittschrift, die Zulassung einer ihrer Töchter in den Hirschpark sich als eine Gnade erbaten. In Betreff des eben Gesagten wurde nachfolgende Bittschrift Herrn Berryer überreicht, die wortgetreu also lautet:

„Gnädiger Herr!

„Ein Familienvater, seit zwei Jahrhunderten Edelmann durch Erhebung in den Adelstand in dem Pariser Schöffenamt, dessen Voreltern sich nie ihres Adels verlustig gemacht haben, wendet sich an Sie, belebt von einer feurigen Liebe zur geheiligten Person des Königs, und zu dem Zwecke Sie damit bekannt zu machen, daß er das Glück genießt, Vater einer Tochter zu seyn, ein wahres Wunder von Schönheit, Frische, Jugend und Gesundheit. Die angeschlossenen Zeugnisse der Doktoren, Wundärzte und Aerzte werden Sie bezüglich dieser

Punkte belehren, andere Atteste von zwei Hebammen bezeugen unversehrte Jungferschaft dieses theuern Kindes.

„Hieße es von Ihrer Güte, gnädiger Herr, zu viel hoffen, wenn ich Sie ergebenst darum bäte, für meine dritte Tochter Anne-Marie v. Mar . . ., welche das erforderliche 15te Lebensjahr überschritten hat, die Erlaubniß zum Eintritt in das glückselige Haus zu erwirken, wo man jene ihres Geschlechts ausbildet, welche der glühenden Liebe unseres guten Königs vorbehalten sind.

„Ach gnädigster Herr! welche schöne Belohnung wäre eine solche Gunst für meine vierunddreißig Dienstjahre, in meiner Eigenschaft als Capitain im Regimente M . . :, ferner für die beiden ältern Brüder meiner vielgeliebten Tochter, der eine Seeoffizier, der andere Beamter bei einem höhern Raths-Collegium. Meine ältere Tochter wurde zu St. Cyr erzogen, sie hat Herrn . . . einen gewöhnlichen Edelmann des Königs geheirathet; meine jüngste Tochter ist Klosterschwester im Kloster . . . zu P . . . . Vielleicht dürfte das vorgerückte Alter der jungen Person Anstand erregen? Wohlan! sie besitzt noch ihre Unschuld wie am Tage der Taufe und kennt noch keinen Geschlechtsunterschied. Sie wurde von einer Mutter, einer würdigen Gemahlin, einem Vorbild der Tugend keusch erzogen, und welche stets darauf hinarbeitete, unsere Tochter mit jenen Eigenschaften zu schmücken, die den Beifall unseres geliebten Königs haben, welcher auch in ihr die unschätzbaren Vorzüge finden wird, welche man ihm schuldet.

„Ich erwarte mit einer lebhaften Ungeduld Ihre Antwort, gnädigster Herr. Wenn sie günstig ausfällt, wird sie den Segen Gottes über eine Familie ausbreiten, welche Ihnen stets blindlings und leidenschaftlich ergeben seyn wird.

„Ich habe die Ehre 2c. 2c.“

Auf der Falte dieses schändlichen Schreibens war von einer andern Hand geschrieben: „In Augenschein zu nehmen."

Ich habe alle von mir offen gelassenen Namen geprüft, sie gehören einem achtbaren Hause an, dessen Erben ich nicht möchte erröthen lassen.

Man hat geglaubt einen einfachen Witz dadurch zu machen, indem man sagte, wir seyen sämmtlich Bastarde Ludwig XV. Die zahlreichen Akten, welche sich bezüglich des Gesagten in den Polizei-Archiven befinden, scheinen diesen Ausspruch zu rechtfertigen. *)

Dies war das Feld, auf welchem sich die Polizei des alten Regimes entwickelte, stets eine Mitschuldige der Ausschweifung, sie ausbeutend, wenn sie dieselbe nicht begünstigte, und mit Sorgfalt genaue Jahrbücher über sie führend. Die Geschichte des 18. Jahrhunderts befindet sich in den Polizei-Archiven niedergeschrieben, und dort muß man sie suchen, wenn man sich einen richtigen Begriff von jener unerhörten Ausschweifung bilden will, welche jede Uebertreibung noch überbietet. Diese Schande rief die Revolution herbei, gerade wie Sodom das Feuer des Himmels herbeirief. Es mußte Blut fließen, um die Schmutzflecken abzuwaschen, es bedurfte des Schaffots, um diese Schmach zu sühnen.

Es gibt eine Hand, welche alle einzelnen Fäden dieser Ausschweifung in sich vereinigt, einen Centralpunkt, wo sie stets alle zusammenlaufen, und diese Hand ist die Polizei; sie ist es, welche Laster und Verbrechen beobachtet und begünstigt; sie ist es, welche sich derselben zu ihren geheimen Plänen bedient; Zwischenträgerin, sobald es sich um die Könige und die Großen handelt, gefällige Mittelsperson und eine geschickte Seelenver-

*) Aus den Polizei-Archiven gezogene Memoiren, von Peuchet.

käuferin gegenüber den Kleinen, erscheint sie wie die Souveränin, welche leitet, anordnet und befiehlt. Sie ist das durchbohrende Auge, welches die Dunkelheiten der scheußlichsten Orte durchdringt, die übelriechendste Finsterniß durchstöbert, welche Alles sieht und Alles weiß; sie ist das Auge des Herrn und Meisters, vor ihr verneigt man sich, und gehorcht schweigend ihren Befehlen, weil man weiß, was ein Ungehorsam oder eine Empörung kosten würde. Die gesammte Prostitutionswelt, alle diese Buhldirnen, werden im Nothfall eben so viele Agenten der geheimen Polizei, und durch sie erfährt man jene Dinge, welche man zu wissen für nöthig findet, durch sie erforscht man die diplomatischen Intriguen.

Die Verwaltung des Regenten und seines Ministers, des Cardinals Dubois, bot nur zu oft Gelegenheit, den geheimen Einfluß jener Lasterhäuser, welche Se. Hoheit und Se. Eminenz besuchten, tief zu empfinden. So ernannten sie zu ihrem diplomatischen General-Polizeilieutenant eine berühmte Kupplerin, Namens Fillon. Dubois behauptete, daß leichtfertige Frauen, in Folge ihres Hanges zur Falschheit, als verschmitzte Unterhändler in politischen Dingen den Männern weit vorzuziehen seyen, und daß es nächtliche Zeugen gebe, in deren Gegenwart selbst der feinste Diplomat stets irgend eine Indiscretion begehe. Dieser Gedanke hatte ihn veranlaßt, in gewissen Kreisen die Boudoirs der Fillon in Aufnahme zu bringen, die sich namentlich bei den Mitgliedern des diplomatischen Corps der größten Gunst zu erfreuen hatten. Die weiblichen Agenten des kupplerischen Cardinals hatten eben damals den Befehl erhalten, ihren Eifer und ihre Thätigkeit zu verdoppeln, als die Intriguen Spaniens und des Herzogs von Maine den Regenten und dessen Hof bedrohten. An einer geheimen Thüre des Labyrinthes der vornehmen Buhlerin fand man jenen Faden angeheftet,

welchen der Cardinal bis zu dem Cabinete führte, wo die Verschwörung des Marquis von Cellamare gesponnen wurde. *)

Einer jener Züge, wodurch die von der Polizei unter der Regierung Ludwigs XV. geübte Bestechung ins hellste Licht fällt, besteht in der Angelegenheit des Fräuleins Tiercelin.

Es war dies nämlich ein Kind von ausgezeichneter Gesichtsbildung, höchstens 11 Jahre alt, aber bereits schlank und so vollständig ausgebildet, daß Ludwig XV. es auf seinem Wege bemerkte, als er eines Tages, von Versailles nach Paris gekommen, um einer öffentlichen Festlichkeit anzuwohnen, zu Fuß die Tuilerien durchschritt.

Dieses Kind ging unter der Aufsicht ihrer Bonne mit andern Mädchen seines Alters spazieren, als der König vorüberkam. Seine Lieblichkeit, eine glänzende und reine Gesichtsfarbe, aus welcher die Arglosigkeit und Unschuld sprach und das Feuer der Jugend sprühte, der Uebergang der Kindheit zur Entwicklung der Jungfrau, welche sich frühzeitig durch eine strotzende Gesundheit kund gab: Alles dies, sowie die Koketterie seines Lächelns, war kaum in des Königs Augen gefallen, als er auch bereits den heftigsten Wunsch des Genusses in sich verspürte.

Noch am nämlichen Abend sprach er mit seinem Kammerdiener Lebel davon. Dieser, für welchen der Geschmack seines Herrn kein Geheimniß war, sann schnell auf Mittel, die neuen Wünsche des Monarchen zu befriedigen.

Er nahm seine Zuflucht zum Polizeilieutenant: Herr Berryer war am Ruder. Ohne Herrn Berryer geradezu den Grund zu sagen, welchen dieser aber ohne allen Zweifel sofort errieth, ersuchte ihn Lebel darum, sich auf das Schnellste zu erkundigen,

---

*) Vorrede zum schwarzen Buche der Herren Delaveau und Franchet, von Année.

und um jeden Preis zu erfahren, was aus jenem schönen kleinen Gesichtchen von 10—11 Jahren, reizend wie ein Liebesengel, geworden sey, welches sich unter der Aufsicht seiner Bonne in den Tuilerien befunden habe, als eben der König dieselben durchschritt.

Man nahm das von Ludwig XV. selbst gegebene Signalement auf, die besondern Umstände dieses Zusammentreffens mußten auf die Spur führen; man gab die Einzelnheiten auf das Genaueste bis zur Kleidung an.

Der Polizeilieutenant empfahl die Nachforschungen ganz besonders einem seiner Bureaux-Vorstände. Ueber derartige Materien bedurfte es keines langen Verständnisses; sie bildeten so zu sagen ein spezielles Vorrecht. Der mit dieser Verkuppelung Beauftragte stellte eine Anzahl der durchtriebensten Agenten ins Feld, welche die Wichtigkeit des Auftrages, und den Eifer gar wohl begriffen, den man von ihnen erwartete. Natürlicherweise wendeten sie sich zuerst an die Kindsmädchen, welche die Kinder in den Tuilerien spazieren zu führen pflegten, eine geschwätzige Gattung, von welcher man vermittelst einiger Schmeichelworte und Läppereien Alles erhält, was man nur wünschen mag. Mit etwas Geduld und der Aufstellung eines Inventariums der den Garten besuchenden Kindsmädchen gelang es bald, das kleine Mädchen zu entdecken, welches Lebel bezeichnet hatte, und der Polizeilieutenant setzte augenblicklich den Auftreiber des Königs davon in Kenntniß. Aber dies war noch nicht genug, es mußte nun auch noch die Bonne bestochen werden.

Die Verführung dieses Mädchens bot kaum eine Schwierigkeit dar, denn weit rebellischere Tugenden waren, den unwiderstehlichen Gründen der Polizei gegenüber, schon zur Kapitulation gedrängt worden.

Es wurde daher vermittelst einer ziemlich runden Summe mit der Bonne verabredet, daß sie der Entführung des Kindes Vorschub

leiste, und zu Hause vorschütze, das Mädchen habe sich verlaufen; dabei vergaß man nicht, in bestimmter Weise festzusetzen, wie sofort, falls die Eltern Klage erheben würden, durch eine mächtige Dazwischenkunft alle Hebel dagegen in Bewegung gesetzt werden sollten, die in derlei Dingen üblich sind.

Das junge Mädchen wurde also entführt und dem König ausgeliefert. Es lag kaum in der Möglichkeit, daß ein derartiges verbrecherisches Abenteuer verschwiegen bleiben konnte, obgleich man den Polizeibediensteten strengste Verschwiegenheit anempfohlen hatte, denn die Meisten derselben waren an alle Coterien verkauft.

Die Sache wurde daher rasch bekannt und die Lästergeschichte der damaligen Zeit hat alle hierauf bezüglichen Einzelheiten gesammelt.

Der Vater, von dem Vorgefallenen unterrichtet, und durch die vielfach sich widersprechenden Aussagen der Bonne in eine förmliche Wuth versetzt, stieß fürchterliche Verwünschungen aus, drohte mit einer Klage beim Parlament wegen dieser Verletzung der Gesetze und der Moral, wegen dieses Angriffs auf die Sitten der Familien.

Aber welche Gerechtigkeit konnte er von den Gerichtspersonen erwarten, wenn der Fürst selbst der Urheber und Mitschuldige des Verbrechens war? Jener Polizeiagent, welcher den Mädchenraub vollzogen hatte, nahm es als der am weitesten Vorangeschrittene und am meisten Blosgestellte nun auch noch über sich, den Scandal zu ersticken und den Vater zum Schweigen zu bringen. Er machte Herrn Tiercelin begreiflich, daß er, statt ein lächerliches Aufsehen zu erregen, und sich überdies noch unzähligen Gefahren auszusetzen, weit besser daran thäte, einen philosophischen Entschluß zu fassen, und aus seinem Unglück Nutzen zu ziehen. In Folge von zwei geheimen

Konferenzen mit Herrn Berryer ließ sich endlich der Vater beschwichtigen und schwieg.

Als Alles im Reinen war, wurde Fräulein Tiercelin von dem König zur Madame de Bonneval erhoben, und unter diesem Namen in die kleinen Appartements zu Versailles eingeführt. Der Vater, der durch schweigsames Befolgen der klugen Rathschläge, die man ihm ertheilt, emporgekommen war, suchte nunmehr die neue Stellung seiner Tochter zu seinen Gunsten auszubeuten, daher intriguirte er auf das Lebhafteste um zum Ziele zu gelangen und zwar mit einer so unverschämten Demuth, daß sie wahrlich eines bessern Schicksals werth gewesen wäre, als es die Folge zeigen wird.

Die geheimen Correspondenzen damaliger Zeit, welchen es bekanntlich nicht an Oeffentlichkeit fehlte, versichern auch in der That, daß Herr Tiercelin nichts versäumte, um durch Vermittlung der Frau v. Bonneval seine Ansprüche auf Ehre und Reichthum geltend zu machen. Der König, von ihrer Jugend entzückt, und von der Zaubergewalt ihrer niedlichen und kindlichen Lieblichkeit doppelt unterjocht, wurde selbst zum Kind, und zeigte sich äußerst verliebt.

Seine blasirten Sinne liebten das Fremdartige, er begann des hohen Tones und der Anforderungen der Hofdamen müde zu werden. Sein Hang sich mit Gesindel gemein zu machen gab sich kund, und deswegen verfehlten die vornehmen Buhlerinnen ihrerseits auch nicht, für das Gelingen ihrer eigenen Pläne einige Hoffnungen daraus zu ziehen.

Besonders war es die den Choiseul's entgegengestellte Kabale, bei welcher man am meisten auf die neue Favoritin zählte. Es gab damals unzählige Coterien, welche sämmtlich die Laster des Königs begünstigten.

Aber der hauptsächlichste Minister ließ sich hierdurch nicht lange in der Irre herumführen; seine Eifersucht brach gegen

Frau v. Bonneval los, insbesondere fürchtete er den Credit, welchen Herr Tiercelin durch sie zu erlangen sich schmeichelte.

Der von Schmeichlern umgebene, eitle Bürgersmann trug eine beunruhigende Geheimnißthuerei hinsichtlich gewisser Ansprüche zur Schau, welche man gerne erforschen wollte.

Er hüllte sich wahrscheinlich deshalb in eine Undurchdringlichkeit, weil er nichts zu sagen wußte. Es war nicht schwierig, Herrn v. Choiseul durch die Verletzung des Postgeheimnisses und durch die Taktik anonymer Mahnungen, begreiflich zu machen, daß der König von Preußen, ein geschworner Feind der damals (1754) sehr mächtigen Frau v. Pompadour, einer großen Freundin der Choiseul's, unter der Hand darauf hinarbeite, die junge Tiercelin zur erklärten Mätresse zu machen.

Man gab dem Schreckbild Tiercelin alle möglichen Gestalten, ja man trieb es noch weit ärger, man trieb Herrn v. Choiseul selbst in die Falle, er stürzte sich auch auf die ihm gewordenen Andeutungen wie ein wahrer Spürhund und es gelang ihm auch zu ermitteln, daß der Vater sich damit beschäftigte, diese fremde Intrigue gelingen zu lassen, welche im Grund aber nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich hatte. Die Marquise v. Pompadour ergriff auch gierig diese Gelegenheit, um sich einer Nebenbuhlerin zu entledigen, welche in der That sehr gefährlich werden konnte, sie bestärkte Herrn v. Choiseul in seinem Verdachte, und durch die Angst des Ministers unterstützt, ließ sie einige Worte über ihre Befürchtungen hinsichtlich der geheimen Absichten des Königs von Preußen in Gegenwart Ludwig XV. fallen.

Sie nahm sich wohlweislich Zeit dazu, ihre Pläne auszuführen, und dadurch, daß sie dem König Zerstreuungen nach seinem Geschmacke verschaffte, wußte sie seine Aufmerksamkeit von ihren Intriguen abzulenken.

Dieser ziemlich mißtrauische Fürst, zeigte sich natürlich auch allen Einflüsterungen gegen wen es auch immerhin seyn mochte zugänglich.

Ein Genuß tröstete ihn für den Verlust eines andern, und ganz den Freuden der Gegenwart hingegeben, vermied er es sehr sorgfältig sich ernstlich mit der Vergangenheit und Zukunft zu beschäftigen.

Ganz insbesondere war ihm aber der König von Preußen unausstehlich, denn dieser thätige und spöttelnde Monarch verhöhnte ihn in ziemlich leichtfertigen Ausdrücken, welche im Publikum großen Anklang fanden.

Somit unterzeichnete er nun auch in einer momentanen Aufwallung von Zorn, einen Verhaftbrief (lettre de Cachet) gegen Tiercelin und dessen Tochter, eine Waffe, welche der Minister nicht rosten ließ. Frau v. Bonneval nebst ihrem Vater wurden eines schönen Morgens festgenommen und in die Bastille gesperrt; dort blieben sie bis Herr v. Choiseuil das Ministerium verlor, d. h. bis zum Jahr 1770, also während vierzehn Jahren.

Die geheimen Notizen über diese schändliche Intrigue weisen nach, daß dieselbe bereits seit 1754 spielte, nämlich von jener Epoche an, wo die junge Tiercelin in das Bett des Königs Ludwig XV. gelegt worden, bis zum Jahr 1756, wo der Befehl, Vater und Tochter in die Bastille einzusperren, unterzeichnet wurde — ein Ausgang, welcher sowohl der Doppelzüngigkeit des Monarchen, wie jener des Vaters würdig war.

Man könnte Bände derartiger Anekdoten zusammenschreiben, sie könnten sämmtlich dazu dienen die Verderbtheit des damaligen Hofes und den Antheil zu beweisen, welchen die Polizei entweder direkt, oder durch die Vermittlung von vornehmen Buhlerinnen an derselben nahm.

Die Willfährigkeit der Polizei gegenüber dem Hofe ging

aber noch bedeutend weiter, man unterrichtete den Hof nämlich von den Tausenden von Ausschweifungen, welche sich in Paris täglich zutrugen, und deren Erzählung dem zügellosen Fürsten Vergnügen bereitete.

Man klagt Herrn v. Sartines und Herrn Lenoir an; die Gründer eines scandalösen Bülletins zu seyn: es ist dies aber ein Irrthum. Schon lange vor ihrem Amtsantritte verlangten die Polizeilieutnants von den Vorsteherinnen der Häuser gewisse Einzelnheiten bezüglich dessen, was bei ihnen vorging, ferner daß sie der Polizei den Namen jener Persönlichkeiten und der mit denselben in Berührung gekommenen Mädchen angeben. Aus derartigen Journalen bearbeitete alsdann ein speziell dazu Angestellter die Bülletins für den Hof; welche sich aber von den politischen und Spionnage-Bülletins, welche ein anderer Angestellter besorgte, unterschieden.

Unter der Zahl der Mittheilungen welche man über die öffentlichen Mädchen gab, darf ich nur des Journals der Frau Dufresne, einer berühmten Vorsteherin erwähnen, wovon bereits in einem die Verwaltung des Herrn Berryer betreffenden Kapitel die Rede gewesen ist.

Diese Bülletins waren aber nicht die einzigen Berichte, welche sich die Polizeilieutenants über jene Personen verschafften, welche die Freudenmädchen besuchten.

Ihre Agenten lieferten ihnen noch weit vollständigere. Ich finde einen solchen Bericht von dem famosen Polizei-Inspektor Duroches, über das Haus der Baudoin, Vorsteherin des Hauses in der Straße Saint Thomas du Louvre, er ist vom 23. Mai. 1753 datirt, folglich unter Herrn Berryer's Verwaltung.

„Der Graf v. Aranda ein spanischer Edelmann, ist in verflossener Woche zweimal bei der Baudoin gewesen, sie führte ihn verflossenen Mittwoch vor acht Tagen zu der Flamberg,

wohnhaft in der Straße St. Honoré; der Graf belustigte sich einige Zeit mit diesem Mädchen und gab ihm 6 Louis'dor. Des darauffolgenden Tages benützte er das Fräulein Lemair, früher bei der Pain wohnhaft, und heute bei der Machonnier in der Straße St. Honoré, ganz in der Nähe des Klosters wohnend. Es ist dies das nämliche Mädchen (die Mätresse eines schwarzen Musketiers), welches durch Herrn Dumont vor ungefähr einem Jahr als Mann verkleidet verhaftet und in dem Fort-Leveque eingesperrt wurde.

„Die in Rede stehende Mademoiselle Lemair war letzten Freitag gegen Abend abermals in männlicher Kleidung bei dem Grafen von Aranda, welcher sie sehr gut aufnahm, seither ist sie in demselben Kostüm nochmals dort gewesen, sie erscheint in dieser Kleidung weit schöner, als in jener ihres Geschlechts.

In dieser Kleidung welche ihr das Aussehen eines lustigen, kecken Burschen giebt, glaubte sie des Tages vorher, nach eingenommenem splendidem Abendessen sich cavalierement einige Freiheiten gegenüber einer Tänzerin auf einem volksthümlichen Balle in dem Roule-Viertel herausnehmen, und das Gesicht des eifersüchtig gewordenen Liebhabers der betreffenden Schönen mit ihrer Reitpeitsche zerfetzen zu dürfen.

Die Zeugen dieser Aufführung wurden hierüber aufgebracht, und vom Wortwechsel ging man zum Prügeln über. In dem Durcheinander hat die Lemair eine gehörige Tracht derselben erwischt, und der Graf von Aranda, welcher sich in der Entfernung gehalten, hat sie den Händen der bewaffneten Gewalt nicht entziehen können. Durch ihre Verhaftung wurde sie mindestens vor einer zweiten Auflage von Prügeln gerettet. Es hat den Grafen von Aranda zwanzig vollwichtige Louis'or gekostet, um die Sache in der Stille abmachen zu können.

Ein Herr Jouski, ein Pole, welcher von Zeit zu Zeit die Baudoin besucht, hat vor einigen Tagen das Fräulein

Hippolyte, ein unterhaltendes Mädchen benützt, welches früher bei Lafosse wohnte und welches er von einem Kloster weggenommen, wo es in Pension gewesen ist; er gab ihm 4 Louisd'or.

Am verflossenen Mittwoch ist der alte Montremart, Hausmeister im Palais Royal, zur Baudoin gekommen, um ein hübsches Mädchen von ihr zu begehren, welches noch nicht bekannt sey, um in seinem Hause an einer Spielparthie Theil nehmen zu können.

Man holte das kürzlich erst aus Lyon angekommene Fräulein Dumray herbei, welches in der Straße Croix des Petits-Champs im Café Alexandre wohnt. Es ist ein großes, wohlgewachsenes, ziemlich schönes und ungefähr 20 Jahre altes Mädchen; es gibt sich für eine Sängerin aus, und sagt, es hoffe bei der Oper angestellt zu werden; es hat auch in der That Stimme, aber man sagt, es verstehe es weit besser, den Kellerschlüssel als den Notenschlüssel zu handhaben. Herr Montremart führte das Fräulein gegen Abend zu sich nach Hause, es speiste dort zu Nacht. Ich vermuthe, Herr v. Paulmy habe diesem Souper beigewohnt.

Unterzeichnet

Durocher.

Die Polizeibediensteten, welche derartige schändliche Aufträge zu besorgen hatten, wechselten darin mit den Polizeilieutenants.

Unter Herr v. Sartines waren die Inspectoren Marais und Guidor ebenso berühmt wegen ihres Verkehrs mit den Freudenmädchen und der galanten Abenteuer, als es die Veyrat und Foudras wegen der politischen Spionage waren.

Ihre Berichte bieten neue Beweise für das von der Polizei verfolgte System der Corruption und für den hohen Grad

der Sittenlosigkeit, welcher damals unter den vornehmen Classen herrschte.

Hier ein kurzer Ueberblick.

„Das Fräulein Desjardins, sagt der Inspector Marais, gehört in das Kirchspiel St. Rochus; es scheint, daß es eines tollen Streiches wegen das väterliche Haus verlassen mußte. Sie sagt, sie habe es gethan, weil ihre Mutter sie regelmäßig geschlagen hat, um sie dadurch zu zwingen, einen Mann zu heirathen, welchen sie nicht liebte. Heute bleibt ihr keine Wahl mehr übrig, vielleicht hat sie es auch gerade so haben wollen. Sie ließ sich bei einer Schauspielertruppe zu Rochefort anwerben; da aber diese Kunst ihrem Hang zum Luxus nicht hinreichendes Einkommen bot, so kehrte sie nach Paris zurück. Der Herr Herzog v. Montmorency machte hier ihre Bekanntschaft, stellte ein Haus zu ihrer Verfügung, und ließ sie den Namen Baronin v. Franqueville annehmen.

Herr v. Montmorency hatte eine schöne und treffliche Gemalin, welche er dieser angeblichen Baronin opferte. Aber die Desjardins war eben sehr ausschweifend, fügt Marais hinzu, und verstand auf eine gewisse Art zu lieben, welche dem Herzog gefiel; dies zeugt zu Gunsten der Frau Herzogin und erklärt auch den Vorzug."

„Das Fräulein Noël ist erklärte Mätresse des Herrn Rondé, Aufbewahrer der Krondiamanten, welcher so eben erst eine ziemlich ernste Geschichte wegen des Verkaufs von Diamanten für 500,000 Franks hatte, deren Depositär er nur gewesen, welche er aber dennoch verkaufte, um sich für Summen, welche ihm der Hof schuldete, bezahlt zu machen.

Er mochte mit seinen Diamanten nicht vor Durst und Hunger sterben, und zog es daher vor, sich selbst bezahlt zu machen.

Seine Sultanin entfaltet einen großen Luxus, und macht viel von ihrem reichen Entreteneur reden.

„Die Gräfin Sabatini, welche sich erst jüngst so unverschämt benommen hat, um dieses Spitzbubenvolk von Bänkelsängern, welches sich unter ihren Fenstern aufzuhalten wagte, vertreiben zu lassen, ist ganz einfach die Tochter eines Sergeanten des Regiments Barrois und einer Marketenderin. Der Oberst dieses Regiments hat sie frühzeitig verführt, und da er ein sehr hübscher Mann war, wußte er sich den guten Bissen zu erhalten. Sie blieb ihm während 3 Jahren treu, obgleich er sehr roh mit ihr verfuhr und sie keineswegs schonte. Dieser Offizier war aber wegen eines Duells, welches allen Anschein des Mordes an sich trug, zu Nizza verhaftet, von Offizieren gerichtet und zum Tode verurtheilt worden. Seine junge Mätresse, welche dies erfuhr, und unter der Hand auch von ihm Weisung erhalten hatte, was sie zu thun habe, machte dem Minister von Modena, dem Grafen v. Sabatini, einen Besuch. Die Sache schien fast unmöglich zu ändern gewesen zu seyn; der Minister ließ sich aber durch die Reize der jungen Bittstellerin bewegen. Sie war kokett wie die Frau eines Schöffen, er hingegen lüstern, wie ein Seminarist; daher nahm sie auch ohne große Mühe den Vorschlag an, sich von ihm aushalten zu lassen, und begründete somit ein doppeltes Glück.

Der Offizier wurde von dem Minister begnadigt, und von seiner Schönen erhielt er einen Urlaub, auch gab sie ihm den Rath mit auf den Weg, nicht auszuschweifen; sie selbst aber ließ der Minister den Namen einer Gräfin Sabatini annehmen. Trotz ihres glänzenden Titels war sie aber doch nach ihrem Wittwenthum lange Zeit ohne ein einträgliches Liebesverhältniß zu Paris gewesen.

Man weiß wohl von zwanzig vorübergehenden Verhältnissen, welche sie hatte, aber nichts von einer einzigen wirk-

lichen Zuneigung. Um die Zeit zu tödten, machte sie mit einem Herrn Berthelin, Offizier der Maréchausée, Bekanntschaft, eine Verbindung ohne Consequenzen, und blos auf geistige Beziehungen basirt, denn Geist läßt sich ihr nicht absprechen; endlich aber hatte sie Mittel gefunden, den Grafen v. Saint-Florentin, mit welchem sie bekannt geworden war, durch ihren Widerstand, und durch ihre Thränen über den Verlust ihrer Tugend, welche er um jeden Preis blosstellen wollte, dermaßen zu ködern, daß sie endlich seine erklärte Mätresse wurde, und zwar immer unter dem Namen einer Gräfin Sabatini. Wahrscheinlich wollte sie dieses Spitzbubenvolk von Bänkelsängern deßhalb vertreiben lassen, weil ihr dasselbe ihre abscheuliche Stimme und ihre niedrige Herkunft in das Gedächtniß rief. (1760).

Die Berichte des Maret beschränkten sich nicht blos auf diese Abenteuer der Buhlerinnen, sondern er gab auch Mittheilungen über die muthwilligen Streiche der Fürsten und der übrigen hohen Herrn. Es scheint, daß selbst die hervorragendsten Namen zu dieser Lästerchronik beizutragen bestimmt waren.

Unter den sogen. Roués (galante Menschen von den schlechtesten Grundsätzen), welche den Polizei-Erzählungen am meisten Stoff lieferten, befand sich sehr oft der famose Graf Dubarry, dessen Name eine durch ihre Schönheit berühmt gewordene Frau und ihr bedauerliches Ende in das Gedächtniß ruft.

Bekanntlich hatte sie dieser Dubarry geheirathet, damit sie ihren Namen Vaubernier in den Titel einer Gräfin umwandeln könne.

Aber es ist hier nicht von ihr, sondern von ihrem Gemal die Rede. Eine Schrift, welche eine der zahlreichen von ihm verführten Frauen dem Polizeilieutenant einreichte, gibt einen Begriff von dem ganzen Umfang seiner Verdorbenheit.

Das Fräulein Bouscarelle besaß unglücklicher Weise in ihrer Jugend einige Schönheit, sagt ihre Schwester in dem an-

gedeuteten Schreiben; dieses Geschenk der Natur hatte nur dazu gedient, sie mit Verführern zu umgeben; aber nie hätte sie einem solchen begegnen können, welcher den Grafen Dubarry übertroffen hätte.

Dieser Wüstling nahm sie Anfangs des Jahres 1773 zu sich. Die Furcht, welche der Graf Dubarry hatte, daß seine häuslichen Schändlichkeiten an den Tag kommen könnten, veranlaßten ihn, dem Fräulein Bouscarelle zu befehlen, selbst ihre Schwester nur in seiner Gegenwart zu sprechen. Sie lebte öffentlich mit ihm, und machte die Honneurs an seiner Tafel und in seinem Hause. Das gerechte Unglück, welches in der Folge über die Familie Dubarry nach dem Tode Ludwig XV. hereingebrochen ist, hat sie dennoch nicht von dem Grafen trennen können, und es geschah dies erst dann, als dieser aus dem Königreich entfloh.

Was das Fräulein Bouscarelle so stark an das Schicksal des Grafen fesselte, bestand nicht in der Liebe, denn sie konnte nur Widerwillen und Verachtung für ihn fühlen, aber es war die Macht der Natur; die zärtliche Besorgniß, welche sie einem Kinde gegenüber hegte, welches aus ihrer Verbindung mit dem Grafen entsprossen war, verlieh ihr den Muth, ihre Gefühle zu verbergen; sie trennte sich auch nur von dem Vater ihres Kindes, um in dessen Haus ohne Furcht noch Aufsehen zu sterben.

Nachstehende Erklärung, gnädiger Herr, hat die Unglückliche mit zitternder Hand am 30. April d. J., also am Tage, an welchem sie die letzten Tröstungen der Kirche empfing, niedergeschrieben:

„Da ich vor meinem Gott erscheinen werde, dessen Allgewalt und Güte ich erkenne, bitte ich ihn auch von ganzem Herzen um Verzeihung aller von mir begangener Fehler; ich kann keinen bessern Beweis der Reue über das in den letzten

Jahren meines Lebens gegebene Aergerniß ablegen, als wenn ich die beigefügte Erklärung, deren Aufrichtigkeit und Wahrheit ich beschwöre, hier abgebe.

Ich erkläre somit, daß das Kind, mit welchem ich in den letzten Tagen des Jahres 1773 niedergekommen bin, von dem Herrn Grafen Dubarry ist, mit welchem ich eine Verbindung unterhalten habe. Ich erkläre ferner, daß er mir, als er wußte, daß ich schwanger sey, mit den heiligsten Schwüren zusicherte, für das Kind zu sorgen, was er auch bis zur seiner Abreise aus Frankreich im Jahr 1774 gethan hat. Ich halte mich für verpflichtet, hier von einer Thatsache Rechnung abzulegen, welche ich mir selbst gerne verbergen möchte; sie ist aber bei dem Zustande meines Kindes zu wichtig, um sie in Vergessenheit gerathen zu lassen.

Eines Tages, als ich mit Herrn Dubarry, welcher damals an den Augen litt, allein war, ließ er einen seiner Diener, Namens Crépin in sein Schlafzimmer heraufkommen, und als derselbe eingetreten war, schloß er seine Thüre doppelt ab, steckte den Schlüssel in die Tasche, und befahl ihm nun, auf der Stelle und vor seinen Augen, mit mir die intimsten fleischlichen Berührungen zu pflegen, eine Zumuthung, welche ich vorerst für einen Scherz hielt, wodurch aber die Wuth des Unglücklichen nur noch mehr erregt wurde, so daß er endlich, das Messer in der Hand, uns Beiden mit dem Erdolchen drohte, wenn wir seinem Willen nicht entsprächen, wozu mich die Nothwendigkeit nun allerdings zwang.

Das was während dieser Zeit zwischen ihm und seinem Diener vor sich ging, hat mir derart mein Blut verwirrt, daß ich aus Scham und Reue darüber sterbe, unschuldiger Weise daran betheiligt gewesen zu seyn.

Herr Dubarry hat mich seitdem hierüber mit Versprechungen zu trösten gesucht, welche er aber nie gehalten hat. Er selbst

hat die Taufe des Kindes in der heil. Eustachiuskirche angeordnet, man wird es auf seinen Befehl als rechtmäßigen Sohn in den Taufregistern eingetragen finden."

Man sieht, daß die Schrift der Schwester des Fräulein Bouscarelle zum Zwecke hatte, das Wohlwollen des Beamten auf das von dem Grafen Dubarry gezeugte Kind zu lenken; sie verlangte Schadenersatz und Existenzmittel für dieses unglückliche Geschöpf; aber man sieht nicht ein, wozu diese Erklärung, oder vielmehr diese Aufdeckung jener Schändlichkeit des Grafen Dubarry dienen soll; denn man konnte nur schwer daran glauben, daß dieser Auftritt der Ausschweifung ihr die Krankheit verursacht habe, an welcher sie starb.

Wie dem immerhin auch seyn möge, so gab der damalige General-Polizeilieutenant Albert auf das Schreiben keine Antwort, zum Mindesten findet sich nichts in den Archiven, was beweisen könnte, daß er in dieser Angelegenheit zu Recht erkannt habe. *)

Achtes Kapitel.

Ein kleines Haus.

„Gnädiger Herr! In der Absicht, die lebhafte Neugierde Sr. Majestät zu befriedigen, habe ich mich zu meinem Schwager Herrn N..., einem Eleven des Herrn Architekten A... verfügt, und vorgestern Sonntag hat er mir selbst bis zu den geringsten Einzelheiten das kleine Haus des Herrn Baron von La Haye gezeigt. Nebenbei hat er mir auch noch den Plan

*) Memoiren der Polizei-Archive von Peuchet.

desselben anvertraut und mit Hülfe seiner mündlichen Mittheilungen vervollständige ich nun die Arbeit, welche ich Ihnen sende.

Die Mode der kleinen Häuschen datirt sich aus neuerer Zeit. Unter der Regierung Ludwig XIV. gab es deren noch nicht, und sie gehörten damals nur einem einzigen Herrn.

Damals ging man in die Schenken, in die vom Mittelpunkt der Stadt entfernten Kneipen, und an das Ufer des Flusses, so z. B. au port à l'Anglaise, in die Getreidemühle, nach dem Gros-Caillou, nach Percy Chaillot, Passy rc. Die populärsten Orte, welche sich insbesondere durch eine vorzügliche Küche oder feine Weine auszeichneten, genügten für jene Stelldicheins, wo die Liebe über der Poesie stand.

Man zog sich einfach an, und traf an den gedachten Orten mit einander zusammen. Ein rasches verstohlen genossenes Vergnügen, unterhielt jene Art von Liebschaften, welche aus Etiquette oder aus Standesrücksichten geheim gehalten werden mußten.

Die Wollust ist seitdem weit raffinirter geworden.

Ein vornehmer Herr, ein reicher Mann, miethete mitunter an abgelegenen Orten, in der Ville L'evêque in der Grange Batélière oder in den Vorstädten, irgend eine mit Sommerlauben, grünen Bogengängen und mit jungen Buchen umgebene Gartenwohnung; in derselben wurden blos zwei oder drei Zimmer möblirt, und auch dies nur für die gewöhnliche Dauer jener Leidenschaften, welche in den ersten sechs Monaten von der Ewigkeit träumen.

Diese Rendez-vous-Orte hatten ein idyllisches Aussehen, sie schienen den Schäferscenen Fontenelles nachgebildet zu sein.

Nun kam die Regentschaft. Der Herr Herzog von Orleans gab dem hohen Adel und der reichen Finanzwelt einen so mächtigen Antrieb zu Vergnügen, daß es nicht lange dauerte

bis man die Miethe und das öftere Möbliren dieser Art von Wohnungen fürchterlich theuer und geeignet fand, selbst ein größeres Vermögen in kurzer Zeit zu verschlingen.

Man kam somit dahin überein, daß es weit sparsamer sey, fünf oder sechsmalhunderttausend Franken zu opfern, um sich das Eigenthumsrecht eines Ortes zu sichern, welchen man bisher um vier oder fünfhundert Livres tournois vom Eigenthümer miethete, und dann für zwei oder viertausend Franken Möbel anzuschaffen, welche wohl zwölf bis fünfzehn Jahre dauerten.

Die Abwechslung der Ausschmückung, je nach Umständen ausschweifender oder idyllischer Natur, konnte je nach Gemüthsstimmung und Laune von den Künstlern beliebig hergestellt werden.

Die Wunder des neapolitanischen Hofes in dieser Beziehung sind bekannt.

Man wollte sie nachahmen. Der Graf von Evreux, Seine Herrlichkeit der Herzog von Richelieu, der Prinz von Soubise, Herr d'Argenson, der Graf von Nocé und ein Dutzend anderer, waren die Ersten sich ein kleines Haus anzuschaffen.

Einige Damen folgten dem Beispiel und auch hierin ging die Bewegung von den Orleans aus, denn die Frau Herzogin, die Gemalin desjenigen aus diesem verhängnißvollen Hause, welcher in zweiter Ehe die Marquise von Montesson geheirathet hat, ließ es sich in den Sinn kommen, daß sie einen Park zu ihrer Verfügung haben müsse, wo sie zu festbestimmten Stunden stets Männer fände, welche geneigt wären, die unersättlichen Begierden Ihrer Hoheit zu befriedigen.

Nach und nach kamen die kleinen Häuser allgemein in Aufnahme. Sie vervielfältigten sich derart, daß jeder Familienvater das seinige, und jeder Junggeselle eines hatte, und

es waren in der Regel Frauen, welche es übernahmen, das ganz^ Haus einzurichten.

Mit diesem Bericht, gnädiger Herr, hätten Sie Frau .... beauftragen sollen.

Dermalen gibt es nun in der guten Gesellschaft eine weit größere Anzahl von Männern, welche mit der Last eines kleinen Hauses beladen sind, als Jener, welche kein solches besitzen.

Nachfolgend die Beschreibung jenes kleinen Hauses, welches der Baron La Haye mit so großem Kostenaufwand erbaute, und welches bei den Damen sich fast eines europäischen Rufes erfreut.

Das kleine Haus des Baron La Haye liegt in der Straße Plumet und die Gärten desselben stoßen auf den Boulevard der Invaliden. Grüne Sommerläden befinden sich an dem Gitterthor auf dieser Seite. Dies hat aber die Spione, bei einer Ihnen bekannten Gelegenheit dennoch nicht verhindert, von einer mythologischen Orgie Bericht zu erstatten, welche in nacktem Zustande in dem dortigen Marmorbecken von neun schönen Schauspielerinnen und dem jungen Herzog von S... gefeiert worden ist (wobei jene als Musen, er als Apollo des Belvedere erschienen).

Ich rufe Ihnen, gnädiger Herr, nicht ins Gedächtniß, daß der junge Herzog dort seine Wette gegen Sie gewann; ich beharre jedoch bei dem Glauben, daß man Sie betrogen hat. Die äußere Façade dieses Hauses auf der Seite der Plumet-Straße absichtlich vernachläßigt, scheint eine alte dem Einsturz drohende Behausung zu seyn. Eine Seite der Eingangsthüre ist sogar gestützt. Die letztere besteht aus wurmstichigem Holz, fast überall fehlen die Eisenbeschläge. Es ist mit einem Wort ein in Verfall gerathenes gewöhnliches Bürgerhaus. Man geht an ihm wie an der schlechtesten Spelunke vorüber, ohne es zu

beachten. — Wenn man diese Thüre aufmacht, bietet sich dem Auge des Neugierigen als innere Perspective eine mit Holzziegeln überdeckte Erdmauer dar, ein Anblick, welcher durch seine Armuth und seine Einfachheit das Herz zusammenschnürt. Aber sobald die Eingeweihten diese elende Mauer hinter sich haben, sehen sie eine in Säulen und Bogen geschnittene lebendige Hagebuchen-Pflanzung, in welcher abwechselnd drei Statuen und zwei Marmorvasen stehen. Rechts befindet sich ein eleganter Springbrunnen, auf einem starken Unterbau liebkosen zwei Wassergöttinnen einen Amor; auf der einen Seite sieht man eine Nymphe mit einem Satyr spielen, auf der andern befindet sich eine Gruppe von Sylphiden. Das Ganze ist durch eine Marmor-Colonade geschützt und lehnt sich an eine Marmormauer, welche mit kostbaren Basreliefs von Clodion ausgeschmückt ist. Gegenüber erhebt sich die Hauptwohnung, eine einfache, aus einem einzigen Stockwerk bestehende Façade und fünf Fuß oberhalb des Bodens erbaut. Man gelangt zu derselben vermittelst einer doppelten und zirkelförmigen Treppe.

In der Mitte und fast auf dem Boden, da nur ein Figurenuntersatz vorhanden ist, steht die berühmte Bronzegruppe des Laocoon von Florence. Auf den vier Fußgestellen des Treppengeländers, befinden sich zwei Löwen und zwei Sphinxe; oben stehen vier ausgezeichnete mit herrlichen Blumen versehene Bronzevasen.

Der Wohlgeruch dieser Vegetation, welcher dem Besucher überall folgt, verleiht diesem ruhigen Aufenthaltsort noch einen besonderen Reiz.

Es wäre schwierig, ein junges Mädchen dahin zu führen ohne daß es vor Allem andern von Liebe und Wollust träumen würde.

Die Façade des Gartens stellt einen durch sechs jonische Säulen getragenen Bogengang vor. Der Giebel wurde von

Pigalle gemeißelt. Dieser Name genügt um Alles zu sagen. Die Sculptur stellt die Geburt der Venus vor. Die Göttin entsteigt den Fluthen, sich mit Wohlgefallen betrachtend. Die Zephyre umfliegen sie und ihre Lippen sind wie von einer inneren Begierde halbgeöffnet. Wenn aber auch das noch nicht klar genug den Gottesdienst andeuten sollte, welchem dieser schöne Tempel geweiht ist, so erräth man dies vollständig, wenn man das Innere desselben besichtigt. Das erste Vorzimmer ist mit einer Mosaik aus italiänischer Senliola gepflastert, und durch einen Kitt, welcher die Bruchstücke miteinander verbindet, unzerstörbar gemacht. Die Hauptzeichnung stellt die Trophäen der Liebe vor, Bogen, Pfeile und Köcher. Ringsherum sieht man Herzen aller Größen, aller möglichen Formen, eine Anspielung auf das von dem Chevalier v. Boufflers verfaßte Stück „die Herzen.“

Die Wände sind hier aus grünem Marmor, und sogar dort sieht man noch Liebestrophäen. Es ist dies der Uebergang des französischen Madrigals zu dem Epigramme Martials. Die Vorhalle des Tempels bereitet darauf vor, was das Heiligthum selbst seyn wird.

Das zweite Vorzimmer ist für begünstigte Graubärte und Matronen bestimmt, welche frische Früchte anbieten, für diese privilegirte Unterhändler.

Es ist ganz weiß, getäfelt, und mit goldenen Leisten oder Arabesken in Gold und Blau verziert, die Basreliefs stellen die lustigsten Abschnitte aus dem „rasenden Roland“ vor. Alle diese Malereien und Zeichnungen, sowie Alle jene, von welchen ich noch reden werde, sind die Früchte der glänzenden Erfindungsgabe Gebelin's. Dieser Künstler hat seine ganze Gelehrsamkeit dem Vergnügen zu Diensten gestellt, es scheint aber, daß diese Beschäftigung völlig ohne Gefahr für ihn ist.

„Auf der rechten Seite dieser Pièce befindet sich der Som-

merspeisesaal. Er stellt ein Bosquet aus Kastanienbäumen mit ihren weißen Blüthenbüscheln und ausgedehnten grünen Fächern vor.

Die Tageshelle strömt in einem goldenen Regen durch oben angebrachte Gläser herein, und erhöht den Glanz dieses künstlichen Laubwerks.

Die Zweige bilden die Wölbung, aus welcher, durch einige lichte Stellen hindurch, eine sanfte und angenehme Beleuchtung hereinfällt. Auf verschiedenen Zweigen sitzen Vögel vom schönsten Gefieder, von dem Fuße jedes Stammes erhebt sich abwechselnd ein Busch sog. Malvenrosen, Schlingpflanzen, blauer und rother Waldnarzissen, welche sich umschlingend ihre Glöckchen und leuchtenden Blätter im Winde bewegen.

Hinter diesen Kastanienbäumen sieht man eine Anpflanzung von Jasmin, Geisblatt, Wunderblumen ꝛc. In der Perspective zeigen sich abwechselnde Aussichten und verschiedene in den Bogengängen angebrachte Oeffnungen, welche mit Spiegeln ausgefüllt, die verschiedenartigsten Effecte dieses köstlichen Salons wiedergeben. In einer Ecke befindet sich ein sonderbarer Felsen, dessen Form als Büffet dient und gleichzeitig die Musiker verbirgt, welche dort aufspielen, ohne sehen zu können was vorgeht.

Auf einer entgegengesetzten Seite befindet sich eine antike, auf reichem Piedestal ruhende Muschelschale, mit einem von Veilchen, Compaßrosen ꝛc. gebildeten Rasen umgeben, in der Mitte erhebt sich ein Wasserstrahl, während andere um denselben herum als Garben in das Becken zurückfallen.

An den Zweigen hängen da und dort an Blumenketten und gold- und silberdurchwirkten Gazeschärpen, Lüstres aus vergoldeter Bronze, mit bewundernswerthen Bergkrystallen von unvergleichlicher Klarheit und Glanz reich ausgestattet. Sobald

der Augenblick herbeikommt um zu Tische zu gehen, und in demselben Moment, wo die Gäste erscheinen, spaltet ein sinniger Mechanismus den Stamm jedes Baumes, und es steigen nun aus demselben bis zur Hälfte und ganz nackt ein Satyr und eine Nymphe hervor, in einer Hand die Attribute des Priapus und in der andern einen goldenen Armleuchter haltend. Durch die Dazwischenkunft des Schleiers, wie solcher auch den römischen Circus bedeckte, verschwindet nun die Tageshelle, und das Grün nimmt durch die plötzliche Beleuchtung der Armleuchter einen eigenthümlichen Glanz an.

Der ganze Fußboden besteht aus zusammengesetztem Marmor, er bildet eine liebliche Zusammenstellung der verschiedenartigsten Farben.

Der Winterspeisesaal mit seiner weißen Marmorwand ruht auf blauen Säulen mit goldener Grundlage und goldenen Fußgestellen. Zur Abwechslung ist hier ein großer Spiegel angebracht, vor welchem auf prachtvollen Consolen goldene und silberne Vasen von köstlicher Arbeit stehen, und von wo aus ein Wasserfall, welcher an der Spitze der Nische seinen Anfang nimmt, sich in einen Behälter verliert, in welchem Goldfische schwimmen. An einem der äußersten Ende waren stufenweise Erhöhungen mit einer Mosaik überdeckt, welche einen Perlenteppich nachahmend, aus Stücken von Marmor, Porphyr, Jaspis, Agat zusammengesetzt, das Büffet bildeten. Auf der andern Seite trennt eine der natürlichen Orgel nachgebildete Wand die Musiker ebenfalls von der Gesellschaft.

Der berühmte Doyer hat an der Wölbung die Leidenschaften der Götter gemalt, und hat keinen keuschen Schleier über die Schwächen dieser Unsterblichen geworfen. Jupiter erscheint hier in der Nähe einer prächtigen Kuh mit emporgehobenem Schweife, von der Juno überrascht, welche bei der verdächtigen Stellung dieses Gottes von Eifersucht getrieben, sich schnell

metamorphosirt, um einen Beweis von Jupiters Untreue zu erlangen.

Das Auge der armen Europa folgt verstohlen dieser ehelichen Untersuchung, deren Ergebniß sie nur zu gut voraussieht; denn ihre Nebenbuhlerin ist in einem so nachläßigen Anzuge erschienen, daß dieser die Schwäche des Vaters der Götter gewissermaßen entschuldigt. Vulcan befindet sich nur einige Schritte davon entfernt; er hat den Ganymedes als Spion erwischt, und ruft nun den lieblichen Mundschenk energisch zu seinen Dienstverrichtungen zurück. Venus wird hierüber ebenfalls entrüstet und rächt sich mit Mars, welchen die zitternde Hebe als Undankbaren behandelt, und sich nun ihren Gürtel von Neptun lösen läßt. Mit einem Wort, der Künstler hat hier den ganzen Olymp zu einer Orgie vereint.

Es ist dies ein Schauspiel, um die Sinne in Aufregung zu bringen, und die Aufmerksamkeit von der übrigen Pracht dieses köstlichen Ortes abzulenken. Ich werde darauf wieder zurückkommen. Der Fußboden aus indischem Holz ist mit Perlmutter, Elfenbein und Ebenholz ausgelegt. Die Sitze bestehen aus Fauteuils, deren Arme und Untergestelle den Gartengott darstellen.

Zahlreiche Mägde, und geschickt vertheilte mechanische Vorrichtungen machen die Gegenwart neugieriger und plauderhafter Bedienten unnöthig. Durchschreitet man die Winter- und Sommer-Speisesäle, so gelangt man in einen herrlichen Concertsaal mit vergoldeten Säulen jonischer Ordnung ausgeschmückt, deren Zwischenräume von Spiegeln ausgefüllt sind.

Die Spiegelrahmen stellen goldene Palmbäume vor, auf denen Liebesgötter und Papagayen herumflattern. Der Kamin aus schwarzem Marmor, mit goldgelben Adern, stellt eine Halle vor, welche von sieben dorischen Säulen getragen wird, deren Giebel die hölzerne Einfassung stützen und mit zwei Figuren aus grüner Bronce geschmückt sind, welche in antiker Drapirung

auf dunkelblauen Fußgestellen ruhen; auf ihren Köpfen tragen sie Körbchen mit gleichfalls vergoldeten Blumen, von welchen Armleuchter ausgehen, welche zur Aufnahme mehrerer Kerzen geeignet sind. Ein herrliches, ganz vergoldetes Fortepiano ist von innen und außen von dem berühmten Watteau bemalt; es steht dem Kamin gegenüber, und lehnt sich an einen Spiegel, über welchem Boucher, der Maler der Grazien, Venus, von ihren charmanten Göttinnen umgeben, abgebildet hat. Die Luftlöcher an den Seitenwänden dieses Salons sind durch Nischen verdeckt, in welchen die Statuen des Orpheus und des Apollo sich erheben; die eine verdankt man dem Meißel Coustons, die andere hat Pigalle geliefert; die Fresken des Plafonds, von Julien de Toulon gemalt, stellen die Versammlung im Olymp vor, um einem Concert beizuwohnen, welches die Musen den Souveränen des Himmels geben. Die Möbel, Thür- und Fenstervorhänge, Ottomanen, Fauteuils, Rollstühle sind aus grünem Sammt mit Goldborten und goldenen Fransen, die Holztheile sind ebenfalls vergoldet.

Es gibt zwei Salons, der große Salon, und der Salon der Gnade, in welchem nur vier Personen beisammen seyn dürfen. Der Herr kommt öfters mit drei seiner Gottheiten dahin, mitunter bringt er auch einen Freund mit. Es ist dies alsdann eine sog. Partie carré, d. h. eine Gesellschaft aus zwei Herren und zwei Damen bestehend.

Ich werde auf diesen Salon, welcher ganz besonders den Ort charakterisirt, später zurückkommen. Vorerst muß aber der große Salon beschrieben werden.

Der große Salon stößt an den Garten; er ist durch drei Fenster erleuchtet. Die Ausschmückung besteht aus einer Reihe korinthischer Säulen, sämmtlich von Gold, welche von den blendend weißen Marmorwänden wunderbar abstechen. Das Karnieß und der Fries glänzen ebenfalls von Gold und

Bildhauerarbeit. Die Thürfüllungen zeigen die Attribute der Liebe, und jene aller Götter, welche sie besiegt haben im Relief.

Der in der Form einer halben Kuppel sich erhebende Plafond läßt in der Mitte einen mit Rosen bekränzten Amor sehen, bewaffnet mit Jupiters Blitz und auf dem Adler dieses Gottes reitend, welchen er an einem Zaum aus Blumen leitet. In zweiunddreißig Caissons abgetheilt, sieht man eine gleiche Anzahl galanter Auftritte, dem historischen oder fabelhaften Alterthum entlehnt.

Die famosen Compositionen, zum Theil nach den Liedern des Aretin, werden dem Jules Romain, einem Schüler Raphaels zugeschrieben. Die üppigste Phantasie würde vor der Erfindungsgabe dieses Künstlers beschämt zurücktreten müssen.

Eine Vestalin würde bei der Betrachtung dieser Bilder eine Messaline werden.

Das Kamingesimse, welches in allen seinen Theilen aus Jaspis ist, stützt sich auf kleine Säulen aus getriebenem Golde und auf Lilienzweige aus vergoldeter Bronze. Drei schöne, blaue, mit Bronzegold verzierte Porzellain-Vasen aus Sevre und zwei Candelabres von nackten Frauen aus der nämlichen Materie getragen, und gleichfalls vergoldet, schmücken den Kamin. — Vier große vergoldete Gueridons, je sechs Fuß hoch, und in den Ecken dieses Gemaches angebracht, tragen Gruppen von Jagdhörnern, welche Armleuchter bilden. Vier Kronleuchter aus Bergkrystall, mit je 36 Wachskerzen vervollständigen die Beleuchtung dieses Saales, dessen Möbel mit carmoisinrothem Sammt überzogen sind.

Die gewöhnlich aus Holz gefertigten Möbeltheile bestehen hier aus Elfenbein. Kein Anblick läßt sich mit diesem Saale vergleichen, wenn er am Abend erleuchtet ist. Der Glanz der Beleuchtung erhöht den Liebreiz der Damen und scheint zum

Vergnügen einzuladen, nachdem er uns dessen Theorien in Gemälden und Sculpturen gezeigt.

Das Schlafzimmer ist ein dem Schlafe und seiner Schwester, der Liebe, geweihter Tempel. Ueber einen glacirten Stoff von rother Seide hat man einen mit Sternen und goldenen Rosetten übersäeten, indischen Mussellin ausgebreitet. Die Draperie ist mit englischen Spitzen von bedeutendem Werthe garnirt, und an jedem Faltenwurf befindet sich ein großes Rosenbouquet. Oberhalb befestigen Liebesgötter gold- und silberdurchwirkte Schärpen, welche von Schnüren und Eicheln gehalten werden; Rosenguirlanden verbinden einen Amor mit dem Andern.

Zwischen den drei Fenstern, an welchen man eine so feine Schlosserarbeit bewundert, daß man fürchtet, sie durch die bloße Berührung der Hand zu zerbrechen, welche aber doch äußerst gediegen ist, mit Fensterscheiben aus böhmischem Glas, Sommer- und Fensterläden, sämmtlich von Herrn Vien bemalt, befinden sich vergoldete Console. Auf einer derselben steht eine bewundernswerthe Pendeluhr, auf der andern ein nicht minder schönes astronomisches Werk, welches den Sternenlauf darstellt. Darüber erhebt sich ein riesenhafter Spiegel in prachtvollem Rahmen.

In den vier Zimmerecken befinden sich die Symbole der Liebe, des Ruhms, des Ehrgeizes und der Schmerzen. Der aus Sevre-Porzellain errichtete Kamin, eine mit ausgezeichnetem Gefühl aufgefaßte Phantasiearbeit, ist mit Arabesken, Blumen, Muscheln, Vögeln und Schmetterlingen in äußerst künstlerischen Gruppirungen bemalt. Dies Alles zusammen ist äußerst täuschend gemacht. Man athmet den Wohlgeruch dieser künstlichen Blumen ein, man lauscht diesen Vögeln, welche nicht singen, die Hand regt sich um nach diesen Schmetterlingen zu haschen. Dieser Kamin ist ein wahrer Schmuck. Der König besitzt nichts Schöneres in seinen Schlössern. Auf demselben steht eine Stock-

uhr, deren Sockel eine von Clodion gemeiselte Gruppe darstellt, ferner zwei Vasen aus hellblauem Porzellan, endlich noch zwei zusammengekauerte Katzen, bei deren Ansicht die Liebhaber von Kunstwerken aus Neid ums Leben kommen können. Ueber diesem Kamin befindet sich ein Spiegel, und Clinchet hat dort eine kühne Scene gemalt, deren Original sich in dem Cabinet des Königs von Neapel befinden soll. Es ist ein junger mit einer Balancierstange versehener Tänzer, welcher auf dem gespannten Seile eine Bajadere verfolgt; und tausende von Zuschauern, welche unten auf Stufen gruppirt umhersitzen, klatschen ihm Beifall zu, indem sie gleichzeitig ihre Angst verrathen, daß der Athlet das Gleichgewicht verlieren könnte. Der obere Theil von Taichasson gemalt, stellt die den Mond herbeiführende Nacht vor, ihnen folgen die Laster und die Tugenden in Gestalt phantastischer Wesen. Das Bett selbst übersteigt aber Alles, was man bis jetzt noch je gesehen hat.

Auf einer Art Felsen aus Labrador, Malachit, Agat, Eisenerz, Lamachelle und ähnlichen Materien gebildet, erhebt sich eine ungeheure Muschel, und darin befindet sich von Rosenguirlanden, Lilien, Anemonen, Mohnblumen, Tulpen und Nelken eingefaßt, das eigentliche Bett. — An den vier Ecken auf Fußgestellen, welche als Nachtschränkchen dienen, stehen die Statuen des Schlafes, des Schweigens, des Morpheus und der Nacht. In einer Hand halten sie einen antiken Lampenstock mit verschiedenen Armen, mit der andern Hand hingegen die Bettvorhänge, welche der übrigen Tapezierarbeit ähnlich sind, und die kronenförmige Kuppel, welche das Ganze überragt. Unter dieser Kuppel befindet sich ein vergoldeter, in der Luft schwebender Liebesgott, er scheint zu den unten Ruhenden herabzusteigen, und bietet ihnen zwei Kronen an, ohne Zweifel als Belohnung für ihre Beschäftigung.

Ein Spiegel von der Breite des Bettes gibt den Reflex

von demjenigen, was in diesem getrieben wird, und wenn man es will, läßt man vermittelst eines Drückers zu den Füßen und am Haupte des Bettes zwei andere Spiegel emporsteigen, welche die verliebten Kämpfe vervielfältigt wiedergeben, indem sie die verschiedenen Ansichten ins Unendliche vermehren. Stellt man sich dazu noch die feinsten Weine, die aromatischen Bäder und die frivolsten Gespräche vor, alsdann kann man sicher nicht daran zweifeln, daß die Ueberreizung hier ihre kräftigste Entwickelung finden muß, und daß so raffinirte Genüsse sehr bald das vollständige Erlöschen der Kräfte nach sich ziehen müssen. Der längliche Stuhl, die beiden Bergères, die Cabriolets und die Schaukelstühle, bestehen hier aus silberglacirtem rosa Satin und aus Rosen- und Ebenholz, die Kommode, der Secretär, der Schrank, zwei oder drei andere kleine und elegante Möbel, ebenso auch der Kamin bestehen aus Porzellan und sind sämmtlich mit Goldbronze und vergoldetem Laubwerk ausgeschmückt.

Die aus den Fabriken zu Beauvais bezogenen Teppiche empfehlen sich durch die feinste Wolle, durch ihre Dichtigkeit und die Pracht ihrer Zeichnung. Ich muß es sagen, daß die ganze Ausschmückung dieses Hauses den Stempel jenes Gottes an sich trägt, welchem es gewidmet ist.

Die Tageshelle fällt, obgleich Fenster vorhanden sind, stets von oben, in geheimnißvoller Weise herein, eine Anordnung, welche geeignet ist, die Einsamkeit und das Geheimniß nicht unwesentlich zu begünstigen.

Der kleine, als Boudoir dienende Salon, hat keine sichtbaren Fenster; das Licht fällt vielmehr durch Wolken der verschiedensten Färbung herein.

Die Wände sind mit einem so dunkelrothen Sammt ausgeschlagen, daß derselbe fast schwarz erscheint, die Absicht dieser berechneten Wirkung läßt sich leicht errathen. Goldfransen und Goldborten ziehen sich um das Ganze, und erhöhen noch die

düstere Pracht. Um das ganze Gemach herum läuft ein türkisches Ruhebett, im Orient Divan genannt; dann Statuen, Gruppen und Bilder, welche alle möglichen Verirrungen der Liebe darstellen. Hier hat die Schicklichkeit ihr Recht, die Grazien ihren Schleier, und die Liebe ihre Scham verloren.

Auf den ersten Anblick hin sieht man in diesem Boudoir keinen Spiegel, aber man möge auf was immer für einer Stelle des Divans sitzen, so hebt sich durch den Druck auf eine Feder die Wandbekleidung in die Höhe, und verschafft den Verliebten die verdoppelte Ansicht ihrer Umarmungen. Hier schreitet man auf einem Teppich, welcher aus den Fellen blauer Füchse und aus jenen der Zobelmarder gefertigt ist; hier ist alles darauf berechnet, um das Geräusch und die Befriedigung einer indiskreten und eifersüchtigen Neugierde zu verhindern.

Mehr als eine junge Bürgersfrau, mehr als eine erst kürzlich Vermählte, hat durch die Neugierde diese Pracht kennen zu lernen, hier auch Vergnügen kennen gelernt, welche ihr den Kontrast ihres eigenen häuslichen Lebens und die Liebe ihres neuen Gemals unerträglich machten. Eine Thüre führt nach einem Badsaal. Es ist ein durch weiße Marmorsäulen gestützter Rundbau, welcher von einem Getäfel antiken, schwarzen Marmors absticht; vier in scandalöser Weise bewaffnete Satyre stützen einen Pavillon, unter welchem man nach Belieben verschwinden kann, wenn man bis zur Badwanne hinabsteigt; ich sage hinabsteigt, denn dieselbe befindet sich so zu sagen in den Boden eingesenkt. Marmorstufen führen bis zum Boden hinab, auf jede derselben kann man sich niedersetzen und dort alles dasjenige sehen lassen oder verbergen, was die Scham oder das Vergnügen von uns fordern.

Hahnen, jener für warmes Wasser aus Gold, dieser für kaltes Wasser aus Silber, ragen in Form von Menschen-Schlangen empor, und jener Theil, an welchem man sie an-

greifen muß, um sie ihren flüssigen Inhalt ausspritzen zu lassen, muß allerdings sonderbare Wünsche und Begierden in der Seele jenes Weibes hervorrufen, welches man auffordert ihn anzugreifen, um durch den Druck der Feder das Wasser heraussprudeln zu lassen.

Dieses Gemach ist ein Laboratorium, wo die verlorne Keuschheit oft ihre Täuschungen wiederfindet, wo die entnervte Kraft neue Säfte sammelt, wo die Hautbläſſe verschwindet, wo die Ausdünstungen des menschlichen Körpers durch balsamische Düfte aufgezehrt werden, wo man Hülfe gegen das Ungemach des Wetters und die Schwächen des Alters findet, es ist ein wirklich geheimnißvolles Arsenal, stets bereit der Heftigkeit unserer Begierden Munition zu liefern so: ambraduftende Mundküchelchen, überzuckerte Chokoladeküchelchen, Serailkörnchen, wunderwirkende Tränklein, Haarfärbemittel, Teige, welche die Haut geschmeidig machen, indem sie gleichzeitig etwaige Sommersprossen, Leberflecke ꝛc. vertilgen, Liebestränkchen, welche der Leidenschaft jenes Feuer wieder verschaffen, welches nur der Jugend eigen ist. Verkleidungen, mit deren Hülfe man sich abwechselnde Täuschungen verschafft, durch welche wir uns einer Göttin, einer Bürgersfrau, einer Klosterschwester, einer Schäferin gegenüber zu befinden glauben.

Die Keuschheits-Schärpen, die Masken um die Eifersüchtigen zu täuschen, nichts fehlt in diesem Badesaal, welcher ein wahres Toiletten-Kabinet ist. Dies, gnädiger Herr, ist es, was man ehemals, d. h. vor dreißig Jahren, ein kleines Haus nannte. Nunmehr aber und mit etwas mehr Klugheit, nennt man es Folie (Thorheit); bekannt sind die Folie-Mericourt, die Folie St. James, die Folie Genlis, die Folie Chartres (Monceaux). Jene, deren Beschreibung ich Ihnen hier biete, ist keine der Unwichtigsten, es ist dies die Anhäufung eines undenkbaren Luxus. Der Eigenthümer derselben hat zwei schöne Landgüter

verkauft um seine Folie mit dem Ertrage derselben einzurichten, und sicher ist das Wort „Folie" hier am rechten Platze. Aber wir müssen nun auch den Garten besichtigen; fast hätte ich denselben vergessen.

Er ist malerisch angelegt; er bietet herrliche Fernsichten, und der künstliche Fluß, welcher ihn schmückt, wurde so gut geleitet, daß man sich wirklich auf einem Arm der Seine glaubt; etliche dreißig Brücken aus Marmor, Holz, Backsteinen oder Felsen stellen die Verbindung zwischen beiden Ufern her, oder führen zu kostbaren Inseln. Eine dieser Inseln heißt die île des Magliers wegen der Menge von Leuchterbäumen, mit welchen sie bepflanzt ist.

Der Mangalia ist ein aus Nord-Carolina eingeführter Baum; die Zweige des Mangalia neigen sich mit den äußersten Spitzen bis zum Boden herab, treiben dort wieder kräftige Schößlinge, welche dann wie die andern sich wieder herabsenken, und auf diese Art eine Reihe von Laubgängen bilden. Nichts ist bemerkenswerther als diese anscheinend unordentliche Ausschmückung, welche der Gärtner jedoch mit vieler Sorgfalt pflegt.

Inmitten dieser Mangalia's, in dem dichtesten Gebüsch, erhebt sich eine Gruppe, Vertumna und Pomone darstellend, drei auf säulenartigen Fässern ruhende Vasen aus weißem Marmor umgeben diese Gruppe. Aus dem Mittelpunkte dieser Vasen entspringt ein Wasserstrahl, welcher, wenn er die Schale gefüllt hat, sich an den Seiten derselben wieder in sein Becken ergießt, und hierdurch eine angenehme Frische in der Atmosphäre hervorbringt. Auf der rechten Seite dieser Insel bildet der Fluß eine Art von See, in dessen Mitte man einen chinesischen Kiosk mit allen seinen grimmassenhaften Drachen, seinen tausenden an dem Dache herabhängenden, helltönenden Glöckchen nebst seiner entsprechenden innern Ausstattung erbaut hat;

diese letztere besteht aus häßlich lachenden bärtigen und ceremonienhaften Porzellainfiguren, welche den Finger in die Höhe strecken, aus massenhaften Pagoden, aus Windschirmen mit Landschaften ohne Fernsicht, aus ausgehöhlten und dünnen Stühlchen, aus Bambusrohr geflochten, aus Fayencevasen, verunziert durch gemalte Frauenbilder und Vögel, endlich aus schwarzen mit chinesischem Lack überzogenen, goldplatirten Schmuckkästchen ꝛc. Das Ganze spiegelt die einfältige Einbildungskraft des himmlischen Reiches wieder. Ein Felsen dient diesem Pavillon als Unterbau, um welchen herum üppiges Schilfrohr mit tausend Knoten wächst, von einer Gattung, welche, direkt aus Hindostan eingeführt, sich merkwürdig in Frankreich einbürgerte.

Die andere Insel ist ein Bosquet, wo man auf einer Art Hügel unter Linden, Ebenholzbäumen aller Farben, Judäabäumen, hohen spanischen Pfriemen auf einem reichen Untersatz eine Statue der jagenden Diana von Bouchardon aufgestellt hat. Auf der Spitze dieses Hügels erhebt sich ein chinesischer Tempel, genau nach der Beschreibung desjenigen, welchen ein Reisender in der Nähe von Canton gesehen hat; man gelangt zu demselben auf weißen Marmorstufen, und genießt eine äußerst angenehme Aussicht, sobald man die Plattform bestiegen hat.

„Wenn man sich von dem See entfernt, alsdann bemerkt man, daß der Boden sich senkt; ein Fußweg führt abwärts und man gelangt auf demselben zu einem unterirdischen Labyrinth, welches während der Sommerhitze einen Zufluchtsort gegen die glühende Sonne bietet; eine Höhle dient dort als Eingang, und führt unter eine Wölbung aus Moos, wo man sich nach Belieben in der Finsterniß verliert.

Nachdem man einige Zeit durch eine Gallerie von Pfeilern hindurchgegangen, bemerkt das Auge endlich eine reiche zur Ausschmückung dieses Ortes bestimmte Muschelsammlung, man hört dort das Gemurmel eines auf ein Beet von Kieselsteinen

sich herabstürzenden Flußes, und die diesen geheimnißvollen Wasserfall beleuchtende magische Helle ist so eigenthümlich, daß man glauben möchte, ein wunderbares Naturspiel vor sich zu sehen. Ein ausgezeichneter Geschmack ist bei den Anordnungen dieses Ortes nicht zu verkennen, und nur mit Bedauern entfernt man sich von demselben. Von Entfernung zu Entfernung findet man Sitzbänke, von welchen aus man irgend eine Fernsicht genießt.

Eine dieser Aussichten läßt durch angewendete perspectivische Kunst, Miniaturgebilde in ungeheurer Größe erscheinen, eine Magierin kauert dort auf dem Boden, einen Gnomen erweckend, welcher inmitten eines magischen Kreises dem Schooße der Erde entstiegen ist.

Der Boden erhebt sich nun allmälig wieder und es zeigt sich eine ländliche Treppe, welche sich in kurzen Windungen hinaufzieht; bei jeder Wendung sieht man in einer Nische einen Geist, einen Bären, einen Räuber, eine riesige Katze oder eine schöne Schäferin. Oben an den Stufen tritt man in eine aus fünf Theilen bestehende gothische Kapelle; das Innere derselben ist mit Figuren, Blätterwerk, gerippten Gewölbebogen, Statuetten und mit einem wirklichen Mischmasch gothisch-sarazenischer Architektur ausgeschmückt.

Den Weg weiter verfolgend, gelangt man zu verschiedenen Wasserfällen und fühlt endlich den Wunsch, den Himmel wieder zu sehen, denn Alles, was ich bisher beschrieben habe, ist überdeckt. Endlich gelangt man in einen Saal, welcher mit Spiegeln, Consolen, Bronze, Marmor und Porzellainvasen ausgestattet ist; dieser Saal von achteckiger Form, hat vier Fenster, vier Thüren, und von jeder dieser Oeffnungen aus genießt man eine sehr angenehme Aussicht.

Der obere Theil dieser unterirdischen Anlagen ist von einem dunkeln Walde bedeckt, in welchen man aber der rauhen Boden-

beschaffenheit wegen, nicht leicht eindringen kann. An dem Orte, wo der Fluß seinen Lauf vollendet, verliert er sich zwischen einer Felsengruppe, unter deren Vorsprung man eine steinerne Bank aufgestellt hat, auf welcher sich trotz des darüber hinfließenden Wasserspiegels mehrere Personen niedersetzen können ohne naß zu werden. Von dort stürzt sich der Fluß in eine Art von Schlund oder Höhle, und fließt endlich in einen kleinen Kanal. Diese unter dem Flußbette befindliche Wölbung verbindet den Garten mit einer schönen und frischen Wiese, welche ebenfalls dem Baron de La Haye angehört. Nachdem dieses Wasser endlich noch dieselbe in einer Strecke eines Morgens durchlaufen hat, ergießt es sich direkt in die Seine.

Nicht weit von dem Hause, auf der Einfassungsmauer und auf dem linken Ufer des künstlichen Flusses, befindet sich eine immense aus Felsenblöcken zusammengesetzte Bogenwölbung, welche in ihrer Mitte von sechs dorischen Säulen getragen wird.

Diese offene Wölbung liefert eine gewisse Wassermenge, welche hinter den Säulen als Wasserspiegel wieder herabstürzt.

Die Wellen bringen die angenehmste Wirkung hervor. Treppen mit doppeltem Geländer, aus Steinen nnd gebrannten Ziegeln bestehend, ermöglichen es, auf den Felsen zu gelangen; die Treppenabsätze sind mit Armleuchtern aus Blei versehen, welche von Chimären gehalten werden; aus diesen Armleuchtern sprudelt kochendes Wasser hervor. Andere im Inneren der Felsen angebrachte Treppen gestatten es, bis zum Gipfel dieser imposanten Felsenmasse emporzuklettern, woselbst sich ein Behälter befindet, welcher 260 Tonnen Wasser enthält.

Die Thüren, welche sich in der starken Grundmauer befinden, führen nach unterirdischen Grotten, von welchen man zu einem prachtvollen Badsaal gelangt. Diese unter der Felsenmasse bis jetzt noch unbemerkt gebliebene Seite zeigt eine länd-

liche Bauart von bestem Geschmack und führt nach einem herrlichen Weg, welcher sich um die Einfassungsmauer herumzieht.

Anderwärts finden sich in den Bosquets Statuen, warme Quellen, Büsten, Vasen, exotische Pflanzen und Baumgruppen. Dort sieht man wieder Pfriemenkraut, Grasplätze, Gitterverzierungen, eine Bachusgrotte, einen der Liebe geweihten Tempel; ein verfallener Säulengang, wie jener zu Monceaux, welcher demselben auch zum Vorbild diente, umgibt endlich noch eine breite Wasserfläche; weiter unten befindet sich das Todtenthal, wo man mit einem sonderbaren Geschmack alle Arten Grabdenkmäler der neuern und ältern Völker der Erde vereinigt hat.

Was die allgemeine Wirkung des Ganzen beeinträchtigt, besteht in dem geringen Bodenumfange; dadurch entsteht eine Aufeinanderhäufung und ein Durcheinander, daß das Auge keine Muße hat um ruhig genießen zu können, es fällt zu schnell von Ueberraschung in Ueberraschung, hieraus entsteht eine Ermüdung, und diese Art von Uebersättigung, welche man nach der Durchlesung eines Buches von Marivaux empfindet.

„An diesem Orte also, gnädiger Herr, an dieser Zufluchtsstätte so vieler süßen Geheimnisse, löst die Polizei mitunter manches Räthsel, sie darf aber davon keine Sylbe laut werden lassen, daß die Tugend dort zu Markte getragen, daß dort zahllose Verführungen vollzogen, daß mit einem Worte dies der Ort der zügellosesten Ausschweifungen ist. Thatsache ist, daß wenn die anscheinend so strengen Männer, stets aus Eifersucht, über unsere Sitten sich beklagen, die Frauen bis jetzt in dieser Beziehung nachsichtiger sind.

Die Philosophen sind bei weitem nicht so klug, wie sie es sagen, und die Frauen sind weit philosophischer als man es glaubt.

Ich habe nicht eine Sittenpredigt halten wollen, ich habe blos ein Inventarium gemacht. Sie mögen nun gewissenhaft über Alles dies entscheiden. *)

Neuntes Kapitel.

Die Bücherpolizei.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatten die Generalpolizeilieutenants eine schwere Aufgabe zu lösen: sie bestand darin, die Verbreitung philosophischer Bücher, welche man die schlechten Bücher nannte, zu hindern. Jeden Tag erfand man einen neuen Plan, um derartigen Schriften den Eintritt in das Königreich zu verschließen, welche aber trotz aller Verbote doch aus London und Genf hereinkamen.

Die Einen verlangten nun, man solle alle Broschüren, welche an den Gränzen der Bretagne, der Normandie, der Picardie, ebenso jene, welche aus Holland, der Schweiz und der Niederlande zum Vorschein kamen, auf das Zollamt in der Straße Bouloi führen, Andere hingegen verlangten, man solle auf sämmtliche fremden Drucksachen einen so ungeheuern Zoll legen, daß ein aus Amsterdam kommender Band, zweimal so viel koste, als ein Band in Paris.

---

*) Aus den Polizei-Archiven gezogene Memoiren von Peuchet.

Schwankend hinsichtlich des zu ergreifenden Entschlusses, wandte sich Lenoir an den Kanzler um ihn zu bitten, ihm die Last mit welcher er beladen war, zu erleichtern. Nach erfolgter Entschließung dieses letztern, richtete der Polizeilieutenant folgenden Brief an die Aufsichtsbeamten der Bücherpolizei:

„Die mit meiner Stellung verbundenen massenhaften Geschäfte, erlauben mir es nicht, meine Herrn, meine völlige Aufmerksamkeit der Bücherpolizei zuzuwenden, ich habe daher an den Herrn Großsiegelbewahrer die Bitte stellen zu müssen geglaubt, einen Theil dieser Geschäfte dem Herrn Bittschriftenmeister Camus de la Neville zu übertragen, welcher somit von heute an, von diesen ihm zufallenden Geschäften Kenntniß nehmen, und alle jene erledigen wird, welche künftig zu seinen Amtsbefugnissen gehören sollen. Ich werde Ihnen jene Gegenstände bezeichnen, welchen ich meine Sorgfalt zu widmen fortfahren werde.

Das Bureau wird kommenden Donnerstag noch bei mir seyn, Sie werden sich also dahin begeben. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie diesem neuen Oberbeamten vorzustellen, und ihm jene Gefühle der Achtung und des Vertrauens einzuflößen, welche ich nicht aufhören werde, Ihnen gegenüber zu bewahren.

Ich bin mit vollkommenster ꝛc. ꝛc.

Lenoir.

Der Buchhandel hatte es nun fortan mit zwei, anstatt bisher mit einem Despoten zu thun. Es mußte nun eine Grenzlinie zwischen den beiden Reichen gezogen werden; nach verschiedenen Conferenzen wurde Folgendes festgesetzt:

Geschäfte des Polizeilieutenants.

1. Erlaubniß zur Einbringung von Büchern durch die Barrieren.
2. Uebergabe derselben an die Zollbehörde.
3. Die Beschlagnahme und verschobene Auslieferung von Büchern durch die Gehülfen der Pachtzölle, sowohl an den Barrieren von Paris, wie in den Provinzstädten.
4. Die in den Syndikatskammern von den Inspektoren oder Beamten der Bücherpolizei, sowie von den Pachtzollgehülfen bei deren Umgängen vollzogenen Beschlagnahmen verbotener Bücher.
5. Der jährliche Besuch der Syndikatskammer, um über das Schicksal der dort confiscirten oder suspendirten Bücher zu entscheiden.
6. Die Abnahme des von den neuen Bücherpolizeibeamten, sowie von den neuen Buchhändlern zu leistenden Eides.
7. Ueberwachung des Vollzugs der Vorschriften.
8. Ertheilung der Druck-Erlaubniß für Broschüren bis zu zwei Bogen.
9. Verbot oder Erlaubniß des Verkaufs von Werken aller Art, je nach den Umständen.
10. Alle auf des Königs Befehl vorzunehmenden Durchsuchungen, Beschlagnahmen oder Verhaftungen.
11. Censur der Theaterstücke.
12. Uebergabe eines Duplicates an den Beamten, hinsichtlich aller stillschweigenden Erlaubnisse. Zustellung einer Abschrift aller ergangenen Urtheile.

Geschäfte des Generaldirektors der Bücherpolizei.

(Einzelheiten aller Art von Drucksachen.)

1. Vorschläge zur Ernennung eines neuen Censors.
2. Ernennung des Censors für ein Werk.
3. Empfangnahme des Urtheils desselben.
4. Berichterstattung darüber an den Herrn Großsiegelbewahrer.
5. Zusammenstellung der erlassenen Urtheile und der gegebenen stillschweigenden Erlaubnisse und Vorlage an den Herrn Großsiegelbewahrer.
6. Vorschlag zur Ernennung von Inspectoren der Bücherpolizei, sowohl für Paris, wie für die Provinzen.
7. Unterzeichnung der Befehle wegen Zustellung von Büchern an die Syndicatskammer.
8. Die Verbreitung eines durchgesehenen und erlaubten Buches erlauben oder suspendiren.
9. Die Bestrafung des Buchhändlers, welcher vor erlangter Erlaubniß ein solches verkauft hat.
10. Empfangnahme der Klagen der Schriftsteller gegen die Buchhändler und Berichterstattung hierüber an den Herrn Großsiegelbewahrer; ebenso über die Privilegiumsgesuche, über die Weigerungen hinsichtlich der Einregistrirung solcher Privilegien bei der Syndicatskammer.
11. Klagen wegen Nachdrucks, Analysen, Auszüge, Plagiate.

Als dieser Vertrag einmal abgeschlossen war, machten sich die beiden Verfechter des Stillschweigens dahinter, gegen alle verbotenen Bücher zu Felde zu ziehen. Diese armen, zum Zerstampfen in der Papiermühle verurtheilten Bücher wurden wie wirkliche Staatsverbrecher in die Bastille gesperrt. Ein Befehl

wurde an den Gouverneur geschickt, alle Bücherballen zu öffnen, alle Exemplare jedes einzelnen Werkes zusammenzustellen und die Titel derselben in alphabetischer Ordnung auf dem Generalregister einzutragen; ferner sollte er 20 Exemplare jedes Werkes besonders legen, um in dem Depot der Bastille aufbewahrt zu werden; ebenso deren 12 bis 15 zur üblichen Vertheilung.

Später wurde dann der Tag zur Zerreißung bestimmt; eine Anzahl der Bücher mußten die niederen Bediensteten der Bastille zerreißen, die übrigen aber die Gesellen jenes Pappendeckelarbeiters, welcher die zerrissenen Exemplare zum Zerstampfen kaufte.

Die ganze Vorbereitung des Zerstampfens des Papiers fand im Beisein des Aufsehers der Archive statt, welcher darüber wachte, daß auch kein einziges Exemplar entwendet wurde. Alle hieraus erwachsenden Unkosten wurden von dem Erlös des verkauften zerrissenen Papiers bestritten. In den in der Bastille unter Lenoirs Siegel aufbewahrten Bücherballen hat man eine große Anzahl sehr unbedeutender Bücher vorgefunden. Da aber die Notizen, welche den Titel jedes einzelnen dieser Pamphlete schmückten, ziemlich bemerkenswerth sind, entschließe ich mich, folgende Liste zu veröffentlichen:

Anzahl der Exemplare.	Titel der Werke.	Notizen.
385	Ministerium des Herrn Grafen v. Maurepas.	Schmähschrift gegen diesen Minister.
400	Brief von Dargui.	Gegen den Herzog von Chartres.
73	Antwort des Herrn Bourboulon auf Herrn Neckers Rechenschaftsbericht.	

Werke, welche Herr Jacquet drucken ließ.*)

200	Betrachtungen über die Seeräuberei des Herrn Gombault.	
300	Provinzialverwaltung.	
79	Conversation der Frau Necker.	
534	Abhandlung über das Leben Antoinettes.	Abscheuliche Schmähschrift gegen die Königin.
34	Der Spieler von Dussault.	Schmähschrift gegen Hrn. Amelot und Andere.
500	Irrthümer und Nachtheile des Staats, von Pellisery.	Schmähschrift gegen Hrn. Necker.
300 / 400	Die Provinz-Verwaltung, von Herrn Le Trône.	Auf Befehl des Hrn. Großsiegelbewahrers u. des Hrn. Necker mit Beschlag belegt.

*) Dieser Jacquet hatte es sich einfallen lassen, Schmähschriften gegen die Königin zu fabriziren, um solche alsdann zu denunziren, in der Absicht, sich seine Dienste bezahlen zu lassen. Er war Lieutenant particulier. Eines Tages begibt er sich zu Herrn Maurepas, um diesen Minister davon zu benachrichtigen, daß man eine Schmähschrift gegen ihn drucke.

— Und wo denn, Jacquet? fragte ihn der Graf.

— In Holland.

Maurepas schrieb nach Holland und erlangte die Gewißheit, daß dort nichts gedruckt werde. Hierauf ließ er Lenoir kommen.

— Sind Sie auch von der Treue Ihres Jacquet überzeugt? fragte er ihn.

— Ganz sicher, erwiderte ihm dieser, und ohne ihn wäre mir keine Bücherpolizei möglich.

— Da Sie so außerordentlich sicher sind und da es ein getreuer Agent ist — so lassen Sie denselben alsbald nach Holland abreisen.

Lenoir nimmt den Befehl entgegen und sendet ihn alsbald an Jacquet, welcher auch wirklich nach Holland abreist, aber der Minister hatte an der Barriere Spione aufgestellt und der Spitzbube wurde mit dem Manu-

Die ganze Auflage.	Die Liebe Charlot's und Antoinette's.	Aeußerst obscöne Verse und Bilder gegen die Königin.
dto.	Brieftasche eines rothen Absatzes.	Schmähschrift gegen den ganzen Hof.
Die ganze Auflage eines zu London angekauften Werkes.	Versiegelter Koffer des Lord North.	Man hält es für eine Schmähschrift gegen die Königin.
Ganze Auflage.	Der Stachel, von Linguet.	Schmähschrift gegen den Hrn. Herzog v. Aiguillon und andere hohe Angestellte.
dto.	Vorrede zur Geschichte Ludwig XVI. in drei großen Bücherballen.	Diatribe über dessen Regierung und über deren Anfang.

Aber daran genügte es immer noch nicht, ein Buch einzusperren, es mußte auch noch abgeurtheilt werden. Es kam oft vor, daß der Angeklagte gar nicht gehört wurde. Man verurtheilte ihn so zu sagen auf den Titel des Buches hin.

Nachfolgendes Urtheil, welches Lenoir am 13. Mai 1783 erließ, kann uns einen Begriff von den andern geben:

Johann Carl Peter Lenoir, Ritter, Staatsrath, General-Polizeilieutenant der Stadt, Probstei und Grafschaft Paris.

„In Erwägung des allgemeinen Inhalts aller gedruckten Bücher, Kupferstiche und Bilder, welche seit dem Monat Juli zu Paris und dessen Umgebung, sowie in den Provinzen des Königreichs und in fremden Ländern, sey es in Folge königlicher

---

script, welches er in seiner Tasche bei sich trug, verhaftet. Man begnügte sich damit, ihn ministeriell zu bestrafen, d. h. man sperrte ihn ein. Er verdankte der Revolution von 1789 seine Freiheit.

oder der Befehle des gnädigsten Herrn Großsiegelbewahrers, oder auch durch unsere Verordnungen oder von uns in der buchhändlerischen Syndikatskammer erlassene Urtheile verboten und in das Schloß der Bastille geschickt wurden, befehlen wir nun hiemit, daß gedachte Druckwerke gänzlich unterdrückt und nach Ueblichkeit zerrissen, die Kupferplatten aber ausradirt und in Gegenwart des Archivaufsehers Herrn Martin und der Herren Offiziere des Generalstabs, deren Dienst die Anwesenheit erlaubt, zerbrochen werden sollen, und werden dieselben uns den Vollzug gegenwärtigen Befehls schriftlich bescheinigen, welche Bescheinigung, als Protocoll dienend, in den Archiven der Bastille aufbewahrt werden wird, um dort nach Erforderniß zu dienen.*)

Lenoir."

Unter dem Regiment dieser Barbaren wurden enorme Haufen von Druckwerken, Früchte des Genies großer Schriftsteller, welche damals in Frankreich für den freien Gedanken kämpften, in einen dreitausend und fünfzehn Pfund wiegenden Haufen Papierabfälle umgewandelt, welche der Schachtelmacher Tissel um den Preis von 7 L. 10 s. den Centner, zusammen für 226 L. 2 s. 6 d. als sein Eigenthum erstand.

Die hierauf ruhenden Kosten betrugen:

Für 7 Tage 3 Zerreißer à 3 Livres .	63 L.	— s.	— d.
Taglohn für 2 Mann	6 „	— „	— „
Trinkgeld für die Gesellen	3 „	— „	— „
Für den Fiaker des Guerin	15 „	12 „	— „
Es verblieb reiner Ueberschuß	138 „	10 „	6 „
Zusammen	226 L.	2 s.	6 d.

*) Biographie der General-Polizeilieutenants &c. in Frankreich, von St. Edme.

Wir sehen hieraus, sagt Manuel, daß Mahly, als er seine „Grundsätze der Moral“ verfaßte, weiter nichts als Pappendeckelschachteln gemacht hat, in welchen nun Damenhüte aufbewahrt werden.

Die in großer Anzahl auf der Polizeipräfektur vorgefundenen Dokumente, von welchen Manuel einen Theil in seiner „Pariser Polizei“ veröffentlichte, machen uns damit bekannt, unter welchen Einflüssen diese Bücher-Hinrichtungen stattfanden:

„Auf Befehl des Königs 2c.

Wird dem Herrn Henri, Inspektor der Polizei und des Bücherwesens, hiemit befohlen, den Herrn Buchdrucker Paire zu Angers, sowie alle Jene zu verhaften, welche bei dem Druck der „Nachträge zu den Briefen eines englischen Spions“ betheiligt waren, und dieselben nach der Bastille abzuführen.

So gegeben zu Versailles, am 6. Januar 1782.

Louis.
Amelot.“

Diesem Blitzstrahl folgte bald ein anderer, welcher die gesammte Druckerei des Herrn Paire vernichtete, nebst Befehl für die Kammer zu Angers, seine sämmtlichen Büchervorräthe nebst Buchhandlung zu verkaufen. Man kann sich kaum vorstellen, welches Mittel der Consul Herr Clerc, welcher für einen geistreichen Mann galt und sicherlich auch bieder war, angewendet hat, um die Begnadigung seines Freundes zu erlangen.

Nachdem er dem Polizeilieutenant die Reue Paire's, die von ihm erlittenen Unglücksfälle, seine in Thränen zerfließende Frau, einen Schwiegervater, welcher, am Stein leidend, sich so eben operiren lasse, vor Augen geführt hatte, fügte er endlich noch hinzu:

„Sie könnten dem Unglücklichen die Gnade, welche Se. Majestät, wie verlautet, den Verbrechern gewähren wird zuwenden, wenn Sie den Herrn Großsiegelbewahrer dazu bestimmten, Paire mit auf die Liste zu setzen.“

Dieser Vorschlag fiel Niemand auf. —

Unter dem Despotismus wird auf den persönlichen Stolz, auf die Achtung seiner selbst durchaus keine Rücksicht genommen, da das Gefühl der Würde nicht vorhanden ist.

Um einen Begriff davon zu geben, welche Rechte man damals dem Gedanken einräumte, darf man nur den Rathsbeschluß vom 22. März 1783 lesen, welcher allen Journalisten verbietet, einen Brief oder Abhandlung von irgend einer Person über Materien der Gesetzgebung oder der Rechtsgelehrtheit zu veröffentlichen, oder sich beikommen zu lassen, die Gesetze des Königreichs zu deuten.

Wenn man den Ministern glauben will, so befahl der König diese Verfolgungen. Ein Beweis hiefür nachfolgendes am 29. April 1782 an Herrn Lenoir gerichtete Briefchen:

„Der König hat mich diesen Morgen rufen lassen, mein Herr, und mir gesagt, daß Er absolut verlange, daß man genaueste Nachforschung wegen des Werkes, betitelt „Claude et Néron“ vornehme.

„Seine Majestät haben mir ferner zu erkennen gegeben, daß es Allerhöchstsein Wille ist, daß man die Polizei ihr Möglichstes thun lasse, um den Verfasser zu entdecken, und es wurde mir anbefohlen, deswegen die nöthigen Befehle zu geben und Bericht darüber zu erstatten.

„Ich bitte Sie somit, nichts zu verabsäumen und selbst die thätigsten Maßregeln zu ergreifen, um zu gedachtem Ziele zu gelangen.

„Meine Gesinnung Ihnen gegenüber, mein Herr, ist Ihnen bekannt.

Miromenil.“

Wir citiren endlich auch noch nachstehenden Brief des Herrn von Calonne an Herrn von Crosne, welcher eine officielle Achtserklärung enthält.

„Ich danke Ihnen dafür, mir ein Exemplar von dem Werke des Herrn Mirabeau geschickt zu haben. Indem er die Agiotage bekämpfte, ist er den Ansichten der Regierung beigetreten.

Aber dieses Verdienst wird mehr als ausgeglichen, durch das unverzeihliche Unrecht, ich sollte sagen durch die verbrecherische Kühnheit, auf eine eben so schamlose wie unvernünftige Art, verschiedene Operationen und Handlungen der Regierung, welche vom König und von gesetzlich ermächtigten Gesellschaften ausgehen, angegriffen zu haben.

Diese Betrachtung, von welcher ich, Sie werden es mir gerne glauben, alles dasjenige ausscheide, was mich persönlich betrifft, verpflichtet mich Ihnen anzuempfehlen, mit aller Strenge die Veröffentlichung dieses Buches zu hindern, weil es ein Mißbrauch des Talents und jener Duldsamkeit ist, welcher ein Ziel zu setzen nun nöthig wird.

Ich habe die Ehre mit aufrichtiger Ergebenheit zu seyn ꝛc.

v. Calonne.“

Versailles am 16. März 1787.

Wir können diesem Briefwechsel zwischen dem Minister und dem Polizeilieutenant hinsichtlich der erschienenen neuen Bücher bis zu den letzten Tagen des Königthums folgen, er wird um so interessanter, je mehr man darin die Vorboten der Revolution durchblicken sieht.

Schloß Fislancourt am 15. April.

„Ich habe erfahren, mein Herr, daß man in Paris den Prospectus eines periodischen Werkes, „der französische Patriot“ betitelt, von Brissot verbreitet, für welches die Erlaubniß weder verlangt, noch gegeben wurde, und woranf man bei dem Buchhändler Brissot fast offen subscribirt, welcher mich jedoch versichert, daß sein Name ohne seine Einwilligung genannt ist. Ich habe augenblicklich ein Rundschreiben an die Beamten der Pariser Syndikatskammer und an alle Inspektoren der Bücherpolizei in Frankreich erlassen, um die Verbreitung dieses Prospectus und des Journals, welches die Folge davon ist, zu verbieten. Ich habe dieses Rundschreiben völlig unterzeichnet an den Herrn Großsiegelbewahrer geschickt, damit er dasselbe, woran ich nicht zweifle, bestätige und in meine Bureaux zurückgelangen lasse; und am nämlichen Tage soll dasselbe alsdann noch gedruckt und ohne die geringste Verzögerung an alle Buchhändler und Buchdrucker in ganz Frankreich versendet werden. Ich habe die Ehre, Sie zu bitten, mein Herr, daß Sie Ihrerseits die genauesten Befehle geben, um die Verbreitung des in Frage stehenden Prospectus zu verhindern, und dieses gleichzeitige Einschreiten unserer beiden Verwaltungen ist um so nöthiger, da man es wahrscheinlich versuchen wird, dieses periodische Werk auf Pressen zu drucken, welche in Privathäusern stehen.

Sicherlich ist Ihnen der fragliche Prospectus bekannt, und er wird Ihnen wie mir, als der höchste Grad der durch die Straflosigkeit ermuthigten Kühnheit erscheinen.

Ich habe die Ehre mit achtungsvoller Ergebenheit zu seyn rc.

v. Maissemi.“

Je mehr diesen zwergartigen Schergen des Despotismus die Revolution durch ihre Fortschritte über den Kopf wächst, desto

furchtsamer werden sie, und bereits wagen sie es nicht mehr, in zu offener Weise Unterdrückungsmaßregeln zu ergreifen.

Wir finden ein weiteres Briefchen des Herrn von Maissemi, welches uns sehr bemerkenswerth und sehr bedeutungsvoll scheint:

„Man versichert mich, mein Herr, daß die Fortsetzung des Briefwechsels v. Mirabeau um vier Uhr zu Paris ausgegeben werden wird.

Wenn es Ihnen möglich würde, aufzupassen, bei der Jury selbst eine gewisse Anzahl von Exemplaren mit Beschlag zu belegen und dort ein Protokoll darüber aufnehmen zu lassen, so wäre dies eine herrliche Sache."

Ist das Erreichen dieser herrlichen Sache nach so bündigen und herrischen Befehlen, welche wir gesehen haben, nicht Goldes werth? und kennzeichnet das nicht die damaligen Zustände? — Von da an wurde es dem Despotismus unmöglich, solche kleinen Auskunftsmittel und geheimen Verfolgungen anzuwenden, die Morgenröthe der freien Presse war angebrochen; die Revolution schwebte bereits in der Luft. — *)

Zehntes Kapitel.

Bruchstücke aus einem Bericht über Robespierre.

.... Was den Herrn v. Robespierre betrifft, so vermag ich Ihnen bis jetzt nur vom Hörensagen über denselben zu berichten, da ich ihn noch nicht genau kenne. Trotz des Entgegenkommens, welches ich ihm bewiesen habe und trotz aller meiner Aufmerksamkeit, hat mich dieser kleine Advocat, anstatt mich anzuhören und mir zu antworten, so strenge ins Auge

*) Die Pariser Polizei entschleiert, von Manuel.

gefaßt, daß ich mich vorerst fast ganz außer Fassung gebracht sah. Ohne die von mir beobachtete Vorsicht, nämlich nie bei dem Gerichtshof oder in den Bureaux mich zu zeigen, hätte ich wahrlich glauben können, man hätte mich an ihn verrathen. Ich liebe derartige Blicke nicht; ich habe stets das Vorurtheil, daß man mich errathe. Glücklicher Weise hat mich Fräulein Deshorties aus der Verlegenheit gezogen; indem sie herbeieilend zu ihm sagte, daß der Café aufgetragen sey. Er beeilte sich, ihr durch eine Verbeugung zu danken, und hierauf verließ er uns.

Ich halte ihn für stolz, man behauptet aber, er sey zerstreut. Man hat mir als Beweis für diese Behauptung erzählt, daß er eines Abends in einem Salon auf und ab gehend, viermal hintereinander sich einem zudringlichen Menschen gegenüber befand, welcher sich stets beeilte auf ihn zuzugehen, obgleich er gerade Alles aufbot, dieses zu vermeiden.

— Wer ist denn dieser Mann, welcher mir so zudringlich wird? fragte er die Dame vom Hause. Der Richtung folgend, welche er mit der Hand bezeichnete, erkannte man, daß Herr von Robespierre sich selbst mehrere Mal in einem Spiegel begegnet war. Wenn dieses Versehen keine Fabel ist, so hat sie ihre lustige Seite. Hat man mir dies vielleicht als eine Art Entschuldigung erzählt? ich weiß es nicht. Trotz des Vorurtheils, welches Ihnen diese Sonderbarkeit gegen ihn einflößen könnte, hat Herr v. Robespierre dennoch ein gutes Aussehen, obgleich eine etwas blasse weibische Gesichtsfarbe. Ich halte ihn für schwächlich und sehr nervöser Körperbeschaffenheit. Er verabscheut die heftigen Vergnügen, und Herrn Deshorties, welcher ihm am nämlichen Abend in meiner Gegenwart von der Einladung zu einer Jagdparthie sprach, welche er annehmen würde, wenn auch er seine Zustimmung dazu gäbe, antwortete er blos mit einem Kopfschütteln, indem er gleichzeitig die Feuerwaffen, welche man ihm zeigte, von sich wies. Diese Geberde drückte eine Art von Widerwillen aus,

ich sah sogar in seinem Auge eine Thräne glänzen und ein Lächeln über seine Lippen ziehen, als man mit ihm von dem Wildpret sprach, welches man ohne allen Zweifel nach Hause bringen werde. Man hält ihn für den größten Taubenfreund, mit welchen er girrt: Ich halte ihn für einen verweichlichten Menschen, und rechne ihn unter die Zahl jener unserer Schwätzer, welche man zur Vernunft bringen kann, sobald man sie nur mit einem gewissen Blick anzusehen versteht. Mirabeau, welcher sich bemüht, uns Angst zu machen, behauptet, daß diese so behutsamen Leute welche ihre Zeit ebensowenig beim Vergnügen sparen, wie sie ihre Person in dem Handgemenge vertheidigen, trotz ihrer anscheinenden Feigheit, dennoch eine weit trotzigere Natur besäßen, als man glaubte.

„Aber Mirabeau, welcher sich für seine zu Vincennes erstandene Haft bezahlt machen will, vergrößert außergewöhnlich die Anzahl der Leute seines Schlages, damit man sie ihm alle zumal abkaufe. Er ist im Stande uns alle Jene zu einem wahnsinnigen Preise anzubieten, welche sich selbst sammt und sonders für einen Thaler geben würden. Ich will mich durch diesen großen Phrasen-Krämer nicht einschläfern lassen. Herr v. Robespierre ist nicht reich, und gewisse Bedenklichkeiten, welche auf einem Theile des ihm zukommenden väterlichen Erbtheils lasten, können vermittelst der Nachforschungen der Polizei beseitigt werden. Es handelt sich um Folgendes: man weiß nämlich bis jetzt noch nicht, was aus seinem Vater geworden, welcher schon seit langer Zeit verschwunden ist. Seit vielen Wochen ist auf sein bäuerliches Nest in der Umgegend von Arras Beschlag gelegt, und zwar aus dem Grunde, weil Robespierre's Vater, das Oberhaupt dieser Familie und Advokat im Rath des Artois, zwei Jahre nach dem Tode seiner Frau, über deren Verlust er sich nicht trösten konnte, eine Reise angetreten und man bis jetzt nicht weiß, wo der gute Mann hingerathen und was aus

ihm geworden ist. Der Sohn ist dadurch in großer Noth, und erwartet ihn jeden Tag wieder kommen zu sehen. Seiner kindlichen Liebe schreibt man seine Bestrebungen zu, sich zum Repräsentanten ernennen zu lassen, in der Hoffnung, daß der Wiederschall seines Ruhmes, seinen Vater aus den Zellen irgend einer Carthause hervorlocken werde. Sie sehen also, die Deputationen begünstigen kleine Romane. Ich werde mir über dies Alles genaue Notizen von einem seiner Freunde verschaffen, mit welchem er in der Straße Saintonge im Marais zusammenwohnt. Dieser Freund ist ebenfalls ein großer Liebhaber von Vögeln, wie auch Herr v. Robespierre, sie ziehen etliche Hundert derselben in einem ziemlich hübschen Vogelschlage auf, denn diese Herren sind feine Vogelsteller, wenn sie auch keine Deputirte vom ersten Schlage sind. Diese Liebhaberei für Thiere schreibt sich aus der Jugend her. Wenn ich mich dahinter mache, Herrn v. Robespierre durch falsche oder wahre Erkundigungen hinsichtlich seines Vaters zu erheitern, wenn der Minister rechtzeitig einschreitet, um die Episode zu lösen, alsdann glaube ich, daß dieser Mann leicht einer der Unsern werden kann, um so mehr, da er eine Unbefangenheit des Geistes besitzt, welcher nichts gleichkommt. Florian hat in seiner Galathée keinen größern Pinsel geschildert; ich finde, daß man im Allgemeinen die Wichtigkeit dieser Provinzadvokaten übertreibt, welche meistentheils keinen Heller besitzen und von Freiheit und Gleichheit reden, weil es heute so Mode ist, und welchen die Philosophen am Gerichtshofe, wo jedermann sich adeln und den großen Herrn spielen möchte, die Köpfe verdreht haben.

Herr v. Robespierre vergißt es niemals, sich mit dem „von" anmelden zu lassen, und wenn, was vorkommen kann, der Lakai sich erlaubt, die Meldung auf eine nachlässige Art zu besorgen, so habe ich bis jetzt noch nicht bemerkt, daß unser Volksapostel dazu geschwiegen hätte. Seine Zerstreuung dient ihm wahr-

scheinlich zum Vorwand, um desto besser beobachten zu können. Nebenbei und trotz seines bescheidenen Vermögens zeigt er eine Koketterie in seinem Anzuge, welche kaum den Edelmann verkennen läßt.

Er ist gepudert, trägt Manchetten, Schnallenschuhe und schreitet mit Gravität einher, daß man fast glauben sollte, er fordere die Blicke der Mitwelt heraus; dann hat er auch noch Absichten auf die Hand des Fräulein Deshorties, und verfertigt für dieselbe ziemlich flache Madrigale. Diese feine durchtriebene Fliege aus der Franche Comté, empfängt deren aber aus allen Händen, und die Pracht, welche sie entfaltet, um bei ihren Eltern die Deputirten der Generalstaaten zu empfangen, trägt, so will es mir wenigstens scheinen, viel dazu bei, diesen furchtsamen, eifersüchtigen und lächerlichen Liebhaber zu fesseln. Er hat sich prellen lassen, indem er in diese schlaue Familie gewandtere Stutzer als er ist, einführte, welche sich auf ein sehr beredtes Augenspiel verstehen, und einen sehr lebhaften Liebesbriefwechsel unterhalten.

Die Kleine sieht sich dadurch in den Himmel versetzt. Er gibt sich gegenüber diesem schönen Kinde ein sprödes Ansehen, vielleicht deshalb, damit ihn alle Geladenen nachahmen, aber er sollte doch endlich einmal beginnen, seine Thorheit einzusehen.

Man hat einige Bälle gegeben und ich habe ihn nie tanzen gesehen.

Die Liebhaber umgaben ihn mit geschickten und schlauen Gästen, welche ihn durch Komplimente zu gewinnen suchen. Zwischen der Liebe und der Eitelkeit umherschwankend, gleichte er dem Esel Buridan's; er befindet sich zwischen Haber auf feurigen Kohlen. Man muß ihn nicht erkaufen, man muß ihn erschmeicheln. Er möchte sich gerne verzehnfachen, er möchte sich Allen jenen gerne ganz geben, welche ihn einen großen Mann nennen. Dumont de Genève, welcher wie Mirabeau

unsterblich seyn möchte, und welcher auch gewöhnlich dessen Manieren nachzuahmen sucht, vorausgesetzt, daß es ihm gelingt von Zeit zu Zeit einen seiner Gedanken zu belauschen, sagte mir erst gestern in etwas aufgeregtem Zustande über seinen Freund, Herrn v. Robespierre: „Er ist ein einfältiger Tropf, er glaubt noch an die Tugend. Unter uns gesagt, er kann nicht trinken und hat Furcht vor den Frauenzimmern, ich sehe in diesem Träumer nur einen Seminaristen, aus welchem nichts zu machen seyn wird. Er ist im Stande wie Fenelon gegen die Wirthshäuser und wie Sokrates gegen die Frauen zu reden, einfach deshalb, weil er unter den Unterröcken und in den Weinflaschen Verfälschungen gefunden haben wird.

Dabei glaubt er, man könne Reformen mit Rosenwasser machen, und daß man Mißbräuche wegschneiden kann, gerade wie man die Hühneraugen wegschneidet, nämlich ohne Schmerz.

Er kennt die Geschichte nicht und er sollte vorerst zwei oder drei Monate nach Constantinopel gehen, um sie dort zu studiren. Er hat die Sentimentalität aus den Werken Jean Jacques seines Steckenpferdes und seines Gottes geschöpft.

Nach diesen Mittheilungen werden Sie nun selbst erkennen, gnädiger Herr, was Sie zu thun haben; wenn es mir aber erlaubt wäre, eine Ansicht auszusprechen, alsdann würde ich sagen, daß der Hof im Allgemeinen zu rücksichtsvoll gegen solche Puppen verfährt.

Wenn alle diese Flegel aus der Provinz der Reihe nach zugelassen würden, der Königin die Hand küssen zu dürfen, alsdann würde man selbst den Widerspenstigsten an der Nase herumführen können, denn sie sind wie der Teufel auf den Empfang bei Hof und auf die Galladiners lüstern. Sie tadeln den Luxus des Hofes, weil sie nicht auch ein wenig davon genießen können, und sie verbreiten mit Herzensfreude die

albernsten Lügen von diesen Tausend und Einem Vergnügen, zu welchem einzuladen man sie nicht für würdig erachtet hatte.

Ich weiß, daß Herr v. Robespierre ein Zögling des Lyceums Louis le Grand, in großen freundschaftlichen Beziehungen zu den Kanonicis des Kapitels von Paris steht, und sehr oft mit ihnen speist.

Der Abbé von St. Waast ist ein Anverwandter des verstorbenen Laroche, welcher ihm ein Stipendium auf Kosten des Königs verschaffte. Ich werde diese Priester beobachten lassen wenn es nöthig ist, und wenn Sie es wollen. Aber ist es in einem Kampf gegen Tiger nicht kindisch, gnädiger Herr, auf Fliegen zu zielen? Dieser Taugenichts aus Arras ist aber nichts neben einem Mirabeau; sparen wir also das Holz unserer Pfeile für bessere Zielscheiben.

Diese kleinen Volkslieblinge werden durch den Rückprall des Schlages zusammenstürzen, welcher die großen Volksführer stürzen wird. Ich habe Ihre Neugierde befriedigen müssen, und die Entschuldigung dieses Theils meines Berichtes liegt in Ihrem fest ausgesprochenen Wunsche.

Wenn sich dazu Gelegenheit bietet, sucht man stets die Unbestechlichkeit des Herrn von Robespierre hervorzuheben, man benützt hiezu zwei oder drei Anekdoten aus der Zeit seiner Advokatur zu Arras. Einem seiner Clienten verweigerte er eines Tages seinen Beistand, ich weiß nicht in welcher faulen Sache. Der Client dringt aber in ihn, zu plädiren. „Nein, mein Herr, sagte der Cincinnatus von Arras, ich bin zu jung um eine so schlechte Sache zu gewinnen, und unter meinen Collegen finden Sie eine hinlänglich große Anzahl alter Spitzbuben.“ Mit derartigen Kunststückchen hat er seine Wahl durchgesetzt. Trotz Dumont (de Genève) sage ich aber doch, es ist nur ein Aushängeschild, außerdem hangen die Tugenden eines solchen Finanzcontroleurs des Weltalls an der Spitze

seiner Feder und an seinem Dintenfaß. Bei dem strengsten dieser Sittenprediger bedarf es weiter nichts als eines Schnörkels, einer Unterschrift; bei Herrn v. Robespierre kostet es aber höchstens einen Bückling und ein Compliment, und sobald ich die nöthige Auskunft haben werde, stehe ich dafür, diese Festung zu nehmen.

Dieser Bericht ist mit C. unterzeichnet, der Styl desselben hat uns nicht auf die Spur geführt. *)

Man muß gewiß zugeben, daß dieser schöne Bericht die merkwürdigsten Details enthält, welche jemals von Polizeihand geschrieben wurden. Man ersieht daraus, wie dieser große der Gesellschaft so nützliche, so wohl organisirte Körper, welcher, so lange es sich blos um die Entdeckung des Thäters eines Verbrechens und um dessen Verfolgung handelt, die Menschen auch mit vieler Geistesschärfe beurtheilt und würdigt, daß dieser Körper gleich zum Klatschweibe wird, sobald er aus seiner Sphäre heraustritt und sich bis in das Bereich der Politik erheben will.

Dieser Bericht gehört der Polizei des Königthums an, welches damals mit den Männern der Revolution im Kampfe lag.

Man wird in einer andern Abtheilung dieses Werkes sehen, was die Polizei der Revolution und besonders jene des nämlichen Robespierre gewesen ist, als sie sich mit den Anschlägen der Männer des Königthums und mit den persönlichen Gegnern des Diktators im Kampfe befand.

---

*) Aus den Polizei-Archiven gezogene Memoiren von Peuchet.

Ende des ersten Bandes.

Homburg, C.

Polizei-Geheimnisse Deutsch von C. Homburg

Bd.: 1

Stuttgart 1865